

School of Theology at Claremont



1001 1393026

Briefwechsel  
zwischen  
Hermann Oeser  
und  
Dora Schlatter



The Library  
SCHOOL OF THEOLOGY  
AT CLAREMONT

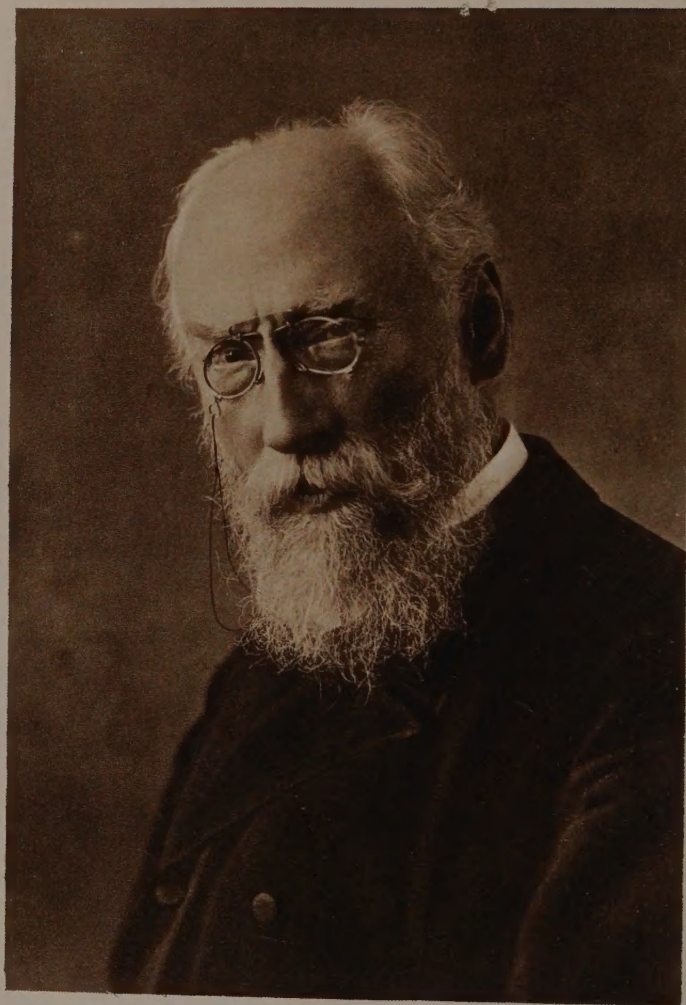
WEST FOOTHILL AT COLLEGE AVENUE  
CLAREMONT, CALIFORNIA











*Dr. James R. P.*

2443  
037  
Z52  
1929

# B r i e f w e c h s e l

zwischen

Hermann Defer und  
Dora Schlatter

Herausgegeben von

Emmy Defer und Salomon Schlatter †

Mit Einleitung von

Paul Jaeger

Achte Auflage



---

Verlegt bei Eugen Salzer in Heilbronn

1929

Theology Library  
SCHOOL OF THEOLOGY  
AT CLAREMONT  
California

Copyright 1920 by Eugen Salzer, Heilbronn

Druck von Holzinger & Co., Stuttgart

## Zum Geleit

In einer Anzeige von Thomas Carlyles Lebenserinnerungen schrieb Hermann Deser in der „Christlichen Welt“: „Carlyle nicht zu kennen und nicht zu lieben, ist ein Unglück, das nur der in seinem ganzen Umfang ermessen kann, der ihn liebt, wie der Sehende weiß, was dem Blinden vorenthalten ist.“ (1897, Sp. 1197.)

Wer Hermann Deser näher gekannt hat, möchte heute diese seine Worte von ihm selber sagen. Für den wenigstens, der diese einleitenden Worte schreiben darf, gehört das Erlebnis dieses Mannes zu den großen, reinen, unverdienten Lebensgütern. Er weiß, daß das alle die verstehen, die einmal in den Sonnenschein seines Wesens geraten sind.

Und was für eine Frau muß das gewesen sein, der dieser Mann diese herzlichen, strömenden Briefe schreiben konnte, die hiermit in die Hände des deutschen Volkes gelegt werden! Ich habe Frau Dora leider nie Auge in Auge gesehen, aber in Desers Augen habe ich den hellen Schein gesehen und habe die warme Herzlichkeit empfunden, wenn er von ihr und ihrem lieben Manne sprach. Wie muß er ihrem Wesen vertraut haben, wenn er an sie schreiben konnte: „Es ist so geworden, daß ich eigentlich alles, was uns tiefer bewegt, gleich zum Befragen zu Ihnen bringen möchte!“ (S. 137). Oder noch schöner ein paar Jahre später: „Meine Seele läuft manchmal wie ein Büblein zu Ihnen, um Sie etwas zu fragen, oder Ihnen etwas zu zeigen.“ (S. 192.) Und „Wenn wir zusammen lebten, trüge ich alle meine religiösen Fragen zu Ihnen, denn in diesen lebe ich und atme ich.“ (S. 216.)

Diesen beiden reinen, reichen Menschen dürfen wir nun hier still zuhören, wie sie vertraut und herzlich über Ewiges und Alltägliches reden. Zwei freundliche Menschen, die Allernächsten der beiden, Frau Emmy Deser und Herr Salomon Schlatter, haben uns hereingerufen, damit auch wir mit ihnen dieser tiefen, warmen Freundschaft noch einmal von Herzen



froh werden. Zwei Lebensmelodien sind da zusammengekommen, die sich schlicht und klar, wie von selbst, zusammenfügen, und aus dem stillen Hintergrund treten je länger, desto deutlicher noch andere Stimmen hinzu und klingen freundlich und belebend mit. Und gerade dieses herzliche Miteinstimmen zeigt diese Freundschaft erst in ihrer ganzen Reinheit.

Daß in diesem Vierklang *Desers* Stimme die Führung hat, ergibt sich von Anfang an mit ruhiger Selbstverständlichkeit aus seiner überlegenen und umfassenden Geistesart. *Dora Schlatter* hätte es nie anders haben wollen. Aber daß wir nun Zeugen dieses herzlichen Austausches sein dürfen, das verdanken wir gerade ihr, der stillen Frau, die durch ihr offenes Zutrauen dem zuerst gänzlich Fremden diese Kundgebungen seines ungewöhnlich tiefen Lebens entlockt hat. Wer sich ihrer Briefe recht gründlich freuen will, der sollte sich das feine Büchlein nicht entgehen lassen, das ihr Gatte, *Salomon Schlatter*, über ihren Lebensgang geschrieben hat.\*) Man schaut dort durch ein kleines Fenster in ein stilles, leidenreiches, segensreiches Leben. Auch daß wir nun diese erquickenden Briefe in den Händen haben, gehört mit zu den Segensspuren ihres Lebensganges. Denn wie kann man sich anwehen lassen durch die Luft, die hier strömt, ohne gesegnet zu werden? Ich gestehe, daß ich beim Lesen dieser Lebensdokumente ein so reines, tiefes Glück empfunden habe, wie schon lange nicht. Es strömt darin eine Reinheit, Wahrhaftigkeit und Seelenwärme, die einem gerade in dieser Zeit im Innersten wohl tut. Und es sollte nun bald nicht mehr nötig sein, daß man Deutschen, die ihre innere Heimat suchen, erst noch sagen muß, wer *Hermann Defer* war. Eine stille Schweizer Frau bringt ihn hier seinem Volke.

Burzeit scheinen ihn viele wirklich noch nicht zu kennen, denen er eine Erquickung und ein Führer sein könnte. Wir sind jetzt dabei, uns den Staub aus den Augen zu reiben, der beim Einsturz des Deutschen Hauses aus dem Schutt aufstieg. Nun soll der Wiederaufbau der Heimat beginnen. Daß er von innen kommen

---

\*) „Zum Licht empor!“ Eine kleine Lebensskizze *Dora Schlatters* mit Auszügen aus ihren Briefen von *S. Schlatter*. St. Gallen, Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft 1915. 10. erweiterte Auflage 1919.

muß, ist jedem klar, der die Gesetze des Organischen kennt. Darum sollten wir jetzt auf die Menschen achten, die uns mit ihrem ganzen Wesen nach innen weisen. Einer, der wie wenige insofern daheim war, ist Hermann De ser. Er war auch Großherzoglich Badischer Hofrat, Seminardirektor, Doktor der Philosophie; aber er gehört zu den Menschen, an denen die Titel nicht haften, weil das rein Menschliche, Bedeutende zu warm und stark ist. Am meisten hielt er selbst, wenn denn von einem Titel die Rede sein sollte, auf seinen Dokortitel; der hatte für ihn noch den alten verpflichtenden Klang, wie ihn Luther so stark empfunden hatte. Und an der Philosophie war ihm die Stellung zum Leben das Wichtigste. Darin ist er ein hervorragender Lehrer gewesen, ein wirklicher, schmerzgeborener „Lehrer der Weisheit“ im alten guten Sinne. Woran kann sich wirkliche Weisheit deutlicher zeigen als in der Stellung zum Leben — und was dasselbe ist: zum Leiden?

■

Er war nie ein Mann der Masse; einer von den Geräuschlosen, Unaufdringlichen, von denen das alte Prophetenwort gilt: „Er wird nicht schreien, noch rufen, und seine Stimme wird man nicht hören auf den Gassen.“ (Jesaja 42, 2.) Man kann seine Bücher auch nicht jedermann geben. Denen nicht, die nicht bei sich selbst sein können, sondern außen gezupft und gekitzelt sein wollen und hastig durch die Zeilen rasen, weil sie nach neuen Spannungen suchen, während hier einer redet, der innere peinliche Spannungen lösen möchte. Aber wer mitten im quälenden Treiben des Lebens einen stillen, freundlich-ernsten „Sonntag-Nachmittag“ sucht, eine „Abendstunde“, in der man ausruht, so wie die Dorfleute auszuruhen verstehen, und dann Dinge, Menschen, Farben, Ereignisse ruhig trinken, — sub specie aeterni, ohne es zu wissen, — der wird bei ihm ein freundliches Heim voll Innensonne und Reinheit finden. Denn sein ganzes Wesen ist aus einer tiefliegenden Wehmut heraus sonnwärts gerichtet. „Sonnwärts“ steht auch auf seinem Exlibris und auf dem Titel eines kleinen Büchleins, das seine Gattin aus dem Nachlaß herausgegeben hat. Und was tut uns Deutschen jetzt mehr not, als daß wir „sonnwärts nach innen“ geführt werden, damit unsere verbogenen und zerknitterten Seelen sich wieder entfalten und recken

zu ~~nimmer~~ Zukunftsarbeit, aus Schächten und Schätzen hervor,  
die vor dem Griff der Feinde sicher sind!

Ein Mann von fast Goethescher Bildungsweite, von erstaunlichem Wissen, stand Hermann Deser fest und klar und gütig in seinem Kreise — ein Wahrheitsucher, Gottsucher von unbestechlicher Wahrhaftigkeit. Aber er suchte nicht kaltes Licht.

Sie geben ach! nicht immer Blut,  
Der Wahrheit helle Strahlen.  
Wohl denen, die des Wissens Gut  
Nicht mit dem Herzen zahlen!

(Schiller, „Licht und Wärme“.)

Diesen Preis des Herzens hat er nicht gezahlt. Aber die Versuchung, es zu tun, ist auch an ihn herangetreten. In Zeiten, als ungeschickte Hände ihm das ewige Licht verdunkelt hatten, als der grell aufstrahlende Naturalismus weithin sein kaltes, hoffnungsloses Licht warf, ist auch er eine Zeitlang — wie er sagte — „aus dem Christentum ausgewandert“. Wie er wieder eingewandert ist, hat er in dem Büchlein „Am Wege und abseits“ in dem Kapitel: „Die Pietistenbank“ erzählt. Und aus einem Briefe an Dora Schlatter erfahren wir, welche Menschen ihm wieder Mut zur Heimkehr gemacht haben: G o e t h e, und die beiden Theologen A d o l f H a r n a c k und W i l h e l m H e r r m a n n (Marburg). Vor allem aber hat der Eine, dessen Bild ihm seine Mutter, das stille Heiligtum einer Seele, voll Ehrfurcht in die weiche Jugend gesenkt hatte, und dessen Geheimnis ihm immer im verborgenen leuchtete, wie die ewige Lampe im Dunkel der Kapelle, — Er, den er nach Thomas Carlyles Art am liebsten s c h w e i g e n d verehrte, ihn nie losgelassen. So kam er wieder heim. Nun kannte er den Frost und die Heimatlosigkeit der „naturalistisch aufgeklärten“ Seele; er hatte alles redlich durchgezweifelt, was er aus dem väterlichen lutherischen Pfarrhause zu Lindheim in Hessen mitgebracht hatte. Aber der Schriftstellername seines Vaters „D. Glaubrecht“ (Deser glaub recht!) hat ihn als ein stiller Zuruf immer und nicht vergeblich begleitet. Das Wort aus dem „Faust“ von dem Wiederaufbau der zerbrochenen Welt:

Mächtiger  
Der Erdensöhne,  
Prächtiger  
Baue sie wieder,  
In deinem Busen  
Baue sie auf!

— das hat er treulich wahr gemacht. Inniger hat er die zerstörte Welt wieder aufgebaut. Darum konnte er nun auch so vielen helfen. Er hatte von seiner Wanderung das große *Verstehen* mitgebracht und hatte nun für die Seelennot der Suchenden, Leidenden und Verirrten den tröstlichen und versöhnenden Händedruck. So war er zu dem officium der *Seelsorge* gekommen, obgleich er kein offizieller „Seelsorger“ war. Er war es nicht durch Ordination, sondern von Gottes Gnaden. Davon sind diese Briefe an die schwer kämpfende Schweizer Freundin ein einzelnes, schönes, echtes Zeugnis. Aber wie viele Bedrückte und Gequälte sind in dem Menschenalter seines reifen Wirkens im stillen zu ihm gekommen und getrost und freudig wieder von ihm gegangen!

\*

Denen, die ihn persönlich kannten, ersteht nun sein Bild in den vorliegenden Briefen mit überraschender und beglückender Naturtreue. Wer je mit ihm gesprochen hat, hört hier zwischen den Zeilen mit immer neuer Freude den unverkennbaren Klang seiner Stimme, den vertrauten Wechsel und Tonfall und sieht in seinem freundlichen Gesichte den Reichtum des Ausdrucks vom großen schwermütigen Ernst bis zum schalkhaften Augenzwinkern. Und immer hört man den feierlichen Ton, den sein Wesen annahm, wenn er vor dem großen Geheimnis des Lebens stand, diese große Ehrfurcht, die bei ihm mit den Jahren immer tiefer wurde und sich doch so herzlich mit der Freude an etwas Lustigem vertrug. Es gab Augenblicke, wo man die Wellen überwältigender Fröhlichkeit ganz still, aber deutlich über ihm zusammenschlagen sah. Man muß ihn einmal in einer guten Aufführung von Gustav Frenstags „Journalisten“ gesehen haben! Er konnte ganz und gar stille Heiterkeit sein und ganz und gar leibhaftige Wehmuth. „Was für Ozeane liegen im Menschen!“ hat Thomas Carlyle einmal ausgerufen.

\*

\*

Es war nicht leicht, ihn wirklich kennenzulernen. Manchem müssen zuweilen seine Äußerungen geradezu rätselhaft erschienen sein. Er war nicht selten verwegen in der Formulierung seiner Gedanken, ängstlich durch die Prägnanz des Ausdrucks, und manchmal mögen kurz hingeworfene Bemerkungen einen völlig falschen Eindruck von seiner innersten Haltung gegeben haben. Er konnte z. B. gelegentlich über Christentum und Kirche sprechen, als sei er ein Spötter. Und doch: mit welcher echten Demut setzte sich dieser reiche Mann Sonntags unter die Kanzel, und wie fest hatte er das Evangelium Jesu in sich aufgenommen! Es ist bezeichnend, daß ihm gerade die Freudigkeit des religiösen Elements an Dora Schlatter angezogen hatte (S. 70). Und wenn der ein Christ ist, der das Kreuz verstanden hat, dann war er einer. „Alles in Kraft umsetzen“, — diese Losung hatte er auf Golgatha gelernt. Darum lehnte er unter anderem die Hofmannsche Christusdarstellung so entschieden ab — „Promenadenwege links an Golgatha vorbei“. (S. 196.)

Aber wie köstlich konnte dieser innige Christ über den „wahren“ Christen scherzen; wer ihn nur flüchtig hörte, konnte dadurch auf völlig irrige Vermutungen geführt werden. Das galt auch von gelegentlichen scharfen Äußerungen über Theologie und Theologen (S. 234). Er war selber Theologe, aber ohne Anführungszeichen, und ist es immer mehr geworden. Vor zehn Jahren schrieb er mir das paradoxe Wort: „Ich gab die Theologie auf, um sie nie aufzugeben“. In der Tat: er war ein Theologe, wie er sein soll; mit einer unüberwindlichen Abneigung gegen alle dogmatische Erstarrung und Einschnürung des Lebens, weil er „die grandiose Unbekümmertheit der Bibel um dogmatische Eingrenzung von Lebensvorgängen kannte“ (S. 65) mit einem unstillbaren Hunger nach Wirklichkeit des religiösen Lebens. Von einem Pfarrer sagte er einmal im Tone freudiger Zustimmung: „Er ‚predigt‘ nicht, er sagt lauter wirkliche Dinge.“ In dieser Sehnsucht nach herzlicher Einfachheit und Einfalt und in der stillschweigenden Ablehnung aller dogmatischen Härte in Fragen des Glaubens traf er mit Dora Schlatter zusammen; das machte für beide das Verstehen in diesem großen Anliegen so sicher und klar. Wieviel könnten gerade Theologen aus Desfers Büchern und ganz besonders aus diesen Briefen lesen!



Das Anregende bei ihm ist, daß dieser Theologe, der „von Gott gelehrt ist“ (Jeremia 31, 34) mit Bewußtsein immer die „Laienbedürfnisse“ vertritt. Darum verfehlen ja die christlichen Prediger so oft die geistige Situation, weil sie diese inneren Anliegen der Nichttheologen nicht kennen und verstehen. Was für ein Programm für den Theologen liegt in Desers Leitgedanken: „Gerechtigkeit und Liebe für die moderne Welt, auch wo sie krank ist!“ (S. 214) und in dem Worte, daß das Christentum „jenseits der Zäune, außerhalb der leeren Brunnen, hoch über den Gassen steht“ (S. 182). Auch das tapfere Wort von den Antipathien, die ihm „der Zwang zur Gerechtigkeit“ sind, gehört hierher. So in den religiösen Fragen „leben und atmen“ (S. 216) und das zum Licht Drängende mit solchem tiefen Verstehen erfassen, Gott erkennen überall, wo und wie er auch sich offenbare, — wie es dieser aufrichtige Mann getan hat, das macht den rechten Theologen.

Und die „Deutsche Theologie“ des alten Frankfurters hat ihn mit Frau Dora zusammengeführt.

■            \*            ■

Es ist ganz vergeblich, ihn in einer theologischen Partei unterzubringen. Dieser stille Gottsucher wurde von den konservativ gerichteten Gemeindegliedern in die Kirchenvertretung gewählt, und dieser Vertreter der „Altgläubigen“ konnte so über Adolf Harnack schreiben, wie er es S. 110 getan hat! Er konnte tiefe Freude an dem Wahrheitsernst kritischer Theologen haben, eben weil ihm das Wesentliche „jenseits der Zäune“ stand. Als ihn ein wohlmeinender Vertreter der kirchlichen Rechten in ernster Sorge vor einem jüngeren kritischen Theologen mit dem Hinweise meinte warnen zu müssen: „er hat den Herrn Christus nicht!“ — sagte Dese in seiner freundlichen Art: „Seien Sie unbesorgt, der Herr Christus hat ihn.“ So tief hatte dieser „Nichttheologe“ verstanden, worauf es ankommt! Aber aus demselben Grunde lehnte er auch ruhig und bestimmt allen theologischen Rationalismus auf der kirchlichen Linken ab, der ihm das Geheimnis um Jesus nicht respektierte. Er wollte jedoch auch dabei keinen Zweifel darüber lassen, daß ihm der Heiland „kein Halbgeborener“ sei, sondern ein Mensch mit Vater und Mutter.

Daß diese Seelensonne in dieser Welt scheinen konnte, das war ihm das große Lebensmysterium.



Er hatte in diesen Dingen bei aller spürbaren innersten Lebenswärme ein bemerkenswert klares Urteil. Die Liebe zum Lebensgeheimnis stand in ihm neben der Abneigung gegen das dogmatische Geheimnis, in innerer Notwendigkeit. Wer bei ihm diesen wichtigen Unterschied nicht merkte, konnte ihn leicht mißverstehen.

Merkwürdig klar war auch sein politisches Urteil. Wie ehrlich ist in diesen Briefen seine ringende Stellung zu Frankreich, wie wertvoll sein Urteil über Deutschlands Notwendigkeiten! Ein echtes Beispiel seiner Charakterisierungskunst hat er in dem Briefe gegeben, wo er lächelnd und ernst zugleich seinen herzlich geliebten Schweizern schreibt: „Am jüngsten Tag muß jedes Volk seine größte Sünde vorzeigen, die Franzosen ihre Stellung zur Frau, die Engländer ihre absolute Gleichgültigkeit gegen außerenglisches Glück und Recht, die Deutschen, daß sie mit dem Ultramontanismus sich selbst vernichten, und die Schweizer, daß sie mit den Fehlern der Deutschen beschäftigt waren...“ S. 219.

Solche Dinge konnte er mit einer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit und Bestimmtheit sagen. Von dieser Entschiedenheit sollen hier noch einige Worte gesagt sein, die vielleicht nicht überflüssig sind. Man könnte aus Desers Büchern und aus diesen Briefen auf eine „weiche“ Natur schließen. Manche haben in der That diesen Eindruck von seiner Art gehabt. Aber es ist doch ein falsches Bild. Schon die tiefe Verehrung für den herben, harten schottischen Propheten Carlyle, sein Wertlegen auf sittliche Kraft, und das für manche überraschend hie und da immer wieder hervorbrechende Bewußtsein, deutscher Offizier zu sein, sollte vor falschen Schlüssen warnen. Es lebte in diesem freundlichen, gütigen Manne eine stille männliche Festigkeit und Entschiedenheit. Er war von bemerkenswerter Entschlossenheit und stiller Willenskraft, sobald es galt, klaren sittlichen Grundsätzen Geltung zu verschaffen. Gerade weil er eine festgefügte, erkämpfte innere Art hatte, mit starken Ablehnungen und energischen Zuneigungen, konnte er da, wo die ver-

borgenen Pfeiler seines Wesens nicht berührt wurden, die milde Güte walten lassen, die wir alle wie Sonnenschein erlebt haben.

In diesen Briefen hatte er es nun von Anfang mit einer schwer leidenden Frau zu tun, deren Seele er mit behutsamen, teilnehmenden Händen anfaßte. Beim Schreiben stand vor ihm immer das Bild der schwer mit einem schmerzvollen, schlaflosen Leben ringenden Frau. Im Alten Testament steht das Wort: „Der Herr hat mir's gegeben, daß ich wisse, mit dem Müden zur rechten Zeit zu reden“ (Jesaja 50, 4). Das gilt auch von ihm. Dieses Eingehen auf ein geplagtes Leben, das Sonne und nur Sonne brauchte, ließ die ganze freundige Zartheit seines Mitempfindens hervortreten. Und doch merkte Frau Dora sofort die feste führende männliche Hand.

■                      ■  
\*

Gerade das Verhältnis von Mann und Frau ist in dieser brieflichen Aussprache mit einer wundervollen Offenheit, Klarheit und Reinheit behandelt. Dieser war ein ungemein scharfer Beobachter auf diesem Gebiete, und kurze Bemerkungen verrieten, wie er intuitiv die Stellung eines Menschen in diesen Fragen mit einem Blick erfaßte. Seine Berufsarbeit als Erzieher zwang ihn, unablässig diesen Problemen nachzugehen; er verfolgte sie ebenso im Leben, wie in der weitgespannten Literatur, die er über-schaute. Wie er mit einer edlen klugen Frau diese Dinge ebenso rückhaltlos und bestimmt, als fein und verständnisvoll behandelt, das macht die Briefe über Frenssens „Hilligenlei“ und Björn-sons „Handschuh“ zu besonders wertvollen Stücken dieser Sammlung. Frau Doras echt weibliches Empfinden steht dabei im schönsten Einklang mit der ganz anderen Art des Freundes. Es ist eine im tiefsten gesunde Auffassung des Verhältnisses der Geschlechter, die aus diesem schönen und aufrichtigen Austausch redet, — eine Auffassung, deren Sieg man dem neuen Deutschland aufs innigste wünschen möchte. Wenn die wahre Kultur eines Volkes an der Stellung und Wertung der Frau erkannt wird, dann haben diese Briefe unserem Volke besonders Wertvolles und Wohlerwogenes zu sagen. Dieser spricht offen der Frau die größere Originalität gegenüber dem Manne zu (S. 41),

denn ihre Bildung macht nicht „den Umweg über die Bücher“. So schrieb er 1897. Heute würde er wohl darüber ernste Sorgen haben, und sein Wort von der „Unverbüchertheit“ der Frau wird heute zu einer gewichtigen Mahnung. Denn die Verbüchertheit ist der Todfeind „der Kindlichkeit und lebenswahren Herzlichkeit, die die Frau vor uns voraus hat“.

■   ■   ■

Die Eigenart der Frau tritt auch im Gebiete der Ästhetik bei Frau Dora anziehend und wohlthuend hervor, und ihren Urteilen über Kunst verdanken wir besonders wertvolle Äußerungen des Freundes, dem „Jesus Christus und das Schöne die beiden Polarsterne“ waren. Diese Verbindung ist für Defer im hohen Grade charakteristisch. Gerade weil ihm Jesus Christus eine so helle und verpflichtende Wirklichkeit war, mußte er die sogenannte „christliche“ Kunst und Literatur unzweideutig ablehnen. Das Plätschern in frommen Gefühlen und Wendungen war dem Manne von Grund aus zuwider, dem das Tiefste immer „über Worte hinaus“ war und der von sich gestand: „Ich nehme das Wort Gott am liebsten gar nicht in den Mund“ (S. 59). „Das Innige, Tiefe, Unauserschöpfbare, Ernste — das ist nun einmal meine Liebe . . .“ (S. 138). Das leichte Gänsefüßchen-Christentum forderte ihn immer wieder zu scharfer Ablehnung heraus. „Da lesen unsere Frommen oft die elenden ‚christlichen‘ Romane, wo sich die Tugend zu Tisch setzt, während sich das Laster erbricht: ich liebe vielmehr die tiefe Samariterberweinung eines Daudet, Turgenjews, Theodor Storms, wo Gottes Namen niemals unnützlich genannt wird“ (S. 38).

Diese tiefe Scheu vor der unaussprechlichen Majestät Gottes war etwas Wundervolles an diesem Manne. Aber dieses stets bereite Ahnen half ihm nun auch, die Gottergriffenheit bei den großen Künstlern auch da zu spüren, wo das oberflächliche Auge nur „Weltliches“ sah. Wie konnte er mit seinem großen Verstehen das *S e h e n* lehren! Seine Kunst, in das Verständnis eines Meisters einzuführen und das Werk zum Erlebnis zu machen, war immer wieder überraschend. Er war „ein Augenöffner“ wie wenige. Er führte, und man merkte kaum, daß man geführt wurde. Frau Dora bezeugt das immer wieder mit Herrn Salo-

mon, wenn er sie zu neuen Büchern und Bildern lenkte, die ihm lieb waren. Und wie freute er sich an der reinen, echten ehrlichen Schlatterschen Kunst! Er war glücklich wie ein beschenktes Kind, wenn er anderen davon etwas zeigen konnte.

■        ■        ■

Zu seiner schnellen Charakterisierungskunst ein kleines Beispiel mit einer Vorgeschichte. Sein einziger kleiner Sohn „Gerhardli“ (den der grimmige „Anti-Theologe“ so gern als Landpfarrer sehen wollte! S. 65) spielte eines Tages im Schulhof des Seminars in kindlicher Unschuld mit dem, was der feuchte Boden seinen kleinen Händen bot, mit Dreck. Da kam die Prinzessin Wilhelm von Baden und fragte ihn freundlich, was er da treibe. „Kaiserliche Hoheit, i ch d r e c k l e!“ — „Wie, was?“ fragte die hohe Dame erstaunt. Aber sie war Russin, und es war wohl auch nicht zu erwarten, daß sie gerade diesen Ausdruck verstehen könne. Da half Gerhardli nach: „Kaiserliche Hoheit, i ch s p i e l e m i t D r e c k!“

Dies kleine Erlebnis benutzte Deser nicht lange darauf, als die Sprache auf gewisse Bilder eines großen Meisters im Vatikan kam, die man für gewöhnlich schamvoll verhüllt. Wenn nun der Herrgott vorwurfsvoll am Jüngsten Tage den Meister fragt: Aber aber — was machst du da? — so sagt der voll Unschuld und Einfalt: D H e r r, i ch d r e c k l e!

■        ■        \*

Dieses Erfassen des Unscheinbaren war bei ihm besonders charakteristisch. Das Vergängliche wurde ihm schnell zum Gleichnis. Auf diesem Gebiete blühte auch sein herrlicher Humor, der freundliche Bruder echter Frömmigkeit, der Nachbar tiefer Traurigkeit. Die den freundlichen Mann mit dem fröhlichen Scherzwort auf den Lippen in deutlicher Erinnerung haben, lesen vielleicht mit Staunen, daß er am 14. April 1906 von der Trauer schreibt, mit der er auf die Welt gekommen sei. Die Geschichte der Seele vor ihrer Geburt hat ihn immer aufs stärkste beschäftigt. Was für dunkle, schweigende Gänge muß dieser Mann von seiner Jugend an durchwandert haben, wenn er schreiben konnte: „Es gibt nur weinendes Glück —! (S. 213).“



Dora Schlatter, die immer mit den Schmerzen Kämpfende, konnte das verstehen. Aber sie verstand auch die Kunst, sich auf etwas zu freuen. Die schimmert immer wieder durch ihre Zeilen hindurch. Ja, es ist, als hätte sie auf der ganzen langen Wegstrecke nur die eine höchste Kunst lernen sollen, sich auf die Ewigkeit zu freuen. In ihrer bescheidenen, aufrichtigen Art spricht sie davon, wie schwer es ihr noch werde, das Psalmwort aufzubringen: „Wenn ich nur dich habe!“ Sie kommt sich vor wie das Gänseblümchen am Wege, aber sie findet auch darin etwas Freundliches, denn „niemand sperrt die Blicklein der Sonne so weit und so fröhlich entgegen, als eben dieses“.

So war denn auch sie mitten im Dunkel *s o n n w ä r t s* gerichtet. In dieser Richtung sehen wir die beiden wandern, die aus diesen Blättern reden, so lebendig und wirklich, daß wir beim Lesen völlig vergessen dürfen, daß zwei Tage da waren, die noch immer nicht verwunden sind und von einem stillen Kreise nie ganz verwunden werden: der 3. Februar 1912 und der 25. April 1915 . . . Frau Dora schreibt einmal: „Wir sind immer bei Ihnen, weil Ihr Buch bei uns ist (S. 212). Sollten wir sie nicht beim Wort nehmen?“

Und vergessen wir nicht, daß uns die beiden, die hier miteinander und zu uns reden, uns zur Freude, zur grundsätzlichen Freude verpflichten. Es gibt nicht nur eine Freude der Pflicht, sondern auch eine Pflicht der Freude! Daran erinnert uns gerade die leidgeplagte Frau mit ihrer herzlichen Dankbarkeit für das Evangelium von dem, „der bringt, was wir verloren, der hat, was uns gebricht“. Das ist „nur ein leises, leises Ahnen — das einst ausbrechen wird in einen Weihnachtsjubel“ (S. 180/81).

So reden die beiden, jedes in seiner Weise, davon, daß das Beste *v o r* uns liegt, niemals hinter uns! Das ist die Zuvorsicht und die stille Freude, die wir Deutschen brauchen.

Und nun sollen die Deutschen zeigen, daß sie das große Vertrauen zu würdigen verstehen, mit dem Frau Emmy und Herr Salomon diese Blätter vor ihnen ausbreiten. Finden sie die rechte Aufnahme, dann kommen wohl auch noch andere Schätze aus der Verborgenheit hervor, die jetzt noch auf ihren Tag warten.

P. J.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 21. März 1894.

Sehr geehrter Herr! Kaum wagte ich es, Ihre viel belagerte Zeit auch zu beanspruchen, wenn ich einen andern Weg wüßte, zum Ziel zu gelangen.

In Ihrem köstlichen Büchlein: „Am Wege und abseits“, das wir alle von Herzen genossen und verstanden haben, führen Sie das Büchlein an: Die deutsche Theologia des namenlosen Frankfurters. Die Umgebung, in die Sie es stellen, weckt in mir den Wunsch, dasselbe kennen zu lernen, und ich bitte Sie, mir auf einer Karte zu schreiben oder schreiben zu lassen, ob dasselbe unter diesem Titel im Buchhandel zu haben oder nur auf antiquarischem Wege zu finden ist.

Da ich durch langes Leiden auf gute Lektüre angewiesen bin, wäre mir Ihr Rat ein großer Dienst.

Sie erhöhten dadurch meine Dankbarkeit, die ich schon für Sie fühle nach all den anregenden Gedanken, die Ihre Bücher uns brachten.

Hochachtungsvollst dankt

Ihre Dora Schlatter-Schlatter.

Von Hermann Dezer.

24. März 1894.

Hochverehrte Frau! Ihre freundlichen Zeilen vom 21. März haben mich herzlich gefreut. Über alle durch Rezensionen bekundete Teilnahme geht ein schlichtes Wort aus dem Leserkreise selbst, und gerade bei dem letzten kleinen Buche hat es an lieben, ermunternden Zurufen dieser Art nicht gefehlt.

Die „deutsche Theologia“ wird wie ein heiliger Frühling zu Ihnen kommen, sie ist so einfach, so innig, so voll Kenntnis dessen, was dem Menschen not tut, ein Buch, das gerade von dem Thomas von Kempen so weit absteht, als Freiheit von dem Gesetz, als Liebe vom Gehorchen, als Wandern vom Eingeschlossensein,

als gottesfürchtiges Tun von feierlicher Reflexion. Von meinen Knabenjahren an war mir das Büchlein lieb, wenn ich 1870 als junger Offizier in die Heimat auf kurzen Urlaubsfahrten reiste, las ich im kalten Kupee hinter den dicht zugefrorenen Scheiben „die deutsche Theologia“.

Es gibt drei handliche Ausgaben, die eine ist eine deutsche Übersetzung älterer Zeit, wie ein Erbauungsbüchlein bequem gedruckt, Stuttgart 1858. Die zweite ist die deutsche Übersetzung Franz Pfeifers, sie ist in unserem Lande gedruckt und hier im evangelischen Christenverein zu haben, die dritte ist Pfeifers Ausgabe des mittelhochdeutschen Textes mit gegenüberstehender Übersetzung, sie ist die einzige, die in den alten Meister unmittelbar einführt; das Buch ist vergriffen, der hiesige evangelische Christenverein hat den Rest der Auflage erworben und von diesem nur noch einen kleinen Rest. Da Sie vielleicht auf buchhändlerischem Wege diese Ausgabe nicht erhalten hätten, habe ich heute morgen ein Exemplar dort an Sie absenden lassen. Ich bitte Sie, es von mir anzunehmen als Gegengabe gegen Ihren lieben Brief, er kam am Geburtstage meiner Frau, diesmal einem ernsten Tage, und machte uns auf Augenblicke froh.

Ich denke, daß mein Brief nun zu der Verfasserin der kleinen freudigen Geschichten wandert, die Herr Kober in Basel verlegt? Ist es so, dann freue ich mich Ihres Briefes doppelt.

Ihr Brief spricht von Leiden. Gott mache Ihren Weg leicht und gebe Ihnen auch das äußere Glück zurück.

Mit freundlicher Empfehlung

Ihr ergebener

Dr. H. Dejer.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 31. März 1894.

Sie dachten gewiß, in St. Gallen lebe ein undankbares, rohes Geschlecht, das Ihre freundliche Gabe einsteckte ohne entsprechende Dankeswärme.

Und doch war sie reichlich und quellend vorhanden, nur des Leibes immer hemmende Schwäche hinderte mich, ihr früher lebendigen Ausfluß zu geben. Wie hätte ich doch erwarten dürfen, daß Sie selbst mir eine so klare und liebe Antwort senden würden in



*Dora Schlatter*





dieser Zeit, da alles, was mit dem Schulsach verwandt ist, mehr als sonst angespannt ist. Das danke ich Ihnen doppelt.

Wie gütig war es von Ihnen, mir ein Büchlein mit dem mittelhochdeutschen Text zu besorgen. Es ist so anziehend, beide Seiten miteinander zu vergleichen und die treuherzige alte Sprache zu lesen.

Ehrlich gesagt, verstehe ich den Schreiber nicht ganz überall; seine Gedanken gehen zuweilen etwas krause Wege, aber was ich verstehe, ist überaus köstlich und wie für mich gemacht, die ich von Gott auf Wege geführt werde, da doch Ich, Mir und Mich reichlich sterben könnte und sollte.

Ich habe auch in den letzten schlaflosen Nächten die Gedanken im Herzen getragen und versucht: „Gott gleich lieb zu haben im Haben und im Darben, im Süßen und im Sauren“ usw., und ich hoffe, das Büchlein habe mir einen wesentlichen Dienst geleistet mit seinem frommen Hinweis auf das unwandelbare beste Gut.

Manchmal erinnert es mich ■■■ Kierkegaard, nur ist es viel einfältiger im apostolischen Sinn. Noch manches stille Stündchen werde ich mit ihm zubringen und von ihm lernen.

Sie schreiben in Ihrem Brief von Ihrer lieben Frau, die Ihnen schwere Sorgen machte. War sie wohl krank? Wollen Sie ihr freundlich diese Blumen bringen? Sie sind das nachträgliche Visitenkärtchen, mit dem ich mich Ihnen samt meinem lieben Mann, der die Buchstaben schrieb, vorstelle. Es geschieht das erst jetzt, da ich's im ersten Brief nicht wagte.

Eins hat mich in Ihrem köstlichen Brief noch gewundert, daß Sie meine kleinen Geschichtchen „freudig“ genannt haben. Dies Beiwort habe ich wohl kaum verdient, andere meinen, sie tragen zu sehr den Stempel des Schmerzes und der Entsagung. Ich bin aber froh, wenn nicht alle diesen Eindruck empfangen. Von Ihrem\*) „Sprung in der Fensterscheibe“ sprechen wir noch oft und erinnern uns daran, wenn wir uns auf einschlagenden Fällen entdecken. Gewiß haben Sie manchem Auge das Licht gezeigt.

Empfangen Sie, verehrter Herr, unser aller Dank für Ihren Brief und das Büchlein vom alten frommen Gotteskinde, sowie

---

\*) Siehe „Am Wege und abseits“, II. Teil, Seite 117 ff., 2. Aufl. bei R. Reich, Basel 1894, jetzt E. Salzer, Heilbronn.

für alles, was Sie schreiben in Ihren Büchern und in der „Christlichen Welt“. Es ist ein ganzes Häuflein „Schlatter“, die Sie lieb haben, in deren Namen Ihnen dankt

Ihre Dora Schlatter-Schlatter.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, den 19. August 1895.

So oft ich mir vorsage, daß hundert Stimmen Ihnen besser sagen, was ich sagen möchte, drängt sich doch immer wieder der Wunsch vor, es Ihnen auch zu sagen.

Mit großem Genuß habe ich Ihr Büchlein: „Vom heutigen Tage“ gelesen! Es ist zu köstlich, Sie auf Ihren Schleichwegen zu belauschen und all Ihre kleinen Lücken herauszufinden. Manchmal verfahren Sie auch gar zu hellsehend mit den Menschenkindern.

Einige Ihrer Stücklein sind eigentliche Kristalldrusen, an deren spielendem Licht man sich nicht satt sieht. Manchmal muß man etwas länger hinsehen, bis sie einem durchsichtig emporgewachsen.

Mich nimmt nur wunder, ob sich die Seminaristinnen nicht fürchten vor Ihnen? Man hat in der Jugend meistens die Augen nicht gerne, die gar zu tief schauen.

In der „Allgemeinen Schweizer Zeitung“ sah ich, daß Sie Ihre junge Frau schon heimgeholt haben. Von Herzen wünsche ich Ihnen einen glücklichen Herbst und Winter mit neuem wachsendem Verständnis und tiefem Lieben, wie Sie ■■■ bedürfen.

Und nun möchte ich Ihnen noch meine Freude aussprechen, daß in der neuen Christoterpe Ihre Feder direkt neben der meines Bruders steht. Die Paarung gefiel mir so gut, da ich schon immer ein ähnliches Gemütsleben herausfühle.

Zur Steuer der Wahrheit möchte ich jetzt noch die Adresse berichtigen, die Sie mir zudachten auf Ihrer Verlobungsanzeige. Ich bin keine Frau Professor, mein lieber Mann ist ein ganz einfacher Banmeister, und sein künstlerisches Treiben in der Freizeit ist nur Dilettantismus.

Ich freue mich schon jetzt wieder auf alles, was Ihrem Gedankenkreise entspringen wird. Ich lebe von diesen Brosamlein. Um so mehr, als mich der liebe Gott immer mehr in die Stille führt und mich den Schmerz lehrt.

Kandern, den 21. August 1895.

Ihr so lieber und erfreuender Brief erreichte mich in merkwürdigen Erinnerungstagen. Heute vor einem Jahr, in Schweizerhalle, zog ich die Hand von der Christoterpe-Erzählung zurück, mein Georg verließ gerade den Prellstein, um nach Affoldern hinabzugehen, von dem Folgenden war nur die Predigt über die Gnade geschrieben: ich stand vor einer völlig neuen Aufgabe und glaubte diese nicht lösen zu können. Gott hatte mir eine überaus geliebte Mutter zur Führerin der Jugendjahre gegeben, ich besitze eine liebe, nun 15 Jahre alte Tochter Hedwig, so kehrte in allem, was ich geschrieben, das Verhältnis von Mutter und Sohn, Vater und Tochter wieder. Das Verhältnis von Mann und Frau hatte ich kaum berührt. Die Heimgegangene hatte die dargebotene Hand angenommen, ehe sie ihr Herz kannte. Am 23. August lernte ich die Frau kennen, bei der ich nun die Ausschließlichkeit und Holseligkeit einer, aus sich nicht kennenden Tiefen quellenden Liebe erfahre. Zu Ostern dieses Jahres nahm ich das zurückgelegte Manuskript wieder vor; als es längst in Bremen gesetzt war, erlebte ich den Schluß der Erzählung in einem lieben, kleinen Nacherlebnis: Als ich am 1. Juni zum ersten Male mit der lieben Braut in Basel ausgehen wollte, drohte Regen, ich griff nach meinem Schirme, während die Braut den ihren genommen hatte, und sie stellte den meinen mit dem Worte zurück: „Lieber, wir brauchen nur noch einen!“

Das Büchlein „Vom Tage“\*) enthält des direkt Selbstbiographischen noch mehr als die früheren Arbeiten. Vor allem das Doppelbild: Ihr Augen, was habt Ihr, Ihr Augen? Die erste Hälfte deutet altes Leid an, die zweite entstand in den unruhigen Tagen, in denen ich zu Gott rief, daß er mir ein Zeichen gäbe, ob ich die Frau werben dürfe, der mein Leben gehörte, als ich sie kennen lernte; er hat mir dann geantwortet mit einer Deutlichkeit, die der nicht ahnte, der im März dieses Jahres jene Zeilen schrieb.

Das kleine schöne Lied\*\*) in „Sonate“ ist von der lieben Heim-

\*) Vom Tage, vom heute gewesenem Tage, Lebensspiegelungen  
Hermann Defer. E. Salzer in Heilbronn.

\*\*) Seite 30: Mein Herz kennt eine Weise usw.

gegangenen gedichtet, ebenso das Lied in „Glockenlänge“\*) in „Am Wege und abseits“. Heimweh aus dieser Welt heraus, in der sie sich so schwer zurecht fand, war der Grundton ihres bewegten Gemütslebens. Auf ihrem Grabstein steht nichts als das Wort: „Heim, ach nur heim!“

Ja, in meinen kleinen Arbeiten hat der Satiriker oft das Wort, doch haben mich meine Seminaristinnen lieb. Ich bin eine positive Natur, ich traure im Leben mit den Trauernden und mit den Verkehrten, und lache mit den Fröhlichen. Infolge davon schließe ich Herz und Mund der lieben jungen Menschenkinder nicht zu, sondern auf. Ich suche sie zu frommem Personenleben und zu Einfachheit anzuleiten, ich meine geistige Einfachheit.

Ihre schöne Gabe kam zu mir, als die liebe Heimgegangene schon fast teilnahmslos geworden war. Seitdem habe ich das kleine Meisterwerk oft betrachtet, ich denke, ich habe Ihnen von Schweißerhalle aus geschrieben, wie die Blumen mir so liebe Boten aus jener göttlichen Welt sind, in der auch geredet wird, hold, tief und liebevoll, nur eben nicht mit menschlichen Worten. Nun kommt das herrliche Blatt in einen schönen Stehrahmen auf den Schreibtisch der liebsten Frau.

Bei meinen Basler Lieben und deren ganzem Freundeskreise sind Sie sehr geliebt. Auf dem hohen Stöße von Glückwunschkarten lag (oder liegt vielleicht noch) Ihre liebe Karte immer oben, und die junge Braut stieg im Ansehen ganz gewaltig, als sie bekannt wurde, daß Frau Dora Schlatter eine Karte gesendet habe. Haben Sie recht herzlichen Dank für diese liebe Gabe.

Als ich Ihnen schrieb, daß mich Ihre Schriften die Freudigkeit des religiösen Elementes anziehe, waren Sie über dieses Prädikat erstaunt. Doch denke ich heute wie damals. Als ich damals an Sie schrieb, hatte ich Sie gerade vorher nach der Lektüre eines kleinen Buches von Ihnen mit den von mir so hoch verehrten Frauen George Eliot, Marie Nathusius und Johanna Oppri verglichen. Die erste vergegenständlicht sich kraft einer außerordentlichen Menschenkenntnis das ihr fremd gewordene religiöse Leben und gibt ihm gerade darum die calvinistische Konsequenz, weil sie es erstudiert, aber nicht erlebt hat. Die zweite ist

---

\*) Glockenlänge in: Am Wege und abseits.

frauenhaft rigoros im Dogmatischen und persönlich romantisch religiös und zart innerlich; die dritte hat eine frische mädchenhafte Gläubigkeit. Das Glaubensleben Ihrer Bücher hat etwas Männliches, eben das, was ich freudig nenne, so wie unser tapferer Blücher ein freudiger Mensch war. Ach, Ihr tapferes Glauben geht mit den Füßen durch die heftigen Wellen des Leidens. Die Schlußwendung Ihres lieben Briefes läßt mich erkennen, daß Ihre Christophorus-Wanderung durch die wilden Wasser nicht leichter geworden ist. Gott gedenke Ihrer in seiner Liebe und gebe Ihnen auch alles Irdisch-Frohe zurück.

Gedenken Sie meiner und der liebsten Gefährtin am 3. September, an diesem Tage wird, so Gott will, die Trauung durch Herrn Pfarrer Barth in der Theodorskirche in Basel vollzogen. Wir haben schon eine wundervolle Gemeinschaft begonnen, die mir Neues um Neues bringt.

Mit schönstem Grusse an Sie und Ihren Herrn Gemahl bin ich in herzlicher Verehrung

Ihr ergebener

Dr. Hermann Defer.

Kennen Sie Saint-Martin? Wenn nicht, so sagt es mir vielleicht eine Karte, ich könnte Ihnen dann durch Titelangabe den Zugang zu diesem herrlichen Christen eröffnen.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, den 23. August 1895.

Wenn Ihr erquickender Brief mir nicht sagte, daß Sie in Freiheit und Arbeitsentlastung lebten, wagte ich nicht, Sie mit einem weiteren Schreiben zu belästigen, aber in den langen „heimatlosen“ Tagen kommt hie und da ein leeres Stündlein gekrochen, das ein Brief ausfüllen kann.

Wie sehr mich Ihr Brief freute, kann ich nicht sagen. Manch kleines Mosaikstückchen fügte er ins Bild, das ich mir von Ihnen machte, und Ihre teuren Bücher gewannen da und dort eine kolorierte Seite.

Wie teilnahmsvoll gedenke ich Ihrer heimgegangenen Gattin. Vielleicht hätten sich unsere Seelen berührt, denn das Heimwehliedchen ging mir nach, sobald ich's gelesen hatte, und ich wußte,

daß es einem Seelenleben entsprungen war, das in der Fremde gedurstet hatte.

Gelig die, die da heimkamen!

Das freudige Empfinden, daß Ihnen Gott neue Wasserbrunnen sprudeln läßt, hob mich gestern über ein paar bange Stunden weg, und das Sinnen über Ihren Brief erquickte mich im einsamen dunkeln Kämmerlein.

Möchte mir Gott helfen zu beharren an ihm und in ihm. Jetzt ist mir das Verzagen näher als die Kampfesfreude. — St. Martin kenne ich ein wenig. Der „Auszug aus seinen theosophischen Werken von J. Glaaßen“ liegt immer in meiner Nähe, aber, ehrlich gestanden, ich habe mich nie recht vertraut machen können mit ihm. Ich entdeckte immer einzelne schöne und tiefe Gedanken, aber sein ganzer Gedankengang geht mir nicht auf. Ich kann nicht sagen, dies Stücklein Erkenntnis schob St. Martin in meinen Bau; ich labe mich nur an Lichtblicken, die aber vorüberziehen. Vielleicht ist er zu hoch für mich, vielleicht bin ich zu sehr ein Kind der Neuzeit, daß mich die weitausholenden Erörterungen des alten Franzosen fremd anmuten, es wird mir schwer, etwas Wesentliches loszuschälen. Mein Bruder Adolf führte mich auf ihn, wie er mir auch Kierkegaard nahe legte. Der macht mir weniger Mühe, obwohl er mich eher beunruhigt als tröstet. Am meisten hatte ich ~~am~~ „Dienst des Geistesmenschen“ von St. Martin. Ich will mich nun aber aufs neue an ihn machen.

Den alten Eckhart möchte ich noch einmal kennen lernen. Vielleicht sind Sie so gütig, mir da auf die richtige Spur zu helfen. Oder raten Sie mir's nicht?

Strengen Sie sich nicht an mit einem Briefe, die Zeit bringt mir dann schon einmal Rat und ich zehre noch lange an Ihren 4 Seiten.

Daß Sie weibliche Wesen erziehen und lehren, war mir fast verblüffend, erfreute mich aber ungeheuer. Wenn es Ihnen gelingt, die Lehrerinnen zur geistigen Einfachheit zu führen, so haben Sie ein Lebenswerk getan. Es betrübt mich immer, daß es der etwas lernenden oder gebildeten Frau so schwer wird, das, was sie hat, als nichts zu achten und bescheiden sich zu messen mit denen, die mehr haben. Das hemmt unsern Fortschritt noch viele Jahre.



Am 3. September werde ich Ihrer gedenken mit großer Teilnahme; dann fangen Sie ein neues Stück Leben, ein neues Stück von: „gemeinsam Rast und Wandern“, ein neues Stück Streben nach dem Himmelreich an. Ich bin gewiß, daß Gott Sie segnen wird auf dieser neuen Bahn.

Rechte Liebe ist schon ein Segen in sich.

Von ganzem Herzen dankt Ihnen für alles Ihre

Dora Schlatter.

Von Hermann Deser.

Karlsruhe, 15. Juli 1896.

Herzlich verehrte Frau Schlatter, als ich gestern morgen aus der Anstalt herauf in meine Wohnung kam, rief mir meine liebe Frau entgegen: „Du mußt dich auf etwas Großes gefaßt machen!“ Ich sagte: „Es ist ein Brief von Frau Schlatter gekommen!“ Und nun kam Ihre liebe Karte zum Vorschein. Herzlichen und dankbarerfreuten Dank von uns beiden, unser Hanneli dankt Ihnen einmal später, wenn es schreiben kann. Gottes Güte hat meiner liebevollen und freundlichen Frau eine gute Stunde geschenkt, so daß ihr von 1 Uhr 15 ~~am~~ Dienstag vor acht Tagen bis heute nur das Aufstehen fehlt, und das Töchterlein ist gesund und gedeiht, sichtbar nimmt es zu an Alter und Kraft, unsichtbar auch gewiß an Weisheit. Ein Pflänzlein steht ja auch so still da, als tue es nichts, und doch bereitet sich in ihm die schöne Blume vor, seine Weisheit und sein Verstand vor Gott und den Menschen.

Als ich Ihr schönes Blumenbild in der Hand hielt, empfand ich auf einmal einen lebhaften Kummer. Die 4., ganz wesentlich vertiefte Auflage der „Stillen Leute“\*), die im August ausgegeben wird, soll ein Bild auf der Decke tragen, eine Lilie am linken Rande, rechts oben die Sonne, rechts unten an der Lilie ein Stein, mit einem Worte von Jakob Böhme. Ich war immer voll Unruhe, wem Rudolf Reich\*\*) den Auftrag geben werde, Sie zu

---

\*) Stille Leute. Lebensbilder von Hermann Deser, 1928 in 13. Auflage erschienen bei Eugen Salzer in Heilbronn, mit einer Einführung von Paul Jäger, Stadtpfarrer in Freiburg.

\*\*) Rudolf Reich, Buchhändler in Basel, durch 42 Jahre in treuester Freundschaft mit Hermann Deser verbunden, Verleger seiner Bücher, gestorben am 3. Januar 1903.

bitten, war mir leider gar nicht in den Sinn gekommen, und doch sind Sie die einzige, die das ausführen kann, was mir vorzueht. Sie lassen der Blume ihre eigene Individualität und ihr ganzes Recht, das zog mich lange, ehe das erste Freundeswort zwischen uns gewechselt ward, an Ihren Blumendarstellungen an, daß Sie die Pflanze nicht als Spalier für Ornament-Einfälle benützen, sondern Gottes geistvollstes Werk neben dem Menschen in seinem Geiste verstehen. Ich bin voll Sorge, daß das Titelbild nun das Gegenteil von dem wird, was es unter Ihrer Hand geworden wäre. — Ich bitte Sie, das kleine Büchlein nicht zu kaufen, lassen Sie mich es Ihnen schenken, sobald es ausgegeben wird, und sagen Sie mir dann ein liebes Wort über die letzte Erzählung. Über ihr ruht mein neues Glück.

Seit Monaten lagen unsere beiden Photographien vor mir auf meinem Pulte, damit Sie die zwei Karlsruher Herzen, die Sie lieb haben, einmal von außen beschauen könnten. Aber der Herr Archimoros ist ein wenig unordentlich und die zwei Augen, die alles sehen, nur das Böse nicht, können eben nicht, braun, sanft und sonnig, wie sie sind, in meiner Studierstube Umschau halten. So kommen die Bilder wohl erst in einiger Zeit.

Der Künstlerin legt die Christoterpe dieses Jahres einen Aufsatz vor, über den der Verfasser ein Echo von Herrn und Frau Schlat-ter erbittet als Kunstliebenden, Gottliebenden\*).

Sie sollten sich über die Unverständlichkeit Kierkegaards und St. Martins nicht mehr erstaunen und für Ihren Kopf betrüben als über die Unverständlichkeit des Lebens. Von allen dreien: Leben, Kierkegaard und St. Martin versteht man immer nur ein Stückchen. Unser Geographielehrer am Gymnasium in Gießen versetzte uns Knaben in einen eigentümlichen intellektuellen Schauder, als er auf dem riesigen Globus unserer Anstalt eine Nadel leicht auf die Oberfläche aufsetzte und dann sagte: Der tiefste Schacht dringt nicht tiefer in die Erde ein, als die Nadelspitze hier in den Globus. Das gilt vom Leben noch mehr und von jedem tieferen Gemüte. Ich verstehe in Kierkegaards schöner Erstlings-schrift Entweder-Oder manchmal lange Seiten hindurch nicht einen einzigen Satz — gerade wie mir's mit dem Leben geht. Aber

---

\*) Die Laienfreude ■■■ Schönen. Christoterpe 1897.

das, was man versteht, ist dann gewöhnlich um so lohnender. Ich bitte Sie, die Hand nicht von diesen großen Erneuerern des Christentums entmutigt zurückzuziehen. Vielleicht lassen Sie gerne einmal etwas Biographisches über ihn, das Einzige und gleich das Beste ist: „Bärthold, Noten zu C. Kierkegaards Lebensgeschichte“, Halle 1876 (bei Fricke) und „Bärthold, C. Kierkegaards Persönlichkeit in ihrer Verwirklichung der Ideale“, Gütersloh bei Bertelsmann 1866. Kierkegaards „Reden“, man kann ja nicht sagen Predigten, sind wie eine Commerzfrische auf der Frutt, sie sind erschienen in Halle bei Fricke 1886. Von St. Martin lieb ich besonders „Ecce Homo“. — Sie fragten nach Eckhart: Der Meister Eckhart ist ein Mann, der vom Seelenleben in seinen zarten Tiefen soviel gewußt hat wie Johannes. Es gibt eine Übersetzung einiger Predigten („Die Predigt der Kirche“, Band 8, Leipzig, Richter 1889); sie gibt keine Vorstellung von der männlichkindlichen Kraft und Süßigkeit seiner Rede, aber das Original ist schwer, auch im Buchhandel nicht mehr zu haben.

Wenn Sie uns wieder einmal eine Zeile gönnen können, sagen Sie uns, wie es Ihnen geht; am besten schreibe einmal Ihr lieber Mann, von ihm erführe ich, was er hofft und sieht, aber von Ihnen muß eine Zeile dabei sein. Wenn Sie das Bild meiner Frau sehen, werden Sie sie gleich lieb haben.

Ich bin mit Emmy und Hanneli Ihr getren ergebener

Dr. H. Dejer.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 17. Juli 1896.

Nicht lange kann das Herz warten, Ihnen zu danken für das Feierstündchen, das Ihr Brief mir verschaffte. Nein, es war mehr als ein Feierstündchen, es war ein voller reicher Feiertag. Wie freue ich mich, daß Gottes Güte über Ihrer l. Frau gewaltet hat und Ihnen leicht und freundlich das Kindlein in die Arme legte. Meine Schwester meinte jüngst, feiner und zarter hätte der Herr seine Stellung zu all den ins Leben geborenen Kindlein nicht charakterisieren können als damit: er herzte und segnete sie. So stehen nun für alle Zeiten über den kleinen Menschenweselein des Heilands segnende Hände. Ich sehe sie nun auch immer über Ihrem kleinen Hanneli!

Wie schön wäre es, Ihr Titelblatt zu malen mit Pinsel und Farbe. Ich sehe sie so deutlich, die drei weißen stillen Lilien leise geneigt zum Stein, als flüsterten sie dem ruhenden Pais zu: heimgekommen — und Gott wird das Hüllen wegtun! Ich bin fast betrübt, daß ich Ihren Wunsch nicht erfüllen kann; aber immer, wo Feder und Tusche einstecken müssen, da ist die klare, formsichere Hand meines Mannes weit besser ~~am~~ Platz. Aber nicht wahr, Sie stellen sich's nicht zu duftig und geistdurchweht vor! Die Zinkographie ist eine harte Technik und macht weiche Linien stark. Aber er wird ~~es~~ machen, so gut er's kann. Sie stehen ja eben unten im Gärtlein in voller, frisch erblühter Reinheit. Ich sehe sie, so oft ich aus meinem erzwungenen Dunkel erstehe, und so oft ich sie sehe, wird die Sehnsucht wach nach dem Reiche des Lichtes.

Und was soll ich zu Ihrem Büchlein sagen, das aus der Bücherwiege mitgekommen ist? Ich habe die letzte Geschichte wieder und wieder gelesen und neue um neue Gedanken gefunden. Ich sah die Spuren lichten, goldenen Glücks, die herausführen aus der melancholischen Herberge, und senkte mich hinein in die Armut, die heilige, die Wurzeln treibt tief in den Wassergrund, und ich schämte mich neu, daß ich nur die *Armut* habe, aber nicht die Kraft des Wurzeltreibens. Für mich ist das ~~nun~~ die liebste Geschichte, die Sie schrieben, dann geht's zum „Nußbaum“, und dann zu allen andern. Wie fein und trefflich ist auch der „Präzeptor Röhrlein“, wahrhaft goldwert für jedes Lehrerherz. Vielen Dank für Ihr Büchlein, das mir aufs neue unendlich lieb ist.

Diese Nacht suchte ich immer nach einem Analogon zu Ihnen in der Kunst, und nun weiß ich's, es ist Burne Jones. Es sind dieselben verschleierten und doch das Unsichtbare schauenden Augen, dieselbe Mischung vergangener Mystik und Symbolik mit modernem Erkennen und realistischem Denken; es ist dieselbe kleine Psyche, die vertrauensvoll und doch sehnsüchtig scheu dem Menschen naht.

Verehrter Herr, ich habe Ihnen so viel zu danken, daß ein so armseliges Böglein es nicht fassen kann. Sie können es auch nicht verstehen, weil Sie in Kreisen leben, die Ihnen Verständnis entgegentragen, Ihre Eigenart und Ihre Lieblingsgedanken teilen und lieben. Wir stehen hier sehr allein. Daß Sie z. B. meine

Blumen verstehen und fühlen, daß ich sie mit Absicht so male, wie sie mir von Gott erschaffen scheinen, freut mich sehr. Seit meiner Jugend lebe ich mit meinen Blumen, sie umgeben mich geistig wie ein lebendiger Kreis, ich liebe sie sogar mit einer Art persönlicher Leidenschaft; ich male sie mit innerer Sehnsucht, sie geben zu können in ihrer Seele, — aber niemand als mein Mann teilt das Verständnis und niemand als meine Schwestern die Freude am fertigen Werk. Sehen Sie, darum tat mir Ihr Verstehen an dem kleinen, bescheidenen Bildchen wohl.

Seit meinem letzten Brief an Sie habe ich St. Martin genießen gelernt. Herr Pfarrer Fröhlich\*) in Zürich hat mir ohne mein Zutun ein altes, herrliches Original des „*Homme du désir*“ gesandt zum Lesen, da ist mir der Duft des Mannes aufgegangen. Ich war gerade in vollkommen gedrückter Stimmung, wund und weh gerieben von mir selber, da kam's wie das Rauschen eines Wasserstroms aus einer jenseitigen höheren Welt, und ich konnte wieder in Sehnsucht meinen Mund öffnen und Tropfen trinken. Ich freue mich dieses Gewinnes und hoffe seiner noch sicherer und gewisser zu werden.

Für alle Ihre Bücheranleitungen bin ich Ihnen sehr dankbar, auch dafür, daß ich mich auf das Erscheinen der Christoterpe freuen darf; es ist so schön, sich auf etwas zu freuen. Lesen ist noch fast die letzte Erquickung, die mir blieb. Das Schreiben versiegt in der Gedankenarmut, das Malen reicht nur noch zu Kleinigkeiten, Gott plündert meine Zweige und macht sie kahl. Wissen Sie, was nur noch daran hängen blieb? Eine Träne!

Daß Ihnen der Gedanke kam, uns Ihre Bilder zu senden, hat mich hoffnungsvoll angeleuchtet. Betrübt schaue ich auf mein Bild! Es ist nicht zum Liebhaben, wie das Bild Ihrer Frau. Ich bin eckig und scharf, mein Bruder nannte mich immer Kaktus, und ich verdiene den Namen noch jetzt. Daß er dennoch ein sonnig und treu Erdreich gefunden, verdankt er der Selbstlosigkeit eines reinen Mannesherzens. —

Ich möchte so gerne wissen, ob Sie die Broschüre meines Berliner Bruders gelesen: „*Heilige Anliegen der Kirche!*“ Mir war der erste Vortrag eine große Gabe und für mein Glauben ein Dienst.

---

\*) Pfarrer Fröhlich an der St.-Anna-Kapelle in Zürich, gestorben 1898.

Nun denken mein lieber Mann und ich fleißig an Ihre Lilien und wünschen, daß die Decke nicht zu holzklobig aussehe neben Ihrem duftigen Büchlein.

Von Hermann Deser.

Karlsruhe, den 25. Juli 1896.

Ich schreibe Ihnen während unserer Lehrerinnenprüfung; eben spricht eine junge Lehrerin über Molière. Ich muß in der drangvollen Zeit unseres Schuljahrs mir die Zeit abstehlen, wenn Sie nicht erstaunt sein sollen, daß ich auf Ihre so lieben Zeilen stumm geblieben bin. Ihr Bild hat uns über Worte hinaus gefreut und meine liebe Freundliche hat es unmittelbar neben Hedwigs Bild in den Kreis der Nächsten gestellt. Wir haben das Bild mit treuer und ernster Aufmerksamkeit betrachtet und lauter gute, anhängliche Gedanken dabei gehabt. Als ich es sah, war es mir, als hätte ich mir Ihr Gesicht immer so vorgestellt, wie es nun vor mir stand. Wie dringend wünscht unser Herz, daß Gott Ihnen die Gesundheit schenke. Bei einer Stelle Ihres Briefes fiel mir ein Vers ein, der sich in Rückerts Nachlaß fand:

Mein Baum war blätterdicht.  
O Herbstwind, komm und zeige,  
Indem du ihn entlaubst,  
Den Himmel durch die Zweige.

Daß Sie und Ihr lieber Mann sich an meinem Büchlein beteiligen, es mit zu dem Ihrigen und es damit vielen lieber machen wollen, hat mich sehr gefreut. Sie haben gespürt, wieviel mir an diesem kleinen Buche liegt. Ich weiß, daß die Zeichnung in Ihrer beider Hand etwas wird, das sonst niemand mir Bekanntes geben könnte. — Haben Sie schon einmal etwas von den tiefen Blumengebilden gesehen, die Philipp Otto Runge vor 90 Jahren entworfen hat? Nachbildungen im kleinen finden sich in Knakfuß' „Deutscher Kunstgeschichte“, Band II. Seine nachgelassenen Schriften gehören zu dem versunkenen Alt-Golde, das im Dunkel der deutschen Vergangenheit begraben liegt, wie Ringe und Fibeln in einem Hünengrabe. Ich spielte auf ihn an in der Christotterpe von 1895 (zur Zeit, da der Nußbaum die Blätter wirft\*).

---

\*) Erschienen in „Sonnwärts“. Erzählungen. 31.—35. Tausend bei Eugen Salzer in Heilbronn.



Daß Sie Burne Jones kennen und lieben, hat mich so gefreut, wie den Liebenden es freut, wenn der heimlich Geliebte gerühmt wird. Sie werden seinen Namen in der Christoterpe genannt finden. Ich kenne diesen großen Mann erst seit zwei Jahren. Ende 1894 kam ein Heft über ihn aus Baden hieher, um zu sehen, ob hier nicht Hungernde und Durstende wären. An sein Bild „The beggar maid“ werde ich, so Gott will, einen Aufsatz für die „Christliche Welt“ anschließen: „Über den Künstler und das Schöne“.

Von Ihrem Bruder\*) habe ich schon Gutes empfangen gehabt, ehe mein Eindruck zum Guten verfälscht werden konnte, als ich von Ihnen erfuhr, daß er Ihr Bruder sei. Ich lese an sich nicht gerne Einleitungen in die Bibel von „positiver“ Seite, in wissenschaftlichen Untersuchungen darf das Urtheil nicht vor der Untersuchung feststehen, und die orthodoxe Wissenschaft ist mir ob- j e k t i v nie recht glaubwürdig gewesen, subjektiv natürlich, an die Reinheit der Gesinnung zu glauben, ist ein Grundtrieb in mir. Mir kamen die Bücher von jener Seite oft künstlich vor. Die Einleitung in das Neue Testament Ihres Bruders machte sofort den Eindruck der wahrhaftigen Einfachheit auf mich, ich machte die Stichprobe bei dem Johannes-Evangelium und sah ein so n a t ü r l i c h e s, einleuchtendes, einfaches Urtheilen, daß ich seitdem mich bei ihm unterrichtete. — Wenn diese Seite meines Briefes Sie nicht erfreut, so bedenken Sie, daß ich kein Theologe bin und ich L a i e n bedürfnisse habe. — Die von Ihnen genannte Broschüre Ihres Bruders kenne ich nicht; ich werde sie in den Herbstferien lesen (den erschnittenen). —

Wenn Sie meinem Briefe anmerken, daß er in der Prüfung geschrieben ist, so weiß ich, daß Sie Nachsicht mit mir haben.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, den 24. August 1896.

Hätte sich gestern in meinem Gehirn nur ein Winkelnchen gefunden, das arbeitsfähig gewesen wäre, ich hätte das schreckliche Gefühl, das mich plagt, gestern schon aufs Papier geladen. Es ist mir immer noch zumute wie einem Kinde, das sich auf den Boden

---

\*) Professor der Theologie Dr. Adolf Schlatter in Tübingen.

legen und heilen möchte, um einem verzehrenden Reuegefühl Ausdruck zu geben. Ihnen eine Woche lang so nahe gewesen zu sein, ohne es zu benutzen, ist rein haarsträubend!

Am Dienstag morgen war's, an jenem glanzvoll reinen, als ich mit meinen Schwestern auf dem Weglein nach Julli den Blick auf die silberreine Silbretta genoß, als mein lieber Mann heraufgestiegen kam mit seiner Malmappe im Arm, die er hinter der Marienhütte gebraucht hatte, und lachend sagte: „Ich sah einen Herrn, der der Photographie von Herrn Deser merkwürdig ähnlich sah!“ Es machte weiter keinen Eindruck auf mich, als daß Ihnen für ein paar Minuten mein dankbar Gedenken gehörte. Hätte ich doch vernünftig an des Ingenieurs Wort gedacht: die Welt ist so klein! Aber mein Mann entdeckt oft Ähnlichkeiten, die sich dann nicht erwahren. Leider traf er Sie nicht mehr bis am Samstag, als er im Hotel seine Rechnung beglichen hatte, da kam er mit der sicheren Botschaft heim. Was half's, einige Minuten später saßen wir im Wagen. Die Wirtin klaubte mühsam die Bejahung unserer Vermutung aus ihrem Kombinationsungewohnten Gehirn und mit dem zerschmetternden Gefühl fuhr ich bergab. Nun liegt seither Seewis unter einem Schatten. So viele trübe Abende hatte die letzte Woche gebracht, an denen Sie vielleicht ein trübes Heimwehgefühl nach Frau und Kindlein bei uns vergessen hätten. Wir bewohnten eine große Stube, in der zehn Personen hätten gemütlich sich drehen können. Wie schön wär's gewesen, wenn wir frisch hätten vom „Büchlein der Armut“ sprechen können, das immer in der Nähe lag. Es ist mir, als hätte ich ein Unrecht begangen, aber ich kam nie ins Hotel. Wir haben uns um die Menschengäste in Toilette nicht bekümmern wollen, weil ich mich fürchtete vor ihnen. Mit „Eingeborenen“ hatte ich freundlichen Verkehr. So wohnten wir ganz für uns im Privathause und hielten Tafelrunde unter uns, eine Institution, die uns überaus gefiel. Nun habe ich eben die Folgen der Absonderung zu tragen, die einem dann auch das Beste verbirgt und versagt. Daß Sie uns nicht sahen, ist nur zu begreiflich, und verloren haben Sie nichts, wir sind sehr unscheinbare Menschenkindlein, alle vier körperlich schwach und äußerst bescheiden fürs Auge.

Es bleibt mir nichts mehr zu schreiben übrig als die Hoffnung, daß der Weg Sie einmal über St. Gallen führe und der Wunsch,

daß die Sonne die Nebel vertreibe an den Bergen und die Ccesaplana ihre volle Schönheit enthülle.

Mein lieber Mann teilt die Betrübniß mit mir.

Von Hermann Deser.

Seewis, den 25. August 1896.

Herzlich verehrte Frau Schlatter, auch mir war es ein Leid, Sie und Ihren Mann nicht sehen zu dürfen. Ein alter Herr aus St. Gallen, ich denke Professor emeritus und am Tage der unschuldigen Kindlein geboren, ein lieber Mann, redete mit allen im Hotel, also auch mit mir, ich frage nach Ihnen, und er sagte mir, Sie seien auch in Seewis gewesen im Kurhause (dem zweiten Hotel). Es freute mich, daß Sie das liebe Paradies auch gesehen hätten, und es tat mir leid, daß ich nach Ihnen gekommen war. Da hörte ich kurz vor Ihrer Abreise, Sie seien h i e r, seien unsere Nachbarin, aber Sie lebten in tiefer Zurückgezogenheit, da fand ich den Mut nicht, weil ich ja das Ruhebedürfnis kenne; aber ich ging den Samstag in großer Unruhe herum und kam zu keinem Entschlusse. Um vier Uhr fuhren Sie ab, und ich stand betrübt am Fenster und sah Ihrem Wagen nach, bis Sie am gelben Hause verschwunden waren. Nun möchte ich allerdings gerne sagen: also einmal in St. Gallen. Diesmal führt die Reise in das Misog, morgen kommt Rudolf Reich und holt mich ab. — Also Ihren lieben Mann habe ich wenigstens gesehen. Ich kam Samstag mittag tief in Gedanken zum Hotel zurück, ich beschäftigte mich mit Ihnen, mit einer Arbeit, an der ich hier schrieb, da grüßte mich ein fremder Herr, ich sah flüchtig auf und dachte bei mir: das ist ja der „Herzog von Urbino“ in das Freundliche übersetzt; ich beschrieb der einen Aufwärterin den schwarzen Herrn und da erfuhr ich, Sie seien eben im Hotel gewesen und führen gleich ab. So habe ich doch von dem einen Teil des lieben Ehepaars wenigstens einen persönlichen Blick und Unblick gehabt. Gestern hat meine liebe Frau die Kunde empfangen, ich schrieb ihr gleich, wie wird sie betrübt sein.

Mein Zimmer ist das Eckzimmer im zweiten Stock mit den zwei Fenstern, östlich Ihr Haus und das Walser Tobel und die Ccesaplana, südlich der Bendlenberg. Ich habe hier viel geschrieben, so oft ich ausblickte, sah ich das liebe Kirchlein. Erst

schrieb ich etwas Trauriges, es beweint einer sein Wesen, also eine Selbstbeweinung, dann habe ich etwas Frohes angefangen, also Ernst mit Mut und Glauben; es heißt „Midasfinder“, handelt von Leuten, unter deren lauterem, glaubendem Blick das Gold des Lebens aufspringt und damit verflucht sich im Gegenstrom die Sorte Midasfinder, die die Mütze über die Gselsohren zu stülpen wissen, ich bin nicht sicher, ob mir das gelingt: Sie sollen es prüfen im kommenden Jahre und ich werde Ihnen die Stelle anstreichen, an der ich eben schrieb, als ich Ihren Wagen rollen hörte und aufsprang.

Hier in Seewis empfing ich die Stillen Leute und sah zum ersten Male Ihr schönes Bild. Sie haben beide das erfüllt, was mir träumte, ich habe ganz bewegt vor dem Titelblatte gestanden. Aber vergeblich habe ich nach dem lieben Monogramm des Künstlers gesucht. Die Lilie ist so schön, die Linie des Stengels so reich, daß gerade das, was ich wünschte, hier geschehen ist: das Bild ist zart und hat doch die *s t r e n g e*, ernste Form, die, wie mir scheint, von der kleinen Erzählung gefordert ist. Ich sage Ihnen und Ihrem lieben Manne ehrlichen, herzlichen Dank.

Wenn ich wieder zu Hause bin, das ist, so Gott will, ■■■ 1. September, möchte ich ein Echo von Ihnen beiden für meinen (Christoterpe-Aufsatz\*), kein Lob, sondern ich möchte wissen, wo Sie beide nicht mit mir gehen, und wo Sie ganz zustimmen. Eigentlich nehme ich an, daß das Prinzip Ihnen recht ist. Wer das Schöne liebt, weiß, daß eine Hülle, wie über allem Herrlichen, über ihm ist und bleiben soll.

Meine liebe Hedwig\*\*) ist unaufgefordert von uns zu Ihnen gegangen. Wir waren so froh darüber. Ich habe ihr dann geschrieben, sie solle sich alles aufschreiben, wie sie auf den Gedanken kam, wie ihr zumute war, als sie Ihr Hans suchte und was dann alles folgte. Denn ich will alles wissen. Einstweilen weiß ich nur, daß sie begeistert von Ihnen ging. Heute ist dies mein treues Kind in das Elternhaus zurückgekehrt.

---

\*) „Die Laienfreunde am Schönen“, auch abgedruckt in „Zweismen“. Novellen und Skizzen von Hermann Dejer. Halle, Max Brosse. 1909. Jetzt bei Salzer, Heilbronn. 1919.

\*\*) Dejers Tochter aus erster Ehe, die damals einen Ferienaufenthalt in Wolfshalden (Kanton Appenzell) machte und von dort ■■■ Dora Schlatter besuchte.

Mich trieb eine Erschöpfung, wie ich sie noch nicht gekannt habe, aus dem Hause fort. Hannelis Ankunft, zwei Wochen später plötzlich Sorgen um die liebste Frau, drei Staatsprüfungen, es kam soviel zusammen. Am 16. August kam ich hier an und war die ersten Tage mit Herzklopfen überaus gepeinigt, aber nun bin ich wohl. Ich bin viel im Freien, die Mittage bis zum Abend, rede mit niemand und atme und l e b e. Frau Seiler (die Wirtin) habe ich eigentlich durch Ihre Abreise erst kennen gelernt. Sie ist eine freundliche Frau. Ich habe ihr die „Stillen Leute“ geschenkt und schon am Sonntag abend hat sie fast das ganze Büchlein gelesen.

Nun leben Sie wohl. Gott gebe Ihnen die guten Tage, die nach dem Sommeraufenthalte so fördernd und erquicklich kommen.

Ihnen beiden treu verbunden

Dr. H. Defer.

Der Berg in dem Titelbilde hat mich so sehr gefreut. Ich habe recht davon geträumt, er führt so in die goldene, ferne Flur der Sehnsucht. O, Ihr Bild ist lieb. Ich habe Emmy geschrieben, nun hätte sie vielleicht das Büchlein weniger lieb als Ihre herrliche Türe, durch die Sie zum Innern des Lesers führen. —

Von Hermann Defer.

Karlsruhe, 9. November 1896.

Als ich nach den stillen und arbeitsreichen Tagen in Seewis nach Hause kam, erfuhr ich, was mir besorgte Liebe verschwiegen hatte, daß gerade in den Tagen meiner Erholungsreise die liebste Frau sehr schlimme Tage hatte durchmachen müssen, deren Folgen sich nur langsam überwinden lassen. Frau Emmy ist in ihrem tapferen Sinne in ihrem vorigen Briefe nur so darüber weggelitten, aber die Wahrheit ist es, daß sie ein geplagtes Mütterlein war. Meine Ferien dauerten zum Glück bis 22. September, so daß ich ihr nach Kräften abnehmen konnte, was ein ungeschickter Mann überhaupt abzunehmen vermag. Darnach kam ein arbeitsreicher Schuljahrsanfang. So ist es möglich geworden, daß ein Dankbarer so lange schweigen konnte. Ihrer beider Bild\*) ist mir eine schöne Erfüllung. Immer sehnte ich mich, zeichnen zu können, um das Kirchlein von Seewis für sich allein, wie es so Geist in der Wucht der Gebirgswelt dasteht, mit nach Hause

---

\*) Eine Zeichnung des Kirchleins von Seewis.



nehmen zu können, und nun kam die Erfüllung des Wunsches so schön und still. Haben Sie beide innigen Dank dafür.

Ihr Büchlein\*) will ich nun meiner lieben Frau vorlesen. Das war auch eine unerwartete Gabe; wir beide hatten geglaubt, Sie müssen die Feder ruhen lassen, und nun kam das stattliche Bändchen. In einem Ihrer letzten Briefe sagten Sie, daß Sie bei der Verbindung mit uns nicht an den Schriftsteller dächten, sondern an den Einklang in inneren Richtungen, wie es sich z. B. in der Nennung von Lieblingsblumen in meinen Arbeiten zeigte. Das war ein gutes und ein liebes Wort von Ihnen. Wir werden nun Ihnen als einer uns Nahen und Gleichgesinnten in Ihrem Buche begegnen. So möchte ich auch gerne im nächsten Jahre mit einer Arbeit zu Ihnen kommen, nicht die Arbeit eines Schriftstellers, sondern eines Klagenden. Sie ist in Seewis zu zwei Drittel geschrieben. Vielleicht läßt mich die Christoterpe wieder ein, dann soll sie dort erscheinen. Die andere Seewiser Arbeit aber steht da, wo sie am 23. August abbrach; ich vollendete sie gerne, sie lockt mich schon vier Jahre, aber offenbar fehlt mir die Hand, „die das Wasser ballt“.

Der Brief Ihres lieben Mannes war nun so ein Echo, wie ich es mir gewünscht habe. Ich schreibe ein paar Antwortzeilen hier, weil ich fürchte, daß ein besonderer Brief in meinen eingengten Tagen ein aufgeschobener würde. Sie müssen beide festhalten, daß ich von der Laienfrende am Schönen gesprochen habe. Gerade was Sie, lieber Herr Schlatter, einwendeten, läßt mich klar machen, was ich rate, Laien rate. Sie nannten Burne Jones, von ihm sind Sie zu Botticelli gegangen; der historische Faden offenbarte sich Ihnen. So ist es recht, Sie sind Künstler, solche Beziehungen zu verfolgen, schadet Ihnen nicht, Sie haben das Gegengewicht der Kunstausübung, brauchen also nicht wie ein Laie sich in ästhetischer Wertung und historischen Perspektiven zu verlieren. Ich bin nun ganz und gar Laie. Als solchen leiten mich zwei Grundüberzeugungen, die mich vor dem Laien-Asthetisieren bewahren: 1. Jeder Mensch ist ein Anfänger, d. h. in ihm tritt ein absolut Neues in die Erscheinung (darauf darf ich ihn für sich

---

\*) „Durchs Fenster“. Erlebtes und Erzähltes von Dora Schlatter. 1905 in zweiter Auflage bei Kober in Basel. Sie hatte das Neuerschienene an Frau Deser geschickt während Desers Ferienreise.



betrachten, ohne mir das Verstandnis seiner zu verderben). 2. Die gleiche Geistesart führt oft zu gleichem Schaffen. Damit lehne ich Abhängigkeiten ab. Mörike, Goethe waren Griechen, wie Sophokles ein Deutscher war, als sie griechische Formen wählten, wählten sie ihre eigene Form. Sagt man: Burne Jones war ein Prä-Raffaelite, so verschüttet man sich ohne weiteres die Einsicht in sein Innenleben. Die Sache ist so: ein heiliges X leuchtet auf in Fra Angelico, Perugino, Botticelli, Anselm Feuerbach, Hölderlin, Wackenroder, Runge, Arnold Böcklin, darum sind sie Brüder, aber nicht Vorbild und Nachahmung. — Ganz gegen meine Gewohnheit, über Geliebteste nichts zu lesen, kaufte ich mir unter dem Eindruck der gewaltigen, unerwarteten Bekanntschaft vier Bücher über Burne Jones (das Heft der „Kunst unserer Zeit“, das Art annual, das große Buch über ihn von 1894 und ein französisches Buch Les Pré-rafaélites), dann aber habe ich keines davon gelesen, sondern nur die Bilder mir angesehen. — Ich liebe auch andere große Maler; meine Freunde sind: Michelangelo, Lionardo, Dürer, L. Richter, Führich, Kethel, Feuerbach, Böcklin, Burne Jones. Max Klinger hat mich sehr angezogen! Neben der Poesie ist die Malerei meine Lieblingskunst.

Sollten Sie, liebe Frau Schlatter, die Briefe Thomas Erskines edited by William Hanna, Edinburgh (David Douglas) zum Lesen bekommen können, so würden Ihnen tiefe Freuden erwachsen. Kennen Sie Goethes „Pandora“?

Leben Sie beide wohl, wir haben Sie so lieb.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 5. Dezember 1896.

... Vielen Dank möchte ich Ihnen auch sagen für Ihren köstlichen Brief, der aufs neue verwandte Klänge weckte. Sie haben recht, daß Sie von „Brüdern“ in der Geistesrichtung reden. Ich glaube auch daran; es ist zu merkwürdig, wie man plötzlich eine Idee wiederfindet in einem andern. Mein lieber Mann hat sich z. B. seit Jahren eine bestimmte Art von Ansichten über die Kunst im Gewerbe und im täglichen Haushalt zurecht geformt, nun findet er sie in einer Serie von Essays von Walter Crane ausgesprochen in fast deckender Weise. Es ist uns sonst nicht alles in

Walter Crane sympathisch. Seine Kunst huldigt der Form mehr als der Idee, und in seinem Büchlein entwickelt er ein soziales Utopien, dahin man nicht mit kann; aber die Verwandtschaft der Gedankengänge ist wirklich lustig. Nun, es ist eben eine Strömung der Zeit, die sich überall geltend macht.

Daß Sie sich von Max Klinger angezogen fühlen, freut uns. Er hat Geist. Unwiderstehlich muß man seine Radierungen studieren und wird nicht los von ihnen. Sind Sie auch so froh, wenn Sie nur irgendwo etwas Geist verspüren, auch wenn ■ Ihnen nicht ganz konform ist? Es hat so wenig, daß man bei der leisesten Ahnung auflebt. Ich labe mich darum an jedem neuen Rosegger, weil ich fühle, wie er die gegenwärtige „Weltseele“ spürt und empfindet wie selten einer. Darum lese ich auch Daudet und Coppée, obwohl es moderner Geist ist. Es ist dennoch etwas vom Ewigen. Ich hoffe, Weihnachten bringe mir einen alten St. Martin! Noch nie hat mich einer so berührt im tiefsten Innern wie er in seinem „homme du désir“.

Wissen Sie, daß ich mich jedesmal herzlich freue, wenn jemand Ihre „Stillen Leute“ rühmt? Pastor Kade tat es so warm in seinem Blatte\*). Es ist wie ein Sternlein am gegenwärtigen Bücherhimmel. Ich wollte, der liebe Gott hätte mir noch etwas mehr Farbe gegeben in die Feder; meine Sachen sind zu „ärmlich“ für die Menschen. Aber das wünsche ich mir nur in den Stunden, in denen sich mir verdunkelt, daß wir nicht leben und arbeiten für den Erfolg, sondern für den unsichtbaren Meister. Ich möchte auch in meinen langen Nächten lernen, was er unter der „Verherrlichung seines Namens“ versteht und ich weiß, daß das ganz anders aussieht, als mein menschlich Wähnen es meint.

Von ganzem Herzen wünsche ich Ihnen und Ihrer lieben Frau, deren herziges Brieflein mir sehr lieb ist, eine freundlich reiche Adventszeit. Hanneli will sich zum erstenmal mitfreuen und den Lichtlein sich entgegenstrecken. Da wird Papas Herz weit und Mamas Herz glücklich. Mein lieber Mann grüßt Sie alle mit und dankt mit mir für Ihr Verständnis.

In hochachtungsvoller Liebe grüßt Sie

Ihre Dora Schlatter.

---

\*) Die „Christliche Welt“.

Ihr langer Brief mußte lange auf Antwort warten, es kam so viel zusammen, Emmy war übermüdet von allem: Hanneli, Hedwig, Haushaltung, und ich mußte Versprechen einlösen, wie Sie z. B. es in der letzten Nummer der „Christlichen Welt“ gesehen haben werden.

Frau Emmy war sehr ermüdet; es war zu viel, was das Leben so auf einmal an die kaum Erholte forderte. Zum Glück ist sie aus einer zähen Art und immer wieder bald auf den Füßen. Mit Hanneli geht die Frau Schelm von Basel um, daß Sie erschrecken und lachen müßten wie wir. Die Kleine steht mit ihrem Mütterlein ganz auf Du und Du und sieht sie morgens schon so an, als sprächen die Auglein: „Nun, was gibt's heut' für Streiche?“ Das Kindlein ist sehr geweckt, sehr aufmerksam auf alles und sehr gutartig. Sie betreibt nie das „Brüllen“ um seiner selbst willen, sondern sein Weinen ist immer nur eine Bitte. Auch läßt sie uns gute Nächte. Sie legt schon die Händchen so hübsch zum Bitten zusammen und zum Gebetlein vor dem Einschlafen. Die Augen sind blau, wie die meinen; Emmy hat sanfte, tiefe, braune Augen, ich wollte, Hanneli hätte sich diese ausgesucht — nun, wie es sei, Gott gebe, daß sie mehr Fröhliches aus ihren blauen Augen sehe, als ich es gesehen habe.

Ihr Buch habe ich in einem Zuge gelesen und habe dann in einem Zuge eine Besprechung für die „Christliche Welt“ geschrieben, mit der ich Ihnen eine Weihnachtsfreude machen wollte, aber ich kam zu spät; bei meiner sorglosen Art hatte ich die Besprechungen der „Christlichen Welt“ nicht angesehen, und als ich meine schrieb, lag die von Fräulein Elisabeth Rade schon zwei Tage gedruckt da. Herr Rade gab mir aber meine Zeilen dann nicht zurück, sondern will sie einmal im Jahre 1897 bringen. Ich hatte beim Lesen Ihres Büchleins immer das Gefühl, so etwas werde ich doch nie fertig bringen: Sie sind tiefer in das Entweder-Oder des Christentums und der Christen eingedrungen, das wird ein Hauptgrund sein. Auch ist die Landesgabe, die schweizerische Direktheit der Darstellung, mir versagt. Ist es Ihnen lieb, wenn ich sage, was mir am besten gefallen hat? „Wie es einem guten Herzen gehen kann“ — „Was unkommen muß“ usw. — „Der

stille Samuel" — „Zwei Wege und ein Ziel". Aber es hat mir alles gefallen. Hedwig hat das Büchlein auch mit großer Freude gelesen. Emmy habe ich bis jetzt drei der Geschichten vorgelesen.

Ich lese auch Daudet sehr gerne, habe alles von ihm zu eigen und das meiste mehrfach gelesen. Coppée kenne ich kaum, aber zufällig. Sollten Sie Turgénjew noch nicht kennen, so empfehle ich Ihnen „Rudin", „Alara Militsch", „Die neue Generation" („Neuland" in anderer Übersetzung). Ich halte sein Herz für das tiefste, das neben Goethe und Carlyle in unserem Jahrhundert geschlagen hat. Dieser trockene Philister Tolstoi mit seinem öden, zu Prophetenzwecken dienenden Naturalismus hat ihn auf Zeit verdrängt. Aber so ist es recht. Die Hohen und Herrlichen haben einsam zu sein. Turgénjews „Jägernovellen" (in der Mitauer Übersetzung) sind etwas Einzig-Köstliches. Da lesen unsere Frommen oft die elenden „christlichen" Romane, wo sich die Tugend zu Tische setzt, während sich das Laster erbricht: ich liebe vielmehr die tiefe Samariter-Beweinung eines Daudet, Turgénjews, Theodor Storms, wo Gottes Namen niemals unnützlich genannt wird.

Liebe Weihnachtstage wünschen wir Ihnen und dem lieben Herrn Schlatter von Herzen.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 12. Januar 1897.

Dort liegt Ihr liebes Büchlein. Seit der Stunde, da es in meine Hand kam, liegt es immer in sichtbarer Nähe. Es war ein so gütiger Gedanke von Ihnen, uns auch noch das gebundene Exemplar zu schenken und es uns so „handlicher" und stets nahe zu machen. Es ist ein sehr liebes Büchlein, und ich weiß, daß es viele Freunde gewonnen hat. Gewiß ist manches Echo zu Ihnen gedrungen und hat Ihnen gesagt: Ich habe dich verstanden! Segnen und Gesegnetsein ist ja stets in Gegenströmung.

Viel warmen Dank auch für Ihren köstlichen Brief mit dem Familienbild. Wie wird sich Hanneli schon wieder entwickelt haben und mit Mama neue lose Streiche treiben. Und Ihre Hedwig? Es tat mir so weh, daß Sie und Ihr Kind schon durch solche Sorge und Angst durchwandern mußten. Ist auch die Wolke davongezogen und hat sich verborgen vor unseren Augen, es geht

immer lang, bis man ihren Schatten vergessen kann. Ich wünsche wie Sie:

„Daß Gottes Güte  
Ihr Kind behüte.“

Ich lese nun nach Ihrem Rat des alten Eckharts Predigten und labe mich dran. O, daß ich also ruhte im höchsten wahren Gut und sagen könnte von unten aus: „Wenn Gott nicht will, was ich will, so will ich doch, was Er will!“

Bei mir geht das noch lang; denn immer enger zieht sich das Netz um mich, und mache ich auch zurweilen noch einen Ausfall mit festem Willen und fasse die Arbeit und zwingen sie, so bin ich doch immer der Geschlagene. Meine Schlaflosigkeit macht mir Nächte und Tage endlos und steigert meine Schmerzen, daß ich oft den alten Ton im Herzen singe, den Sie wohl kennen: Ich wollt, ich wär daheim!

Aber jetzt gehe ich beim alten Meister der Weisheit in die Schule und vielleicht haftet etwas an meinem zappelnden Herzen. Daß Sie mein bescheiden Büchlein besprochen für die „Christliche Welt“, rührte mich und mein Herz dankt Ihnen warm dafür. Das wäre gewesen wie ein Alpenrosensträußchen am schlichten Bergstoß und ich hätte ihn frohgemut beschaut im rosigen Schmuck. Schon der Gedanke macht mich glücklich. Ich war ja sehr verwundert, daß mein Büchlein sich nach Deutschland wagte in eine Besprechung hinein, es ist so sehr in Schweizer Farbe, daß es dort oben fremd wirkt und bleibt.

Wenn Sie alle Gespräche gehört hätten, die dem „Weihnachtskoffer“\*) gegolten haben! Sie hätten sich wohl verwundert. Zum erstenmal waren wir nicht ganz mit Ihnen einverstanden. Mir schien die Bezeichnung der Gläser nicht ganz unmißverständlich. All ihre geistige Arbeit, ihre wirkliche Bedeutung brauchte die Frau nicht zu verbrennen, sonst hätte sie ja nichts mehr für ihren Mann, den Sie so „tief“ schilderten. Im Gegenteil hat sie ja jedes Krümelchen von geistiger Begabung und Verständnissfähigkeit sammeln müssen, um ihren Mann, der so tief über Feuerbach z. B. zu denken verstand, zu verstehen. Mein Mann ist ungefähr

---

\*) „Der Koffer“ in „Zwei Weihnachten“, Seite 115. In „Des Herrn Archemoros Gedanken“. 4. Auflage. Reich, Basel. Damals in der „Christlichen Welt“ erschienen. (Jetzt E. Salzer, Heilbronn.)

so still und so langsam von Wort wie der, den Sie schilderten; aber ich habe immer zu wenig geistige Fassungskraft, um ihm ganz das zu sein, was ich wollte: ein *Kamerad* in allen Dingen. Meiner Ansicht nach hätte die Frau nichts zu verbrennen brauchen, sie hätte nur die Büchselein alle füllen sollen und sie ihrem Mann schenken und sagen sollen: „Jetzt sind sie nicht mehr mein, sondern *dein!*“ Dann wäre von selbst alles verdunstet, was nur eingebildete Bedeutung gewesen wäre. Wir Frauen müssen uns strecken und wehren in allen Fällen, um den männlichen Geist zu verstehen und zu begleiten, und seine Klarheit läutert uns wunderbar.

Das ist kein klaffender Unterschied der Gesinnung. In vielem sprachen Sie doch wahr, wenn auch nicht in der ganzen Tönung. Jedenfalls brachte Ihre Geschichte *Unregung*, und das ist das beste, was man erreichen kann.

Und nun erlauben Sie mir noch, meine besten Wünsche fürs neue Jahr Ihnen zu sagen. Mache der liebe Gott Ihre liebe tapfere Frau kräftig und gesund für Ihr Hanneli und Ihre Hedwig und schenke er Ihnen lebhafteste Arbeitsfreude und Erfolg in Ihrer pädagogischen Tätigkeit.

Wir denken an Sie in Teilnahme und Verehrung.

Von Hermann Defer.

Karlsruhe, 21. Februar 1897.

Seitdem Ihr letzter lieber Brief zu uns gekommen ist, sind schon lange Wochen vergangen; unser Schweigen werden Sie verstanden haben, wie es zu verstehen ist — Sorgen! Hedwig wurde uns zu ihrer eigentlichen Krankheit im Januar noch an einer starken Brustfellentzündung krank und liegt nun wieder ganz zu Bette. Jeden Tag ist ein Arzt da, an einem der Chirurg, am andern der Hausarzt. Einstweilen, bis man weiß, ob das schlimme Erbe ernstlich nun zum Ausbruch gekommen ist, sollen wir „füttern“, und das geschieht, aber im Kampfe mit einer Natur, der seit Jahren das Essen zuwider ist. Mit südlichem Wein und Gelées und Fleisch und heimlicher Zutat von Gomatose und Eiern führen wir Krieg gegen den geheimen Feind, der uns sein wahres Antlitz noch nicht gezeigt hat. Hedwig ist im allgemeinen gutes Mutes, sie weiß ja nicht, was alles zu befürchten ist und wir sind um sie herum mit heiterer Miene. Die junge Frau ist



auch da eine rechte Gottesgabe mit ihrem tapferen und fröhlichen Sinn. Es ist viel Arbeit zusammen für eine junge Mutter. Hanneli zeigt uns die Sonnenseite der Welt, sie gedeiht und wächst und bekommt Zahn um Zahn und ist ein herziges Kindchen. Sie hat einen unglaublichen Verstand für jede Sorte Spaß und macht bei allem mit. Wenn etwas Neues kommt, und Frau Emmy ist unerschöpflich in jeder Art von Tug und Unfug, so denkt Hanneli: „Aha, das ist etwas Neues“, und verdirbt das Spiel nicht. — Ach, das menschliche Wesen in seiner dunklen Vorgesichte. Hedwig war immer ein „schweres“ Kind, sie lachte in den eigentlichen Kinderjahren nie froh heraus, und Hanneli kräht und zappelt und fuchtelte und jauchzt — wer da wüßte, wie eine Seele dazu kam, so dunkel zu sein und die andere so hell? Die Theosophie gibt eine Antwort, an die ich glaube.

Wir leben nun natürlich noch stiller und imhaufiger als früher, aber so glücklich einig, friedlich und befriedet als nur je.

Zum ersten Male in meinem Leben habe ich eine schriftstellerische Arbeit im Dienste der Tagesorge zu Ende geführt und um ihre buchhändlerische Unterbringung mich bemüht, aber ich hoffe und weiß, Sie merken es nicht, wenn diese Arbeit einmal zu Ihnen kommt. Es sind die „Midasfinder“\*), in denen ich schrieb, als Ihr Wagen am 22. August 1896 nach Pardisla hinunterrollte. Es ist ein Kapitel darin, da gibt einer die Antwort auf die oben gestellte Frage, wie die Menschenseele ihr Wesen anträte.

Ihre Worte über meine Weihnachtsgeschichte waren mir sehr merkwürdig, einmal aus I h r e m M u n d e und dann, weil bei diesem Anlasse. Von Kind auf hat mich tiefer Respekt vor dem Werte der Frau erfüllt, das kam von den Eindrücken, die ich in einer frauenreichen Familienwelt erhielt; dieser Respekt erweiterte sich später, als ich den Vorzug der größeren Originalität der Frau gegenüber dem Manne erkannte. Ich habe gesehen, daß diese Originalität aus der Kindlichkeit und lebenswahren Herzlichkeit entspringt, die die Frau vor uns voraus hat und aus der Unverbüchertheit. Die Frauenbildung macht nicht in dem Maße wie bei uns den Umweg über die Bücher. Ein Mann sieht sich und sein Tun unter der Beurteilung bzw. Verurteilung durch Ideen,

\*) „Midasfinder“ von Hermann Defer. Basel, Reich, 1898, jetzt E. Salzer, Heilbronn.

Parteien, Gegner, Konkurrenten und Nachbarn, eine Frau ist naiv, geradeaus und tut, was sie für recht hält, einerlei ob ein Prinzip oder ein Nachbar im Wege steht. Darum ist mein einziger Einwand gegen die von mir ja auch öffentlich verteidigte „Frauenbewegung“, daß sie mehr und mehr die Frauenbildung über den Leisten der Männerbildung schlägt und eine „Fräuleinbewegung“ aus einer Frauenbewegung wird, eine Bewegung für England und Naturwissenschaft schwärmender unverheirateter Damen, die ihre Beredsamkeit fast alle im Unterrichte geholt haben als Gouvernanten oder Institutsvorsteherinnen. — Und nun zu meiner Klara? Ich nehme ihr nicht Frauenarbeit und Frauenbildung ab und stecke sie in den Koffer, sondern die stille, fromme und reiche Innenwelt ihres Mannes eröffnet ihr mit einem Male die Erkenntnis, daß die Früchte an ihrem Baume nur angebunden waren, sie reißt diesen fremden Aufpuß herab, wie ihn eine Großstadt so leicht über begabte Kinder geselliger Häuser wirft, um nur dem Eigenen Raum zu machen.

Noch eins. Bei Turgénjew und Daudet sind die Frauen immer charaktervoller als die Männer. Das sind sie im allgemeinen überhaupt und werden es so lange bleiben, als sie in diesem Gegensatz die Stelle behaupten, die der Mann durch seine Bildung verloren hat: er: wissen — sie: sein und können! Die Theologie ist von Männern geschaffen, und der Strom der Gottesfurcht rinnt seit Jahrtausenden ununterbrochen nur durch Frauenherzen, darum hat der Apostel gesagt: Das Weib schweige in der Gemeinde, damit nicht das Evangelium ganz zur Theologie werde.

\*

In einem Briefe an Frau Emmy Deser vom 26. März 1897 schreibt Dora Schlatter:

Ich glaube, in der Frauenfrage denken Herr Doktor und ich doch wesentlich gleich, daß ich seine „Klara“ nicht richtig schätzte, kam wohl daher, daß ich mir solche tüncheartige Großstadtbildung, wie er sie im Auge hatte, nicht vorstellen kann. Ich leide immer unterm Gefühl, unsere Frauen wissen viel zu wenig für die Männer, mit denen sie leben. Aber ich sehe auch in der Familie just extreme Beispiele. Also da ist keine Differenz.

St. Gallen, 17. April 1897.

Daß ich von Ihnen wieder überholt wurde mit schriftlichem Gruß, beschämt mich, kann ich mir doch nicht denken, wie Sie zustande kommen mit all den Schülerinnenwünschen und Bitten um ein „Autograph“. Vielen Dank, daß Sie mir wieder solch lieben, eingehenden Brief sandten. Ihre herzige Besprechung habe ich mit dankbaren Gefühlen gelesen, bedacht und zu Herzen gefaßt. Ich empfinde es als reine Güte, daß Sie freundlich von meinem Büchlein denken, weiß ich doch, wo meine Mängel liegen für ein feingebildetes Auge wie das Ihrige. Ausgezeichnet ist Ihr Wink, den Sie der christlichen Literatur geben, indem Sie sie hinweisen zur Bildungsstätte der Propheten. Das Einzige, was mich innerlich freut, ist das Gefühl, daß ich der Wahrheit treu zu bleiben suche. Ich kenne die christliche Literatur sehr gut, lebte zeitlebens unter den Frommen, und bin darum ein Feind geworden aller christlichen Mache und aller frommen Fäulein. Selbständiges Christentum, trage es welche Farbe es wolle, ist das einzige, was ich suche. Deshalb steht unsere Familie hier sozusagen ganz allein und paßt in keine vorhandene Schablone. Ich glaube aber, daß meine Feder leicht entbehrt werden kann; es ist kein Dichterflug in ihr, nur zuweilen ein reagierendes Empfinden und ein blaßes Gedänklein. —

Wir kennen den Maler Hans Thoma nur in Reproduktionen, da gehört er aber zu unseren Lieblingen. Es ist Mark darin, und daß er treu ist seiner Begabung und seinem ureigenen Wesen, weckt lebhaftes Mitempfinden. Kennen Sie seine „Perle“ und seinen „Frühling“? Beides packende Bilder und wie Sie sagen „voll Seele“. Wir sehen ja keine Originale, wenigstens ich, die ich nie ausgehen kann, wir halten jetzt aber auch das englische „Studio“ und haben großen Genuß daran. An Walter Crane haben Sie nichts verloren. Er ist ein Mann der Linie. Er sieht die Schönheit als Fluß der Linie. Wir haben mehrere allegorische Bücher von ihm, z. B. Pans pipe und Roses feast. Er allegorisiert die Blume, gebraucht sie aber stark stilisiert in ganz eigentümlicher Weise. Manchmal gelingt ihm das Frauenfigürchen in wundervoll reiner, grazioser Weise. Er schreibt auch Essays

mit stark sozialer Tendenz und ist ein großes Phänomen in England. Er will das Volk der Kunst gewinnen und diese ins Haus eines jeden tragen. —

Ich bin nun froh, daß Sie mich in Seewis nicht sahen. Sie würden mir nicht mehr so schöne Briefe schreiben. Ich bin durch die Krankheit zerstört und nicht mehr, was ich war. So lieben Sie meine Seele, ohne durch die Hülle gestört zu sein, und einst, wo die Seelen alle sich lieben und in einer Liebe leuchten, wird das Fädchen, das hier sich spann, sich normal vollenden. —

Von Hermann Dezer.

Undatiert.

Daß Sie nach Ihrer so lieben Ostersendung und zwei Briefen erst heute wieder Nachricht von uns erhalten, das liegt in unserer ganzen jetzigen Lebenseinrichtung. (Er berichtet von kleinem Unwohlsein Hannelis, kurzer Ausspannung im Schwarzwald, Sorge um die immer kränker werdende Hedwig.)

Die Erwartung geliebter Kranker von dem „später“ erlebe ich nun zum zweitenmal, das ist so traurig zum Anhören, daß man es kaum ertragen kann. . .

Emmy hätte diesmal so gerne an Sie geschrieben und wartete diese Tage immer auf eine ruhige Stunde, aber neben Hannelis gedeiht keine Korrespondenz. Das Kindlein zählt das mit tausend Freuden heim. Es ist ganz erfüllt von der Kinderanmut in Blick, Bewegung und allen Gliedern, die den Erwachsenen wie etwas Unbegreifliches und in seiner zu Gott zurückreichenden Herrlichkeit sehnlich berührt und rührt.

Sie erhalten nun alle Wochen die Fortsetzung von „Solavers“\*); es kommen noch fünf Kapitel und im neunten Kapitel werden Sie die Auseinandersetzung mit dem Lieblingsgedanken unserer geistlosen Zeit finden, dem Vererbungsgedanken.

Das ist heute nur eine Abschlagszahlung. Ich schreibe Ihnen bald wieder.

Treulichende Seelen in Karlsruhe wünschen Ihnen das Beste.

---

\*) Solavers, im Büchlein „Aus der kleineren Zahl“. 1904. Basel, Helbing & Lichtenhahn. Seite 223 ff. Jetzt bei Eugen Salzer, Heilbronn.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 24. April 1897.

Welch eine Freude! Es war wirklich ein Ostergruß, wehte doch aus den Blättern *Leben*, reines, lauterer Leben, das sich streckt nach Vollendung und die Verheißung derselben in sich trägt.

Ich habe mich hineingelebt in Ihre Geschichte; aber sie gleicht einem Gang durchs „Islatal“, plötzlich entdeckt man neue, verborgen gebliebene Herrlichkeit — hier ein Tautropfen, der rubin-farben aufglänzt, da eine stille weiße Lilie, die im Schatten des Haselbusches leise auf die Sonne wartet, und dort läutet die blaß violette Glockenblume Morgengröße. Ich habe Ihre Geschichte lieb; habe sie mit lauterem „Midasaugen“ zu lesen gesucht und das Gold geschaut. Auch mein lieber Mann hat es mit reinem Entzücken und liebevollen Tönen der Zustimmung gelesen und immer wieder gesagt: „schüli ordlich“.

Sie sagten, Sie hätten zum erstenmal im Dienste einer brennenden Zeitfrage Ihre Feder gebraucht. Ich habe es wahrhaftig noch nicht gemerkt. Zeitfragen berühren Sie viele, aber es dominiert keine. Ich höre Sie sich auseinandersetzen mit den Realisten der Feder, ich spüre das Zurechtlegen unserer philosophischen Strömung von der Übermacht des Starken; ich freue mich an Ihrem reinen Ideal von Frauenwert und Würde, aber mehr merke ich nicht. Ist auch nicht nötig. Ich labe mich an den Gedanken und Gedanklein, an den Bildern und Bilderchen, an der ganzen Zusammenstellung, an den Kontrasten im Aufbau, am Hauptgedanken selbst, — und nicht am wenigsten am Vogeljakob.

Ganz besonders schön ist Seite 41 unten und 42 oben bis zum Absatz, das ist wunderhübsch! . . . Sie sammeln eine kleine Gemeinde sehnender Seelen um Ihr Büchlein her, denn nur solche verstehen Sie, denken Sie nicht?

Gott schütze Hedwig und segne Ihre „Freundliche“.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 14. Mai 1897  
an Tage der Bilderiche.)

Wie macht man's nur, daß ~~man~~ so voll schöner, reiner, lieb-

---

\*) „Die Bilderiche“, siehe „Midasfinder“ Seite 87.

licher Gedanken ist, wie Sie es sein können? Wahrlich, Gott hat Ihre Augen gesegnet und Ihre Seele dazu!

Drei herzigliebe Bogen der „Midasfinder“\*) sind zu uns geflogen und haben mich und meinen lieben Mann und meine Schwestern erquickt. Auch meine liebe Marie, die nun schon 14 Jahre bei uns dient und meine gesunden Tage sich wandeln sah in Herbstzeit, wartet freudvoll von einem Blättlein aufs andere und dringt mit vollem Verständnis in Ihre Gedankenreihe ein.

Auf dem Friedhof von Seewis standen in fröhlichen Gruppen reichblühende Lavendelstengel. Hummel und Biennen stiegen summend dran auf und ab und labten sich an der duftenden Leiter. Wenn ich Ihre Blätter in der Hand halte, ist es mir, als säße ich vor den Lavendelstengeln und söge den Duft und lauschte dem Summen. Und darüber liegt der sonnige Bergfrieden! Eine Gestalt wird einem lieber als die andere. Als Sie den alten Allgäuer schilderten, haben Sie meines Vaters Bild gezeichnet. Es war mir, als hätten Sie ihn geschaut. Und wie herzig ist das Geschwisterpärchen im Präzeptorhäuschen und wie frisch und mutvoll das Freundespaar der Maitage. Man schaut hinein und wird nicht satt. Und dann überfällt einen das Heimweh nach einer Welt, in der lauter solche Midasfinder leben, und man schaut sich trübselig um, weil man keine kennt. Sie sind der Narzissus, der mit solch reiner Seele auch nur das Reine schaut! . . .

. . . Meine Gedanken ziehen oft hinauf zum Herzen des Unsichtbaren und dann niederwärts zu Ihnen und Ihrer Hedwig. Mir scheint, Sie stehen beide vor einem längeren Wege geduldigen Harrens, und es ist schwer, da immer die Stimme des nahen Hirten zu hören als Trostlaut. Ich selbst finde mich immer schwer zurecht im Wort von der Liebe, die so empfindlich züchtigt: aber ich fand zu meiner Beruhigung in Ihrem unausschöpflichen Buche in den Wegwarte-Sonetten die Versicherung, daß Sie festen Fuß haben in jenem Wort. Ich wünsche Ihnen und Ihrer lieben Frau jeden Tag neuen Mut, das Joch aufzunehmen, und Ihrem Kinde so viel Erquickung und Frieden, als Gottes Güte zu geben vermag.

Sobald Ihre Blätter weiterrücken, schreibe ich wieder. Dieses

---

\*) „Midasfinder“ von Hermann Dejer.



Brieflein erwartet also keine Antwort. Trösten Sie sich nur, daß ich auf der weiten Welt nichts mehr tun kann, als noch ein Brieflein zu schreiben, und daß mir das Freude ist.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 28. Mai 1897.

Die „MidasKinder“ sind vorübergegangen wie eine Reihe Sternlein, und ich sehe ihnen nach, und mir ist, als läge der Schweiß des hellen Lichtes noch auf dem dunkeln Himmel. Ach, wenn man eines wäre!

Es hat auch in den letzten Nummern wunderschöne Stellen. Der Gedanke der Vererbung ist sehr richtig und gut wiedergegeben. Es ist freilich ein mir immer näher rückender Gedanke, daß man viel mehr erbt, als man je gedacht hatte, und ich wollte gern, ich hätte nicht von beiden Eltern die schlimmsten Körperanlagen empfangen, dafür aber wäre Vaters seelische Natur nicht an mir vorübergegangen. Dennoch weiß ich, daß wir auch den Segen in unverkennbarer Weise über uns haben, nicht in Münze, das war meinem Vater kein Wert, aber in unsichtbaren, beseligenden Gaben.

Ihre „MidasKinder“ werden Segen bringen, ich freue mich daran und sehe die goldenen Körner der Frucht, die in Ihre Hand fallen.

Der Gedanke, den Sie schon in „Am Wege“ aussprachen von der „vorirdischen Seele“, beschäftigt mich auch oft; er ist nur unausdenkbar und führt so wunderbar zurück.

Wie geht es wohl bei Hedwig? Ich denke viel an Ihr Kind und ich wünschte, daß Gottes Hand lind mit ihr umginge! Ach, daß sich das Weh der Erde nicht wegwischen läßt! Daß wir den Weg der Knechtschaft gehen müssen! Wie wäre es doch, wenn die Seele wahrhaft frei wäre!

Ich habe schlimme Zeiten, einen quälenden Körper und ein müdes Herz — und nicht immer ein lauterer Auge, das das Ziel sieht. Aber ein dankbares Herz für alles, was Sie mir geschenkt, habe ich doch, und mein lieber Mann mit mir.

Von Hermann Deser.

Karlsruhe, 3. Juni 1897.

Verehrter Herr Schlatter, Gott möge Sie in Ihrem neuen Lebensjahre segnen mit allem Freundlichen und Erquickenden und Ihren liebsten Wunsch Ihnen vor allem erfüllen: Gesundheit der lieben Frau. Nehmen Sie mit diesem kurzen Gruße heute vorlieb, ich bin ohne alle freie Zeit.

Hedwig wird seit vier Wochen mit Kochs neuem Tuberkulin behandelt, und es sieht nach Rettung aus. Aber Gottes Schritte sind klein. Seine Ziele werden langsam erreicht und der irdische Mitwanderer muß weinen um des langsamen Herrn willen.

Ihr letzter Gruß von Frauenhand soll bald beantwortet werden, wir lesen ihn still und miterlebend.

Und so denn voran — wie es Gott gefällt.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 1. Juli 1897.

. . . Jetzt drängt sich's ja wieder in Ihrem Flußbett bis zur Stromschnelle, nicht wahr? Und erst hinterm Examen winkt die Befreiung und Erleichterung.

Es ist etwas Eigenes um diesen jährlichen Kreislauf, um dieses letzte Ausrüsten und Ausstaffieren fürs Examen, das meist so unrichtige Scheinwerte zutage fördert.

„Wenn ich gesund wäre“, dann wollte ich mir einmal ein Bild verschaffen von Ihrem Unterricht.\*) Ich studiere immer noch viel vor mich hin: „wie der Deutschunterricht sein soll“, vielleicht fände ich bei Ihnen das Ideal, das mir dämmernd vorschwebt. Es liegt doch in ihm der Stoff, von dem die Frau in ihren späteren Jahren lebt, den sie weitergären, wachsen und vertiefen läßt.

Aus dem Nachlaß einer alten Tante liegt eine Menge alter Papiere vor mir von Frauen aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Sie wußten nichts von unserem ganzen Schulkram: aber wie schrieben sie! Sie konnten ihre Gedanken schreiben, sie lebten mit der Feder, und das Gelesene floß hinüber in ihre Gedankenwelt und -austausch. Die modernen Brieflein darf man nicht daneben halten!

---

\*) Wie sie sich in Erinnerung an ihre Lehrerinnenzeit überhaupt immer mit allen Unterrichtsfragen lebhaft beschäftigte.

Kennen Sie Raabe? Er ist einer meiner deutschen Lieblinge. Seine „Akten des Vogelsanges“ habe ich tief empfunden, es ist Wahrheit des Erlebens in seiner Predigt von der Besitzlosigkeit. Ich weiß schon, daß im Grund rabenschwarzer Pessimismus lauert, aber ich verstehe ihn doch. Es ist bei mir oft nicht viel anders, die volle Abgeschlossenheit von jedem Verkehr und die langen, dunklen Nächte sind auch kein Goldgrund und mühsam nur halte ich einen Strahl der Hoffnung fest auf eine volle Vollendung dessen, was an meinem Leben elendes Stückwerk war.

Bei uns sind Commerpläne dies Jahr mehr eine Last als eine Lust. Mein lieber Mann hat Arbeit über Kraft, er sollte fort und will mich nicht im Elend lassen. Vielleicht wage ich's nochmals, nach Seewis zu ziehen. Wie, ist mir vorläufig noch ein Rätsel, aber der Tag der Not bringt auch Kraft.

Empfangen Sie und Ihre liebe Frau und Ihre beiden Kinder herzliche Grüße von uns. Möchte Ihnen freudige Kraft geschenkt sein für Ihren Schluß.

Von Hermann Deser.

Ihr so lieber, schöner Brief wäre längst beantwortet, wenn nicht unser beider Zeit eben ganz besonders eingeengt wäre. Die Krankenpflegerin hatten wir seit zwei Monaten nur noch morgens zur Hilfe, seit Montag ist sie ganz weg. Hanneli ist in den anspruchsvollsten Monaten des Kinderlebens und ich habe Schluß, da ist für Mann und Frau gesorgt, daß sie sich nach der Stunde sehnen, wo am Abend Hanneli schläft, Hedwig frisch gebettet ist und wir zwei allein auf dem flachen Dache nahe dem Gipfel eines Nußbaumes sitzen und den Tag an den zurückgeben, der ihn gab.

Den 13. August.

Die Zeilen sind bis dahin am 12. Juli geschrieben, dazwischen liegt vieles, auch viel Gedanken, die zu Ihnen wanderten.

(Auf der zweiten Seite des Bogens berichtet Frau Emmy, daß er Ende August auf eine Wanderung durch die Berge der Schweiz gehe. Ein Bild mit dem kleinen Hanneli lag bei.)

Ich wünsche Ihnen mit Emmy ein neues Jahr freundlicher Erfahrungen. Körperliches wird nicht durch Gebete erlangt, sondern nur geistiger Gewinn, aber geschenkt kann es werden, so wünschen wir, daß Gottes Liebe Ihnen die körperliche Gesundheit schenke — über Bitten und Verstehen. Hoffentlich ist gleich der 10. September ein guter Tag. Ich sende Ihnen mit Emmy das seit wenigen Tagen ausgegebene Büchlein der „Midasfinder“, es soll Ihnen die alte Teilnahme an dem kleinen Werke erneuern, so hoffe ich. Sollte die Christoterpe dieses Jahr nicht in Ihre Hände kommen, da Ihr Bruder diesmal nichts dazu gegeben hat, so möchte ich Ihnen einen Sonderabzug meines Beitrages senden, denn ich lege hohen Wert darauf, daß Sie ihn miterleben.

Wie lange wir Hedwig noch räumlich besitzen, wissen wir nicht. Seit der rechte Lungenflügel zu zerfallen beginnt, ist die äußere Leidensgestalt da, wie sie die Elternangst seit einem Jahre voraus-  
sah. Sie sieht es nicht und macht Zukunftspläne aller Art, aber das Adlige ihres Wesens tritt immer feiner und milder heraus, die Seele wird freier von den doch so herrlichen Schranken der Zeitlichkeit. Die „Zeit“ schickt die Leiden, wie sie den armen Pfarrer Gonin\*) vom Mont Pleureur hinabgeworfen hat, denn Gott schickt nicht das Elend, dann aber hilft er aus den Folgen unserer Zeitlichkeit die Seele hinauszubauen in die Ewigkeit, und so bildet sich die Seele meines Kindes nur um zur nächsten Stufe, jede Sprosse abwärts auf der Leiter ihrer Kraft und ihrer Jugend ist eine Sprosse aufwärts in die Gestalt, die sie tragen wird, wenn sie unserer müde geworden ist.

Hanneli wächst lieblicher und fröhlicher als seither noch in diese schöne „Zeit“ hinein. Ein Kind voll unwissender, harmloser Seelenfreundlichkeit, das Abbild meiner lieben Frau. Vor beiden wird Eden nicht geschlossen sein. Ich suche manchmal mit Unruhe in dem kleinen Gesichte, ob nicht doch ein Zug meines Wesens in ihr wäre, aber im allgemeinen denke ich: sie wird mit meinen Schicksalen keine Verwandtschaft haben. Das ist mein Gebet für dies liebe Kind. Wer den „scharf angeschlossenen Ketten Schmerz

---

\*) Pfarrer Gonin wurde auf einer Bergtour mit seinen Jünglingen von einer Lawine verschüttet.

der Zeit“ in sich selbst als die Last des eigenen Lebens erfährt, kann nie glücklich sein, aber diese meine zwei Inniggeliebten sind nur zum Scherz im Kleide der Zeit und ihre Seele ist ohne Schranken.

Emmy hat sich auf dem Flüeli\*) nicht so sehr erholt, als vielmehr liebste Erinnerungen aufgefrischt und neue gesammelt. Ich hatte es besser; aus tiefer körperlicher Übermüdung haben mich vierzehn einsame, einsamste Wandertage in der Schweiz herausgehoben. Ich wollte nicht gehen, aber die Freundliche zwang mich dazu. Ich ging von Biasca über Olbione und den Lukmanier nach dem Oberalppaß, von da über die Furka in das obere Wallis und eine zweitägige Wanderung über den unvergleichlichen Simplon schloß die Fußwanderung — die erste Reise meiner Mannesjahre ohne dichterische Arbeit. Am tiefsten labte mich der Anblick, der für mich das Höchste an landschaftlicher Schönheit ist: die Natur und die Menschengebilde der Südalpen — Blätterfülle, alles überkleidet mit Rebe und Efeu und überschattet von Nußbaum und Kastanie, und die Wohnungen mit ihrer südlichen Offenheit, Dunkelheit, Steinernheit und ihrer malerischen Unberechenbarkeit. Immer, immer sehnt es mich seit Jahren nach dieser Welt. Aber zum Hintergrund einer Novelle kann sie mir nicht werden. Meine Menschen wohnen in dem Wald- und Feldgelände meiner mitteldeutschen Heimat, wo ich geweint, gerufen und geirrt habe.

Meine Gedanken suchten Sie immer in Seewis, sogar im Traume; in Tiefenbach unter der Furka träumte ich, Sie sprächen mit mir und sagten, ich beantworte nicht alle Punkte Ihrer Briefe; ich erwiderte Ihnen, Sie könnten sicher sein, daß ich auf die Frage der Vererbung und die schlechte Brieffschreiberei von heute gewiß noch zurückkäme. Aber so inkonsequent ist der Traum, daß ich nicht daran dachte, nun gleich mündlich meine Antwort zu geben . . .

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 19. September 1897.

Wir haben heute Betttag. Mehr als je fühle ich's, daß ich ausgeschlossen bin aus aller Gemeinschaft, daß ich „draußen wohnen muß vor dem Lager“. Da suche ich in meiner Stille die unsicht-

\*) Flüeli-Ranft, im Kanton Unterwalden.

bare Gemeinschaft und tröste mich mit ihr. Sie ist wirklich und kein Wahn, wenn auch nur fühlbar für die bescheidene Seele.

Wieviel hätte ich Ihnen zu sagen, und ich merke gerade am Anfang, daß meine Worte an Sie nur ein Stammeln bleiben werden. Ihr treuer Brief, der meinen Geburtstag schmückte, hat mich tief bewegt und ich bin seither mehr als je am Bette Ihres Kindes gewesen. Wenn ich einmal einsah, daß ich keinen Funken von Dichtergeist besitze, so ist mir's jetzt vor die Augen gerückt. Immer wieder taucht das Rosafigürchen Ihrer Hedwig vor mir auf, wie es im hellen Mittagslicht bergab zog. Ich sah ihm nach; die Bahn dehnte und dehnte sich und ich fragte immer ängstlicher: wohin wandert das Kind? Wo wird sein Ziel sein? Wie der Weg? Glauben Sie mir, daß ich damals eine stille Träne zerdrückte im Gedanken an die Rizen und Wunden des Lebens. Und nun rückt es die ewige Liebe schon langsam hinüber in das Reich des Lichtes. Lieber Herr, ich hätte dem Kinde so gerne eine Liebe getan; leer sind meine Hände. Legen Sie ihm das Blaublümelein aufs Bett. Ich holte die Trenen hinterm Haus und malte sie. Es steckt wenigstens eine kleine Überwindung meines müden Kopfes darin, denn das Malen ist mir aus den Händen genommen. Es wird dem Kinde nicht mehr viel sagen, es ist nur m e i n Herz, das darnach verlangt, es zu tun.

Wie werden Sie leiden, wenn der Weg noch enger und steiler wird für die arme Lunge! O, daß Engelshände kämen und Ihr leidendes Kind tragen möchten über die Not hinüber ins Licht. Sie haben recht, das gehört alles der Zeit an und schwindet mit dem Anrecht, das diese an uns hat, wir dürfen über sie hinaussehen in eine Ewigkeit, die mit Herrlichkeit lohnt und alle Erdenart auflöst in Frieden. Wie oft sage ich mir zum Trost das Wort Saint-Martins: *Tu oublieras toutes les époques de douleurs et de mensonges et tu n'auras plus de memoire que pour la vertu et pour la vérité.*

Am Freitag habe ich in der neuen Christoterpe Ihren „Hinterchrist“\*) gelesen und seither ist meine Seele ein leises Schluchzen. Ich saß in meinem Bette und weinte, weinte um all den Schmerz, der aus Ihrer Seele quillt. Wieviel es e i g e n e Erfahrung ist, wieviel es die meine ist, wieviel Sie herausgelesen aus der Welt:

\*) „Hinterchrist“, abgedruckt in „Aus der kleineren Zahl“, Seite 170 ff.



seele und ihrem Schmerzensschrei, ich kann es nicht auseinanderlesen, nur so viel weiß ich, daß Sie aussprechen, was tief verborgen in dunklen Gründen liegt.

Ja, Sie haben recht, wenn Sie sagen, daß man Ihre Bücher erleben muß. Das habe ich erlebt, und ich werde noch oft daran denken ans: schweigen und warten und noch viel beten, wie ich's schon viel getan: „Bewahre die, die ich liebe, vor mir selber!“

Aber Ihre liebe Frau hat ein großes Pöstlein bekommen und ihr Sonnenschein muß sich vervielfältigen. Es erinnerte mich an ein Kindergeschichtlein, das ich auswendig wußte. Es fing an: „Annchen spielte mit ihrem Bruder Karl in der Kinderstube“ und endete: „Zeige mir, wo ich dir weh getan habe, ich will einen Kuß darauf geben, dann tut es nicht mehr weh!“ Frau Emmy muß viele Küsse geben!

Und nun, lieber Herr, darf ich Ihnen noch danken für Ihre herzigen „MidasKinder“, das ist ein lieblich Büchlein. Die Bronzen, die darin quillen, sind klar und erfrischend und wonnesam und kommen nicht also aus schluchzenden Tiefen. Viele werden sich am Büchlein freuen. Ich wollte nur, ich wüßte, wer. Mein Alleinsein verbirgt sie vor meinem Blick. Meine Schwestern genießen natürlich mit mir und mein Mann hat sie dieser Tage stets in Händen gehabt und freudvoll genossen. Er möchte nur gern einmal ein Städtchen sehen, wie Au im Winkel und dort — zeichnen!

Ihnen wünsche ich, daß das helle Licht der Ewigkeit den Weg in der dunkeln Zeit verkläre. Als wir unserem sterbenden Mütterlein sagten: Gott wird abwischen alle Tränen, da antwortete es aus sehnsuchtsvoller Tiefe: „Ja, auch die Neuetränen!“

Von Dora Schlatter.\*)

St. Gallen, 9. November 1897.

Über den Wolken — das himmlische Blau,  
Über den Gräbern — die grüne Au,  
Über der brechenden Herzen Schmerz  
Ein erbarmendes, ewiges Herz!

Das war das Wort, das nach bangem, düsterem Sinnen gestern das erste Licht in mein betrübtes Herz brachte. Und ich weiß nun,

---

\*) Nach dem Empfang der Nachricht von Hedwig Desfers Heimgang.

daß dies erbarmende, ewige Gottesherz auch über Ihnen waltet in all den Leidensstunden und Schmerzenswegen, die diese Tage in reicher Menge Ihnen brachten. Ich sah Ihr Blümlein rosig und frisch wie eine Lichtnelke am Wiesenrain, und schwer wird es mir, sie geknickt und verblüht zu denken. Aber es ist ja kein Verblühen, es ist nur ein Verwandeltwerden; wir sprechen's nicht nur, wir glauben's: „Die Gabe Gottes ist ewiges Leben“. In stetem tiefstem Gedenken Ihre Dora Schlatter.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 28. Dezember 1897.

. . . Sie haben nun mit Hanneli den Weihnachtslichtlein zugeesehen, wie sie strahlten und erloschen und in ihrem Glanz die Zuversicht gewonnen, daß das neue Jahr uns gute Gaben für Sie im Schoße trägt. Ich möchte ihm auch entgegensetzen mit dem Herzen des „alten Frankfurters“, dem Gott das Liebste bleibt, ob seine Gaben süß oder bitter scheinen.

Vielen Dank auch für das interessante Buch\*), das die alte Lehrerin in mir neu entflammte. Wie hab' ich mich daran gefreut! Die Wahl ist ganz „Dezer“, aber ich freu mich an ihr. Sie stellen den Maßstab an die Seminaristinnen hoch, besonders im prosaischen Teil, das ist aber spornend und nützlich. Es ist etwas darin, das ich so gerne ins Frauenleben hineingelegt sähe und das so selten gefunden wird. Ich will das Buch noch gründlicher studieren, wenn ich wieder offenes Wasser vor mir sehe. Bei den ersten Sätzen über Thoma und Carlyle habe ich Ihre Hand erkannt. Ich begreife so gut, daß diese Persönlichkeit Sie anzieht. Auf Ihren Rat hin habe ich mir Erskine angeschafft und den ganzen Sommer daran genossen. Er enthält Perlen. Die Briefe von Carlyle darin sind wunderschön. Da tritt sein religiöses Leben so wahr und warm zutage, wie sonst selten, und doch ist es auch hier wie immer so seltsam keusch (ich weiß keine bessere Bezeichnung).

Gerne wollte ich an der „Christlichen Welt“ mitarbeiten, ich möchte es gerne nach verschiedenen Seiten, aber ich bin nicht reif

---

\*) Die 1. Auflage des „Hausbuches deutscher Dichtung und Prosa“. Basel, Reich. 1890. (Jetzt E. Salzer, Heilbronn.)

dazu. Es ist dort alles so philosophisch umwickelt und verbrämt, und Sie wissen ja, wie einfach ich denke. Auch hat mein armer Kopf das Denken ganz verlernt . . . Schreiben wie Abbot es in der Christoterpe tut, möchte ich nicht. Denken Sie nur an die Vogelperspektive. Da tanzt sie mit gelehrten Beweisführungen herum und fällt überall in Löcher. Ich will einfach bleiben, aber ob's dann nicht lächerlich aussieht in der „Christlichen Welt“? Sie hat allerdings in der letzten Zeit starke Stimmen von links hören lassen, das ist wahr, und viele schütteln den Kopf; aber ich habe Rade und Bonus und Kolls sehr gerne und lerne von ihnen.

. . . Ich verstehe nicht, warum Ihre lieben „Midasfinder“ nicht eher mehr gelesen werden als die anderen Büchlein. Sie sind doch vollständig durch und durch klar ohne „Mysterien“, über die manche in den andern klagen, und zum Theosophischen kann man sich ja stellen, wie man will. Existiert keine Personale über Hedwig? Oder gibt es eine über Ihren Vater? Immer weiß ich noch so wenig über Ihre Wurzeln und es gehört mir doch wesentlich zum Verständnis. Hätte ich nur mehr aufgepaßt, als ich „Die Wetterau“ und „Die Ronneburg“ las! Es rächt sich alles. Ich liebte die Büchlein sehr, aber eben kindlich.

Mein Blättlein ist voll und nichts hat mehr Platz als noch ein herzlicher Dank und Gruß von Ihrer D. Schlatter.

Von Dora Schlatter.

Aus einem Briefe an Frau Emmy Deser vom 2. Januar 1898.

. . . Wie herzig war Herr Doktors Weihnachtsgeschichte. Wir haben die zarten und feinen Bilderchen alle genossen und uns sehr gefreut daran. Das ist ihm gut geraten!

Mir hat mein Auftreten in der „Christlichen Welt“ schon einen achtseitigen Brief von einem heißblütigen Vetter eingetragen, der mich den „Gottentfremdeten“ entreißen will. Ich war gefaßt darauf.

Von Tersteegen besitze ich keine alten Ausgaben. „Das Leben heiliger Seelen“ suchte ich lange, jetzt muß ich mich mit einer ärmlichen neuen Ausgabe begnügen, habe aber auch so meine Freude daran. Das Blumengärtlein ist mein täglicher Genosse. Es ist schwer, sein innerstes Wesen unserer verflachten Welt zu offenbaren. Ich wenigstens verstehe ihn erst seit wenigen Jahren

und hätte ihn nie verstanden ohne das beständige „Hauptweh“, das auch sein Schulmeister war.

Nun schafft Herr Doktor wohl wieder an einem neuen Vortrag? Ich bin ganz froh für ihn, wenn der Berg abgetragen ist, die Größe des Werks ist mir völlig klar! Nun, glücklich der Mensch, der noch schaffen kann! . . .

Im Weihnachtsbrief von 1897 hatte Deser nach dem Gesundheitszustand von Dora Schlatter gefragt, worauf ihm Sal. Schlatter im Januar 1898 berichtete:

Sie heißen in einem Ihrer ersten Briefe meiner Doras Art eine männliche. Ich schüttelte damals nur stille den Kopf dazu; das ist eine viel größere Heldenart als nur männliche, so viel Leiden tragen, es so stille tragen und doch dabei die geistige Spannkraft nicht verlieren, das kann kein Mann, nur eine rechte, echte Frau. Sie selber heißt sich zwar gegenwärtig nur ein armes Tröpflein . . . In den besten Zeiten beschränkt sich ihre Arbeitszeit auf höchstens zwei Stunden vormittags, aber da fliegt dann die Feder. Die langen Nächte, Morgen, Nachmittage, in denen sie im dunkeln Bettwinkeln ihre Schmerzen „gaunt“, die sind eine lange Arbeitszeit, da sitzt sie und ringt in tremem Fleiß danach, sich nicht vom Leiden übermannen zu lassen und keinen Augenblick den Blick auf Gott und die Gemeinschaft mit ihm zu verlieren. Oft bricht dann nach langer Nacht der Jammer durch: Er hilft mir nicht, ich kann nicht immer mich der Trübsal freuen! Und doch hat er geholfen, die ganze Nacht still zu sitzen ohne einen Ton der Klage! Daneben sitzt sie auch wieder und das unermüdete Hirnchen arbeitet und sinnt und am Morgen ist alles fertig, und am Mittag liegt ein Stoß von Papieren fertig verpackt und adressiert da.

Zuschauen und nicht helfen können, neben ihrem Wachen für sich selbst den Schlaf suchen, ist schwer und macht mir oft das Herz sehr schwer, aber auf der anderen Seite liegt für uns beide in der durch dieses Leiden bedingten Stille auch wieder ein großer Gegen. Wenn ich aus dem oft ziemlich wirbelnden Geschäftstreiben mit müden Gliedern und sturmem Kopf hinaufsteige aufs stille, konzentrierte Nergli, dann könnte zwar der Kontrast kaum größer sein, aber auch die Restaurierung kaum wohlthuender . . .

Liebe, verehrte Freunde, von St. Gallen kam Ernstes und Freundliches zu uns und hat uns schwer und lieb berührt. Die dunklen Vorstellungen, die wir von dem Leiden der verehrten Freundin hatten, sind nun bestätigt worden und das Unbegreifliche steht wieder vor uns, wie die Leiden der Zeit ein Gemüt umflammern, das nicht leiden sollte. Wer sich gesünder fühlt, sagt: noch gesünder, und bittet den, der uns in seiner Hand hält, daß er uns des Vorbildes der fernen, leidenden Heldin wert erhalte, wenn wir zu der Prüfung aufgerufen werden. Unsere Liebe zu Ihnen ist noch gewachsen, seit wir beide zusammen die lieben Zeilen des Herrn Schlatter tief beklommen lasen. Wer wenig Erfahrung vom Leben hat, fürchtet für sich, wenn er vom Kreuze hört, das auf anderen ruht, wer Leiden kennt, geht mit dem Leidenden weinend durch seine bangen Stunden, wo das Leiden wach, die Welt ohne Antwort und Gott ohne Eile ist. — Lieber Herr Schlatter, Sie erinnern daran, daß ich 1896 Ihrer lieben Frau eine männliche Art zuschrieb und verbessern mit Recht und in rührender Weise diesen Ausdruck. Bedenken Sie, daß ich damals nur Schriften Ihrer Frau kannte, von dem persönlichen Leben wußte ich nichts, ich suchte mir den Gegensatz, den ich gegen andere christliche Schriftstellerinnen fand, namentlich gegen Johanna Spyri, Marie Nathusius und Ottilie Wildermuth klar zu machen und hielt die tiefere und strengere Klarheit des christlichen Ausdruckes für die Offenbarung einer minder lyrischen, calvinistischen, soldatisch-freudigen Natur, die aus der Überwindung des Wortes (des menschlichen, poetischen, enthusiastischen, verführerischen) die spröde Wahrhaftigkeit der Darstellung gefunden hätte, die ich bereit war, „männlich“ zu nennen. Lange schon ist mir die Lust vergangen, über die Schriftstellerin Dora Schlatter nachzudenken, ich sehe ja schon lange in die Quelle, aus der die Schriften wie ein Lichtfunkeln über den Weg der Menschen herzittern.

Daß Sie uns das liebe Bild\*) sandten, dafür drücken wir

---

\*) Ein von Salomon Schlatter gezeichneter „Schattenriß“ oder Silhouette von Dora Schlatter, eine damals fast vergessene, heute wieder neuerstandene Kleinkunst.

Ihnen beide von Herzen die Hand. Es ist voll tiefer, geistiger Anziehungskraft für uns, das Höchste, das nach Gottes Willen, im Frauengemüte wohnt, liegt darin; wir werden es oft ansehen und in Gedanken der Treue und Liebe dabei gedenken. Es vereinigt sich mit der Photographie auf das Beste, aber die Photographie kann nicht leisten, was eine vom liebenden und ganz kennenden Herzen geführte lebendige und könnende Hand leistet. Was Sie von der Silhouette schrieben, war mir neu, aber sofort überzeugend, wir besitzen eine Silhouette unseres lieben Bruders Ernst Jenny, die ein vagierender Restaurations- und Hotelkünstler in Berlin mitten im Lärm eines großen Restaurants von vorhin auf jetzt herstellte — sie übertrifft weit jede der nicht wenigen Photographien unseres lieben Ernst. Er selbst ist so von Ihrem Satze überzeugt, daß er neulich erklärte, im Grunde heirate man das Profil.

Neben diesem Briefbogen liegt das schöne Bild, das Sie uns gemalt haben . . . Ja, so stand das Weißhorn\*) da, ich konnte mein Tischchen dem fern verlorenen Gebirgszuge zuliebe so stellen, daß ich vom Schreiben aufsehen und die weiße Spitze träumend anschauen konnte, bis Viktor Narzissus mich wieder weckte. Herzlichen Dank für diese schöne Weihnachtsgabe.

Haben Sie im „Hinterchrist“ Fadära\*\*) mit dem darunter liegenden Seehofe erkannt? Die ganze Szene erlebte ich dort, es ist kein Strichlein geändert, nur sind aus dem Vilan, der Scesaplana und dem Janaserhaupte Wände und Berge im deutschen Lande gemacht worden.

Die Darstellung Ihres Elternhauses\*\*\*) hat uns beide sehr beschäftigt und wird das noch weiterhin tun. Das wäre ein Fund für die „Christliche Welt“ gewesen! Gerade solche wahre Zeichnungen aus dem Leben ziehen an, es gehen ja dem Leser in Leid und Lust die eigenen Kinderjahre mit, sie schauen über den Zaun lächelnd oder kopfschüttelnd. Mein besonderes Brosämlein habe

---

\*) Weißhorn im oberen Prättigau, im großen Bilde der Talschaft von Seewis aus den hinteren Abschluß bildend.

\*\*) Fadära, westlich von Seewis gelegener Hof.

\*\*\*) Stephan Schlatter, eine biographische Skizze ihres Vaters, von Dora Schlatter, in den „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit“ usw. 1898 erschienen.



ich mir vor Ihrem Tische in der lieben Zeichnung Ihres Vaters aufgelesen. Ich sehe ja, daß herrliche Christen von Gott und ihren inneren Erfahrungen reden können, ohne Schaden an ihrer Seele zu nehmen, ich kann es nicht, ich nehme das Wort Gott am liebsten gar nicht in den Mund und fühle mich am stärksten zu den Christen hingezogen, die das ewige Licht der Anbetung schweigend tragen. So denkt auch meine liebe Frau. Vermutlich aber wäre die frohe Botschaft nicht in alle Lande vorgeedrungen, wenn es alle so machten und gemacht hätten wie wir, und offenbar treibt ein herrlicher Geist in denen, die e c h t e Christenworte quellend reden m ü s s e n. Aber auch nicht allen christlichen Bäumen muß e i n e Rinde wachsen. Meine geliebte Mutter war eine fromme Frau ohne Worte, als sie 1884 starb, fragte mich der Geistliche, als wir mit ihm zum Friedhofe in Gießen fuhren, mit einer gewissen Angstlichkeit nach ihrem eigentlichen Verhältnis zum Evangelium, und fünfzehn Minuten später wiederholte er vor dem Grabe, was ich ihm eben gesagt hatte. Mein Vater hat vielleicht das erbauliche Gespräch eher gesucht, ich schließe es aus seinen Büchern und aus der Tatsache, daß er z. B. mit der frommen Gräfin Stolberg-Gedern viel verkehrte. Ich verlor meinen Vater 1859, meine Mutter 1884: so ist es gekommen, daß ich mir jedermann, der vor meinen Ohren das Wort „der Herr“ gebraucht, zweimal ansehe, vielleicht auch dreimal. Sie müssen wissen, daß man in Deutschland außerhalb Schwabens dieses hohe Wort nicht gebraucht, während es in der Schweiz, wenigstens in Basel, leichter e c h t gebraucht zu hören ist.

In der nächsten Woche kommt eine kleine Lebensskizze meines Vaters aus der Feder seines jüngsten Sohnes zu Ihnen. Der Verfasser hätte von seiner Mutter mehr zu sagen gewußt, seine armen Büchlein sagen, daß er von Mutterliebe aus Erfahrung spricht.

Das einliegende Aufsäzchen über Goethes „Pandora“ liest Ihnen, liebe Frau Schlatter, vielleicht eine gütige Vorleserin vor, es ist nicht für Augen geschrieben, die der Schlaf geflohen hat. Ich erbitte es mir gelegentlich zurück, da es ein Bestandteil meiner Literaturausarbeitung für den Unterricht ist. Wie werden Ihnen in Goethes „Pandora“ die herrlichen Szenen gefallen, so das Wechselgespräch über Pandora zwischen Epimetheus und Pro-

metheus, Epimetheus und Elpore, das Schlußwort — mir steht „Pandora“ an der Spitze aller poetischen Dichtungen, nach dem, was sie ahnen läßt — der „Faust“ ist vollendet, darum hat er mit Recht die Krone davongetragen.

Daß Sie Erskine lasen, hat mich mit großer Freude erfüllt. Es war eine heilige, kindliche Seele, und ich denke, einer, der nicht bloß seine Beziehung zu Gott durch die *F e d e r* offenbarte, sondern auch davon reden mußte. Hat Sie nicht auch die Stelle ergriffen Seite 27: but our conversation was not of that kind which could be very profitable to either of us, for we were arguing. Ein dröhnendes for, am Kreuzweg, wo Christen seit des Heilands Tagen die Liebe verlieren und mit Haß im Herzen einsam die andere Straßen gingen! Bemerkten Sie, wie der Sohn des schottischen Calvinismus die Dresdener Galerie besuchte, ohne Herzklopfen, ohne Heimweh, nachdem er sie verlassen hat, und wie ihn in Italien die Kunst überwältigt und ihm sagt, daß sie von *G o t t* stammt und daß ihre Schönheit das Glockengeläute vom ewigen Drama ist und zu ihm hineinruft? Der Dresdener Brief und dann die italienischen Briefe, diese Umwandlung — es gibt wenig so erfreuliche Zeugnisse von der Jenseitigkeit des Irdisch-Schönen.

Ihre liebevollen Sendungen zu unserem Museum haben hundert Freudenflämmchen in uns entzündet, Ihre Marke, liebe Frau Schlatter, Ihr Münzkabinett, lieber Herr Schlatter. Ich studierte Münze für Münze. Sie gaben mir manche historische Aufgabe auf; wir saßen abends zusammen davor, freuten uns am Besitz, hatten die St. Galler Freunde lieb und freuten uns ~~an~~ der Schweiz, die mir ja auch ein Heimatland ist. Das Döschen schicke ich einstweilen nicht zurück, Sie hielten es sonst für einen Klingelbeutel! und hörten sein bettelndes Klingeln am Ende gar zu deutlich. Lassen Sie mich ja auch bei Ihnen Sammler-Freunden vermehren helfen, gewiß sind in St. Gallen kleine Neffen und Nichten, die ihr Blatt „Baden“ im Markenalbum mit trüben Blicken mustern, schreiben Sie mir, was fehlt, ich schicke, ich sammle, ich bettele für Sie. Tun Sie es ja, Sie machen mir die g r ö ß t e Freude.

Nun leben Sie beide wohl, verehrte Freunde; ich habe noch nichts von uns erzählt, vielleicht findet meine Frau Sonnenschein

noch gern ein Plätzchen frei. Treue, herzliche Gedanken denke ich für Sie beide.

Kennen Sie: „Bilder ohne Rahmen — aus den Papieren einer Unbekannten“? Wer war sie?

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 6. April 1898.

Es schaut endlich etwas Sonnenschein über die schneerweißen Berghänge und weckt mir den Mut, den vielen Gedanken sichtbare Form zu geben, doch muß ich in erster Linie bitten, daß Sie das Brieflein mit mildem Auge lesen; ich werde schreiben, was ich nicht sollte, und behalten, was ich schreiben möchte. Die Alten würden den Zustand meines Kopfes dem „Gehirnschwund“ zuschreiben, und es ist wirklich keine üble Bezeichnung, denn ich kann wirklich zusehen, wie die Füllung da oben versagt und langsam stirbt. Es ist nur gut, daß der *L i e b e* ein ander Plätzlein zugelegt wird; diese kann immer noch wachsen, immer noch heller und reiner werden, und ich ahne schon jetzt, mitten in meinem langsamen Sterben, etwas von ihrer Unaufhörlichkeit.

Doch genug „vom Elend dieser Erden“, es ist Festzeit mit ihrer gewissen Verheißung, daß wir *f r e i* werden.

Von ganzem Herzen danken wir Ihnen für Ihre lieben Worte und treuen Gedanken, die Sie uns übermittelten. Mit großem Genuß las ich Ihre Wegleitung zu Pandoras Verständnis. Da kommen einem Gedanken entgegen in aller Feuerkraft, wie man sie selten erfährt. — Herzlich freute ich mich am Büchlein Ihres Herrn Vaters, in dem ich mit innigem Behagen den *S o h n* vorgebildet fand. Es ist fast wie bei Rosegger, der sich seines Vaters Gegensatz und zugleich seine Einheit nennt. Bei Ihnen ist unerkennbare Einheit. Nun weiß ich, woher Sie die vielen kleinen Naturbildchen schöpfen, woher das Kolorit kommt, das über Ihre Szenerie ausgegossen ist. Ich begreife nun auch, warum meine kluge und geistestiefe Mutter uns immer wieder „Glaubrecht“ in die Hand legte und seine Lektüre uns lieb machte, es ist lauterer, klarer Born.

Seine Lebensskizze oder, besser gesagt, seine literarische Würdigung ist fein und zart, wie alles aus Ihrer Hand, ich hab's nach-

empfundener und mir eingepfägt. Es ist ein unwägbarer Segen, solchem Boden entsprossen zu sein.

Wie die mitfolgenden Hefstchen Ihnen zeigen, war der unsere sehr eigenartig, und ich denke kaum, daß Sie den Stoff noch weiter der „Christlichen Welt“ zugedacht wünschen würden. Die Separation jener Zeit und unseres Schweizer Landes ist unverständlich für einen deutschen Pastoren. Stellen Sie sich nur vor, wie verkehrt Ritschl\*) z. B. meine Großmutter aufgefaßt hat. Mein Vater ist nur vom Heimatboden aus richtig zu beurteilen.

Darf das Büchlein nicht bei Ihnen bleiben? Es ist eines der vielen Kleinwerke, die meines lieben Mannes fleißige Hand schafft, und ich dachte, es beherberge vielleicht die Brosche des Narzissus Zankel. Bitte, geben Sie ihm eine kleine Aufgabe. Wenn wir Münzen begegnen, wollen wir sie fischen, aber es wird immer seltener. Nichten und Neffen haben wir nur zwei, kleine Wichtchen.

Frohe Ostern und ein dankbar Freuen im Gedenken an die, die auferstehen werden in Kraft, wünscht Ihnen Ihre

Dora Schlatter.

Von Dora Schlatter.

Seewis, 10. August 1898.

Liebe verehrte Frau Doktor! Der Ort, an dem wir uns wieder befinden, weckt neu lebendig die Erinnerung an den Namen, der uns in verschiedener Weise lieb und teuer ins Herz geschrieben ist und treibt mich, diesem Gefühl Ausdruck zu geben. Viele Fragen haben wir: Was macht Gerhard? Wie steht es um Sie? Wie um Herrn Doktors Gesundheit? Wie oft dachte ich an ihn und seine große Arbeit in der heißen Examenszeit und all die Aufregung, die damit verbunden ist. Nun denke ich ihn mir irgendwo in der Bergwelt, um neue Kraft zu suchen und ich wünsche herzlich, daß Herrlichkeit und Glanz ihm ins Herz strahle und durch die Seele sich der Körper erfrische. Am schönsten wär's wohl, wenn Sie mit dabei wären, aber ein beladen Mütterchen kann

---

\*) In seiner „Geschichte des Pietismus“. Anna Schlatter-Bernet, bekannt durch ihre Frauenbriefe. Eine Biographie von ihr schrieb Dora Schlatter in „Die Schweizerfrau“. Zahn, Neuenburg.

nicht immer frei schweifen, nicht wahr? Darum suche ich Sie daheim und sende Ihnen warme Grüße.

Von Hermann Defer.

Karlsruhe, 5. September 1898.

Aus Ihrem Hause und von Ihrer Hand sind im letzten halben Jahre so liebe Zeugnisse Ihres Anteils an uns gekommen, zu Gerhards Geburt, das feine Grüßchen von Seewis aus, und Frau Emmy mußte stumm bleiben und ich blieb stumm. Ich brauche nicht um Ihre Nachsicht zu bitten, sie war immer schon da. Meine liebe Frau hat sich gut erholt und kann dem hübschen, kräftigen, regsamen Bublein eine fröhliche Mutter sein. Sie herzt ihn und knufft ihn und formt ihn, als ob er aus Kautschuk wäre, zu förmlichen und unförmlichen Gebilden um, er läßt sich alles gefallen und hat eine vorzügliche Meinung von seinem Mütterlein. Hanneli hat nie so alles mit sich machen lassen, sie ist zarter und empfindlicher. Seit Gerhards Anwesenheit im Hause hat sie ganz neue Fortschritte gemacht; zwei Monate war eine Pflegerin im Hause, die liebe Basler Großmutter war einen Monat da — da hat die Kleine wie ein Vöglein an der Lenne Körnlein um Körnlein aufgepickt, das Sprechen geht seitdem täglich voran. Sie spricht alemannisch, da bei uns im Hause drei alemannische Stimmen gegen eine hochdeutsche stehen. So kommt denn ein Dialog zustande, wie gestern:

Ein sehr von seinem Kinde entzückter Vater zeigt ihm eine Gummikuh und sagt:

„Siehst du, Schätzchen, das ist der Mund der Kuh.“

Das Kind fährt mit dem Fingerlein sehr beglückt nach der bezeichneten Stelle.

Der Vater: „Die Mama sagt ‚Mul‘, der Papa sagt ‚Mund‘, was ist das an der Kuh?“

Das Kind: „Das Mul.“

Der Vater: „Sag' doch einmal, wie der Papa: der Mund.“

Das Kind: „Jo Vatterle, das Mul!“

Der Vater küßt sein Kind „ufs Mili“ und will's nicht besser haben.

Meine Gesundheit hat sich langsam gebessert, fast ein halbes Jahr war mir Lesen und Schreiben eine Last, da das seit Juli

vorigen Jahres eingenistete Kopfweh gar nicht weichen wollte. Aber es geht mir nun wesentlich besser.

Gottes Liebe hat Ihnen seit dem 10. September 1897 ein neues Jahr geschenkt, in dem es an Freuden und Glück auch inmitten der Leiden nicht gefehlt haben wird. Von Herzen wünschen wir Ihnen für das neue Jahr, das nun bald anbricht, das Freundlichste von oben und aus der Welt. Ich wollte Ihnen meinen kleinen Christoterpe-Beitrag dieses Jahr auf den Tisch legen, aber der Verleger hat mir noch nichts gesendet. So nehmen Sie die arme Gabe freundlich auf, wenn sie nach dem 10. September bei Ihnen ist.

6. September morgens.

Ihre Heflein zum Andenken an Ihren Vater haben wir beide mit dem größten Anteil, ja mit Herzbewegung gelesen. Sein Leben stellt mich, wie ich Ihnen schon einmal schrieb, vor ein Problem, das ich aus meiner Erfahrung nicht lösen kann. Ich sehe hier eine Seele, die das Tiefste und Heimlichste ihres Christenlebens aussprechen konnte und mußte und dabei unschuldig, wahrhaftig blieb, nicht christlich-gefallssüchtig, nicht wichtig-tuerisch wurde; so weit ich sehen kann, keine nüchterne, ausgesprochen intellektualistische, dialektische Natur, nichts Geseglichen an ihr, eine lebendige, brennende, gemütsreiche Seele, und doch kann sie sprechen. Ich begreife es ganz und gar nicht. Ich sehe bloß aus Ihrem lieben Büchlein, daß so etwas einmal ohne allertiefsten Schaden möglich war. Das soll ihm nun niemand, im Glauben, so müsse es ein Christ machen, nachmachen. An uns haben Ihre Hefchen dankbare, lernende Zuhörer. Wenn man viel mit „modernen“ Menschen und Problemen zu tun hat, dann atmet man auf, wenn man auf solch einen Mann stößt, der nicht im Epitale der Zeit an seinen seelischen Gebrechen krank liegt, sondern wie ein Kind und Held im goldenen Sonnenlichte des Evangeliums wandelt.

Aus Anlaß eines Vortrages Ihres Bruders habe ich nenlich zum erstenmal seit 1868 eine tiefe Freude darüber empfunden, daß ich nicht Theologe geblieben bin: ich las einen armen Bericht über die Diskussion, die sich an seinen Vortrag in Bethel-Vielefeld anschloß, ein trübes Stimmengeschwirr höchst theologischer



Art. Ich sah dort die grandiose Unbekümmertheit der Bibel um dogmatische Eingrenzung von Lebensvorgängen und hier die nervöse Besorgtheit geistlicher Menschenseelen um die unfehlbare Festsetzung der Begriffe. Ich möchte wissen, mit welchem Gefühl Herr Professor Schlatter auf dieses ängstliche Flügelschlagen theologisch gequälter Seelen bei seiner Abreise von Bielefeld zurückgeschaut hat.

Übrigens ist es mein innigster Wunsch, unser Gerhard möge einmal ein treuer Landpfarrer werden. Ich habe schon manchmal an seinem Wägelin gestanden und zu ihm gesagt: „Büblein, du mußt Pfarrer werden, aber du darfst mir nie Hofprediger, Prälat und Mitglied einer Kirchenbehörde werden!“ Dann lacht der Schelm, als wisse er schon etwas von dem offiziellen Kirchentum und seiner gänzlichen Unberührtheit vom Evangelium.

Wenn zwei oder drei beieinander sind — so klingt über die weiten Ebenen der Welt ein alter Ton herüber, wie verhallend, ein heiliges Wort.

Nun muß ich Ihnen noch etwas von Hanneli erzählen. Es passierte gestern mittag. Wir tranken Tee, es war 4 Uhr, Hanneli trieb sich müßig und höchst geschäftig um uns herum. Da sagte Frau Emmy: „Hanneli, fang’ der Sunneschi’ mit de Händli!“ Sofort macht sich Hanneli ans Geschäft, fährt mit den Händchen in den Sonnenschein, ballt sie ernsthaft, geht in den Schatten an einen leeren Stuhl und streicht dort das eingefangene Sonnen- gold so ernsthaft ab, als gälte es, Weihnachtstannenzapfen mit Glittergold zu belegen. Das tat sie so zehnmal, immer mit stiller, ernster Anmut.

Goethe hat in der Legende von der Frau des Brahmanen diese Kunst des kindlichen Tiefsinns, der das Unfaßbare faßt, so schön vorausgesehen:

Aber, was ist Krug und Eimer?  
Sie bedarf derselben nicht.  
Seligem Herzen, frommen Händen  
Ballt sich die bewegte Welle  
Herrlich zu kristallner Kugel.

Verehrter Herr Schlatter, an Ihren Geburtstag haben wir zur rechten Zeit gedacht, heute spreche ich aus, was wir damals dachten: ein gutes Jahr Ihnen und der lieben Frau Schlatter und allen, die mit Ihnen verbunden sind.

Leben Sie beide wohl, hoffentlich uns verbunden noch zu langer Gemeinschaft.

In einer Nachschrift berichtet Frau Defer:

Mein lieber Mann arbeitet auch fleißig, da er diesen Winter gedenkt einige Vorlesungen zu halten. Er will über einige große Denker und Dichter unserer Zeit sprechen, z. B. Böcklin, Feuerbach, Burne Jones, Carlyle, Goethe und einige Gegensätze.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 29. September 1898.

Seit Wochen spähe ich nach einer Nacht, die mir so viel Kraft schenken sollte, Ihnen endlich wärmstens zu danken für Ihre sonnigen Geburtstagsbriefe. Nun habe ich ein paar Schleierschläfchen genossen und freue mich nun über ein Plauderstündlein mit Ihnen, das wird der Inhalt meines Tages sein.

Vor mir liegt die Christoterpe und dort auf meinem Schreibtisch Ihr liebes kostbares Sonnenscheinheftchen\*).

Wir alle, soweit mein kleiner Kreis reicht, haben es gekostet und die Schwestern meinten, es überströme einem ganz wohl, den warmen Glückston zu fühlen. Man ruhe aus von den Nebelgeistern des Hinterchrist. Ihre liebe, sonnige Frau hat den Goldglanz hineingestreut und ist da und dort in einzelnen Motiven Modell gestanden. Ich sehe die Zipfelchen ihres Kleides deutlich schimmern.

Ich habe dies Büchlein lieb gewonnen wie die andern und mit stillem Genuß alle die Perlen abgesehen, die eingereiht sind. Zarte, feine Gedanken hat niemand wie Sie! Es gibt dann auch manch lustige Kontroverse im Gespräch. Meine gedankenreiche Schwester hält eine Rede über die Gefahren des Pantheismus; die andere, stille Seele meint, eine Anleitung, „wie man zu einem Manne kommen könne“, sei es nicht, und dazu lese ich und sage: alle Konsequenzen ziehen darf man bei Herrn Doktor Defer nie, man muß ihn ganz objektiv lesen und stehen lassen in seiner Art, man muß das ja tun jedem Kunstwerk gegenüber.

Es ist schön, so schaffen und denken zu können und im „Reinen“ sein Herz zu haben. Es zieht ja nun auch seine lieblichen Fäden

---

\*) „Im Sonnenschein“, Christoterpe 1899 und „Aus der kleineren Zahl“, Seite 111.

traut und eng um Sie. Hanneli ist jetzt im nieblichen Erwachen eigenen Geisteslebens und erinnert Sie wohl immer an die Heimat, aus der die Seele stammt und zu der sie einst zurückkehren wird. Kindlein sind solch eine Mahnung, „daß wir uns sehnen lernen zum alten Paradies“. —

Es hat mich warm berührt, daß Sie meinen Vater verstanden haben. Es schien mir doch fast unmöglich für einen Deutschen. Er ist eben stark ein Kind seiner Zeit gewesen, die reden mußte, und im Reden selbst das innere Leben aufbaute. Unsere Zeit steht dazu im Kontrast. Sie kann nicht reden. Mein Bruder Theodor\*) z. B., der ein tief denkender Mensch ist, bringt kaum ein religiöses Wort über die Lippen. Seine Taten reden beredt genug, aber niemand hört ihn sprechen über das, was sein Leben bewegt. Sogar Adolf führt nie „geistliche Gespräche“, er kann's nicht und haßt es.

Daß meinem Vater die Gefahr der Eitelkeit nahe gekommen wäre, wenn er den Erfolg zur Seite gehabt hätte, sahen wir, wenn er in größeren Versammlungen im Heinrichsbad oder in Hauptwil die Menge hinriß, aber hier war für das Nichtaufkommen der Eitelkeit gesorgt. Sein Kreis bestand aus lauter armen, bescheidenen Leuten, es war wie ein Reden im Familienkreis, und da floß dann sein Mund über.

Er liebte das Wort: „Wer Dank opfert, der preiset mich und das ist der Weg, daß ich ihm zeige mein Heil“. Er fand es wirklich auf dem Wege.

Oh, wenn ich noch einmal Kraft fände zum Schreiben! Es liegt solch schönes Häuflein alter Papiere oben! Aber ich habe wenig Hoffnung. Es blieb der herbstliche Aufschwung aus. Meine Seele wandert oft im tiefsten Dunkel. Ich habe mich tief in Tersteegen hineingelebt und ziehe da wirkliche Nahrung.

Der Geburtstag brachte mir auch das Büchlein von Bonus: Zwischen den Zeilen. Manches lese ich mit großer Anregung und wahren Gewinn, aber im ganzen legte ich's doch betrübt beiseite. Man wird arm dabei. Es ist kein Reichthum, aus dem man schöpfen darf, und doch hat Gott die Fülle und nicht so spärliche Tropfen.

Mein Bruder war hier nach Bielefeld und war überaus angeregt und glücklich. Er meinte, es sei das denkbar Schönste an Ge-

---

\*) Kaufmann in St. Gallen, gestorben 1918.

meinschaft gewesen. Vielleicht aber ging es ihm, wie es den Redenden meistens geht, daß er selbst den größten Gewinn hatte. Jedenfalls waren die Gegenstände, über die man sprach, überaus anregend. —

Mein Brief wurde unterbrochen durch einen Besuch, nun ist mein Lichtlein im Kopf ausgeblasen, und es bleibt mir nur noch übrig, Ihnen und Ihrer lieben Frau herzlich Lebewohl zu sagen. Möge der Herbstsonnenschein noch viel liebliche Lichter malen in Ihre stille Arbeitsstube!

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 25. November 1898.

Mein Brieflein ist ein Schiel-Auglein, ich denke an Ihren Geburtstag und schaue dorthin, und noch liegt neben mir das herzige Brieflein Ihrer lieben Frau, das mich wie ein lichter, lieber Sonnenstrahl besuchte in meinen Nebel hinein, und das ich eigentlich beantworten möchte. Ihr Festtag wird Ihrem kleinen Hanneli die Idee wecken, als sei das Leben voll „Burtstage“ und demgemäß voll Blumen, wandern sie doch so nahe hintereinander wie ein Doppelstern. Und Ihre liebe sonnige Frau wird den 27. November noch viel festwürdiger finden als ihren Tag und nach alter Christenregel lieber feiern als gefeiert werden. Wie herrlich ist Ihr gemeinsam Wandern! Möchte es so lieblich und reich bleiben im neuen Jahre! Immer voller wird ja das Verständnis, immer reicher der Einklang, wo zwei sich recht verbunden haben. Viel Arbeit bringt Ihnen das neue Jahr, und ich staune ob der Aufgabe, die Sie sich gestellt haben. Wieviel bewältigen Sie da jede Woche, um diese verschieden flimmernden Geister nur einigermaßen ins Licht zu stellen. Aber Sie können in solche Abende wundervolle Ewigkeitswerte hineinwirken, und ich wollte, ich könnte lauschen. Vor dem Flügelschlag der „dunkeln Geister“ würde ich mich flüchten; ich lasse sie gerne links liegen in meinem gegenwärtigen Zustande, aber einen Kierkegaard, einen Burne Jones hätte ich gerne mit genossen.

George Eliot ist für mich ein Rätsel. In meinem Schrank steht ein Buch von ihr, das ich geradezu hasse: Romola! Wie kann eine Frau das schreiben! Aber unvergeßlich ist mein Eindruck aus der Mädchenzeit, als ich The Mill on the Floss las und merkte, was

„Leidenschaft“ ist. In meinem frommen Vaterhaus hatte ich keine Ahnung davon.

Jetzt lese ich nur noch ganz „friedliche“ Sachen. Meine langen schmerzvollen Tage und Nächte erfordern alle Konzentration auf das innere Leben. Tersteegens Lieder begleiten mich, und ich lerne in ihnen, ob ich's könnte: „zu sterben mir und nur zu leben dir, stets eingewandt im Geist in dir zu stehen!“ Es ist etwas Wunderbares, seinem geistigen Sterben so zusehen zu müssen, wie ich es muß. Was Gott mit mir vor hat, ist mir völlig dunkel. Ob Nacht oder Licht?

Vielleicht finden Sie in der „Christlichen Welt“ einmal ein bescheidenes Adventsbild von mir. Herr Dr. Rade hat es freundlich aufgenommen, obwohl es nur ein Gepiabilchen ist. Es war mir eine seltene Freude, einmal ein Stündlein zu schreiben, aber ich muß vorher lange auf der Lauer liegen, ehe eines kommt. Der Menschen wegen könnte ich mein Schreiben leicht lassen, niemand entbehrte mich. Als ich den „Christlichen Bücherchatz“ las, hatte ich wieder meinen hellen Arger an unserer christlichen Literatur. Erbärmliches Gewäsch, unwahr bis in den Grund. Die Deutschen suchen immer Knallbonbons, hat man keine, so lügt man sie. Wie anders lesen die Franzosen. Was sind z. B. Daudets Contes d'un moulin für stille, sanfte Zeichnungen. In Deutschland hätten sie keinen Erfolg. —

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, Weihnachtszeit 1898.

Verehrter Herr, liebe Frau Doktor! Überall reicht man sich die Hände, grüßt sich zum Feste und erstellt, dem eigenen Herzen zur seligen Befriedigung, das Gefühl fester, innerlicher Gemeinschaft.

Möchte dies Fest Ihnen erstrahlen in hellem Licht und Sie etwas empfangen lassen vom Leben, das Christus brachte.

Meine Marie seufzt für Sie und meint, dieses Kistchen bringe Ihnen traurige Enttäuschung. Mein lieber Mann aber meinte: Niemand sonst versteht einen solchen Spaß, und wenn man einen Herrn Doktor Deser\*) weiß, der es kann, so muß man's benutzen.

---

\*) In „So war's einmal“. Hängt das Brettchen mit Schnecke und Stern und dem eingravierten Wort: „Heilig ist die Arbeit“ der

Er läßt Ihnen sagen, daß das Brettlein eine Herzensfreude von ihm zeige: „Die wundervolle Arbeit des Holzwürmchens, und daß er dabei erinnert werde an a l l e tüchtige Arbeit, daß sogar die eines Carlyle der des fleißigen Würmleins gleiche. Seit wir die Schnecken im Gärtlein beobachteten, sind sie uns längst nicht mehr Symbole der Langsamkeit, im Gegenteil, etwas Strebsameres, Beharrlicheres, sicherer ihrer Sehnsucht Folgendes gibt es nicht. Von ferne ziehen sie einem Apfel zu.

Möchten wir wie sie in unentwegter Sehnsucht dem Sternlein zustreben. Dies unser Weihnachtswunsch für Sie und Ihre I. Frau!

Nehmen Sie ihn freundlich auf! Ein wunderliches Mannli wie das meine schafft wunderliche Dinge!

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 26. Januar 1899.

Die „Christliche Welt“ hat sich diesmal gründlich verspätet, ehe sie St. Gallen erreichte, so kann auch erst heute das kleine Echo Ihres Burne Jones zurückklingen zu Ihnen.

Wir haben ihn alle eifrig und gründlich studiert und in manchem Weilchen im Sofawinkel oder im stillen Kämmerlein hin und her besprochen. Mein I. Mann denkt ja wohl über Kunstauffassung und präraffaelitischen Einfluß des Meisters nicht ganz gleich wie Sie; aber darin sind wir ganz einig, daß Sie dem Maler ein sehr tiefes, würdiges und inniges Verständnis entgegengetragen und dasselbe in wunderschöner packender Weise Ihren Hörern mitzuteilen vermochten. Mich freute besonders, wie treffend Sie Burnes Auffassung der „Frau“ zu geben verstanden. Das ist überaus wohlthuend in allen seinen Bildern, und ich empfand es immer mit tiefer Dankbarkeit. Unvergesslich ist mir der Eindruck, den eine Wiedergabe von Pan und Psyche auf mich gemacht. Das war für mich ein „Erleben“, oder vielmehr ein staunendes Sehen, daß eine andere Seele ins Bild fassen konnte, was ich als das Schönste und

---

Wand des Stübchens, das der Wirt Balthasar am Staad dem Rudolf Emanuel anweist, mit liebevoller Beschreibung und Auslegung.

Siehe: „Zweismimen“, Novellen und Skizzen, Seite 112. Heilbronn, Eugen Salzer.



Liefste in der Seele meines Mannes geschant. Der Ausdruck in Pans Gesicht ist für mich eine Wonne.

Wie Sie die einzelnen Bilder in Ihrer Weise interpretieren, ist sehr hübsch und gewinnend. Mein l. Mann verstand den „Spiegel der Venus“ bis dahin so: Alle sehen im Spiegel nur ihre eigene Schönheit, eine allein sah die Göttin selbst, d. h. das Schöne an sich und beugte sich vor dem Göttlich-Gegebenen. Jedenfalls wird der Vortrag befruchtend, belebend in viele Häuser gedrungen sein, an sich selbst ein Bote des Schönen und Reinen.

Verzeihen Sie mein unvollkommenes Wort. Ich kämpfe Tag um Tag mit bezwingenden Schmerzen. „Es ist eine Pflicht des Menschen, tapfer zu sein,“ sagt Carlyle, ich weiß es, aber es ist schwer, es immer zu sein von Tag zu Tag.

Karlsruhe, 25. Juni 1899.

Von Hermann Defer.

Der Tod hat Ihren Lebens- und Liebeskreis kleiner gemacht, unser innigstes Mitgefühl wendet sich Ihnen zu, wie Sie den Verlust einer Schwester überstehen werden. Hoffentlich erfahren Sie die Hilfe, die manchen Leidenden schon geworden ist, daß das unerwartet gekommene Traurige mit einer Steigerung der eigenen Widerstandskraft verbunden ist. Nicht wahr, es war die Schwester, die in meinen kleinen Arbeiten spürte, daß ich den lebendigen Gott in der Natur auch glaube und sehe? Wir zwei Sie Liebende stehen so manchem Unbekannten nun nur fragend und hoffend gegenüber: hat Gottes Güte das so früh von ihm beendete Leben friedlich abschließen lassen? Ohne zu große Leiden? Bleibt Ihnen allen eine sanfte, erhebende Erinnerung? Und kam dieses Hergeben einer lieben Schwester unerwartet über Sie alle, oder sah der tiefere Blick das Kommende schon längere Zeit?

Dieser Brief dürfte an sich ja nur unsere Teilnahme aussprechen. Aber der Sommer ist meine schwerste Arbeitszeit, dazu verkürzen die kleinen Sorgen, die das Kinderleben bringt und die Gäste, die mit dem Sommer kommen, uns beiden die Zeit sehr. So wollen wir die Stunde nützen. Sie sollten gleich nach unserer Rückkehr ein liebes Wort erhalten, aber erst mußte meine Frau eilig nach Grabs, um dem frauenlosen Pfarrhaus über die Einführung ihres Bruders Fris in sein Amt (Kantate-Sonntag) vor-

zustehen, dann kam meine liebe Schwester und kam als Kranke, gleichzeitig hatte Gerhard mit dem Impfen und Husten einen Monat zu tun, wir Eltern hatten schließlich das Schlafen verlernt. Nun ist es ruhig um uns, in uns war es immer ruhig, heiter und glaubend. Ein Kirchlein ist immer, auch in rauher Jahreszeit des Lebens, in unseren Seelen da.

Als wir heimkamen, lag der liebe Gruß aus St. Gallen da. Herzlichen Dank. Alles, was von Ihnen beiden kommt, liegt wie ein Sonnenschein frommer Schönheit da, selbst so eine Elegie vom Gütterlein. Wie wollten wir für Sie glücklich sein, wenn Sie statt unser die Reisetage gehabt hätten. Zum religiösen Trost im Versagten füge ich einen humoristischen hinzu, den ein lieber Freund hatte. Er ist seit Jahren schwer herzleidend, trotzdem hatte er ein Theaterabonnement genommen; aber er konnte es so gut wie nie benutzen. Kam nun sein Tag, so sagte er das einmal: „Gehe ich heute abend in das Theater?“ Sagte ich: „Ja!“ so rief er vergnügt: „Also gehe ich heute abend ins Theater, das ist ja hübsch!“ Dann erhielt ich die Karte und ging. Ein anderesmal sagte er: „Ich kann mir jetzt etwas gönnen, ich schicke meine Freunde in das Theater, um mir Bericht zu erstatten.“

So haben Sie uns nach Italien reisen lassen. Wir gingen hier am 23. März weg und blieben noch ein wenig in Basel, um den Kindern bei dem Eingewöhnen im Hause der Großmutter zu helfen. Dann war das erste große Ziel Genua. Hier sahen wir nichts von Kunst an, sondern nur „Flut und Ufer, Land und Höhen“, das Gewoge in den engen Straßen, die einzig herrliche Lage und das schöne Meer. Meine liebe Frau sah hier zum ersten Male das Meer. Am Gründonnerstag verließen wir Genua und fuhren nach Rom über Spezia-Pisa und dann mit der Küstenbahn. Elba sahen wir im dunkelroten Sonnenuntergang, nahe der Küste zog ein Segelschiffchen schwarz auf der glühenden Flut lautlos dahin. In Rom blieben wir zehn Tage, versunken in reinem Glück. Wir sahen uns an und lachten, wenn wir merkten, daß wir in Rom waren, die Baslerin und der arme Pfarrerssohn aus einem Wetterauer Dörflein, und wir merkten ständig, daß wir in Rom waren. Auch hier ließen wir der Gegenwart stärker das Recht, als der Kunst. Das Liebste, das unvergänglich in unser Herz eingewurzelt ist, war ~~und~~ die Via Appia, jene antike Gräberstraße

mit ihrer tiefen Musik, dem unveraltebaren Ernst, dann der protestantische Friedhof mit dem Grabe Shelleys, den herrlichen Zypressen und der Pyramide des Gessius, — dann die herrliche, architektonische Dichtung der Kirche San Páolo fuori le mura, endlich die Pietà des von Gott stammenden Michelangelo. Ich wußte es seit 1886, daß Michelangelo der tiefste Künstler der Erde ist, aber nun weiß ich es noch viel mehr. Es gibt nichts Lehrreicheres in bezug auf die geheimnisvolle Quelle der Kunst in der Tiefe einer reinen Seele und in bezug auf die Wirkung des Kunstwerkes als die hundert Schritte aus der Capella Sixtina mit Michelangelos Propheten und Sibyllen zu der Stange di Raffaello. Ich wußte das auch seit 1886, aber ich habe es nun erlebt, den Gang von edlem Johannisberger Wein zu einem süßen Getränk, das auf keinem Weinberge gewachsen ist. — Von Rom aus machten wir drei Tagesausflüge, die alle herrlich waren, zuerst nach Tivoli, dann in die nicht genug zu rühmenden Albaner Berge, endlich nach Anzio am Meere. Jeder dieser Tage hatte sein Maximum, wo die Seele des Erlebnisses kaum Herr wurde; in Tivoli die stumme, verwilderte Pracht des Gartens der Villa d'Este, im Albanergebirge der See von Nemi (dessen Eigenart kein Bild wiedergeben kann), in Anzio das stundenlange Anbeten des hoch erregten Meeres, das gegen unsere gelbe steile Kalkflippe rollte und mit den Stummen sprach. — Fünf Tage waren wir dann noch in Florenz. Hier war das Höchste: ein langes Verweilen vor Böcklins Villa und schönem, laubreichem Garten in Giesole — Michelangelos Haus — ein paar Bilder in den Uffizien und der Galerie Pitti, unter diesen Bildern z. B. das Konzert von Giorgione. Die Madonna della Seggiola Raffaels war mir eine teure Kindererinnerung, aber ich lehnte sie später ab, nun vor dem Originale mußte ich doch sagen: Das ist Schönheit, in der nicht der Himmel auf die Erde gekommen ist, aber doch die Erde sich dem Himmel genähert hat. Tizian hatte mir früher nichts gegeben, nun aber habe ich so viel gesehen, daß ich sagen kann: Tristan und Isolde ist ein hohes menschliches Erlebnis, und er ist Tristan und Isolde in Farbe und Form. Von Botticelli gefiel mir einiges ausnehmend, aber nun kann ich sagen: sein jüngerer Bruder Burne Jones ist im Geistesleben, im Wissen von schweren Herzensvorgängen, in der Kunde bedeutender Pro-

bleme ~~im~~ die drei Jahrhunderte reicher, die zwischen ihnen liegen. Fra Angelico da Fiesole haben wir nicht angesehen, da dieselbe Seele nicht gleichzeitig Michelangelo und Fra Angelico beherbergen kann. — Wir gingen dann über Mailand und Lugano zurück, am 16. April waren wir wieder in Basel, am 18. April in Karlsruhe.

Ich fürchte, daß ich seit der Vorbereitung auf meinen Vortrag über Gerhard Tersteegen nicht mehr an Sie geschrieben habe. Das wäre lange her, denn ich war im Februar und März damit besetzt. Ich habe die „Lebensbeschreibungen heiliger Seelen“, nach denen ich damals suchte, in der alten Ausgabe erhalten. Bei dem Suchen nach Tersteegen-Literatur habe ich ein aus seinem Nachlasse herausgegebenes Büchlein kennengelernt, das ich Ihnen schenken möchte, wenn Sie es noch nicht besitzen: „Die wahre Theologie des Sohnes Gottes“, eine Aneinanderreihung von Bibelworten, vollzogen von einem Christen wie Tersteegen, neu gefaßte alte Perlen, ein einfältiges, köstliches Buch. Wenn Sie es nicht besitzen, sagt es mir eine Zeile, und dann soll es zu Ihnen wandern. Ich lasse, so Gott will, meinen Vortrag im Winter drucken, er sucht dann auch Ihr Auge und Herz.

Eben lese ich — Zola — Band um Band; ehrlicher Zola, gräßliche Welt, ehrliche gräßliche Bücher. Ich habe noch nie solche Sachen gelesen. Ich kenne inhaltlich Schlimmeres, aber er ist ein Darsteller des Schlimmen, wie ich keinen kenne: Jurist, Anatom und da und dort ein wenig Dichter. Übrigens ein Mann für Pfarrer, die wissen wollen, wie wenig Christentum in der Christenheit vorhanden ist.

Ich habe Ihnen demnächst eine literarische Kleinigkeit zuzusenden. Da ich nicht weiß, wann sie bei mir selbst eintrifft, so bitte ich um die gütige Mitteilung, wo Sie Gedrucktes und Ungedrucktes nach dem Bündeleastag antrifft?

Lieber Herr Schlatter! Zum 4. Juni noch unsern Wunsch alles Guten und Besten!

Meine Frau grüßt Sie beide mit mir aufs herzlichste. Gottes Liebe umfange uns alle.

Von Hermann Defer.

Karlsruhe, 21. Juli 1899.

Herzlich verehrte Frau Schlatter! Wir senden Ihnen unser Büchlein *Archemoros* in seiner vierten Auflage und bitten Sie, das zweite Blatt des Buches als einen Beweis unserer treuen Verehrung liebevoll aufzunehmen. Sie haben das erste Exemplar erhalten, die ganze Auflage liegt noch unbroschiert da, da sie erst im Oktober ausgegeben wird. Das Ihnen zugedachte gebundene Exemplar kommt nach. — Heute muß es mit diesen raschen Zeilen genug sein, denn es ist der größte Sturm des Jahres, die Examenszeit, und ich bin müde und Frau Emmy ist es. Es sehnt uns nach einer Kunde von Ihrem Ergehen.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 24. Juli 1899.

Ein liebes Fräulein, dem ich zuweilen dienen darf, beginnt seine Briefe meistens mit dem Satz: „Herzlichen Dank für die überraschende Gabe.“ Und „überraschend“ war das, was am Samstag zu mir flog und mein Herz schneller schlagen ließ, ja sogar ein Tränlein in mein Auge brachte. Aber es war ein ganz neues Tränlein, es kam aus einem Freudengefühl, wie ich es seit Monaten nicht mehr aufquellen fühlte. —

Tief dankbar schaue ich auf das zarte freundliche Blatt, das die Liebe eines Christenherzens erfunden hat, einer einsamen Seele zum Trost, daß sie nicht mehr einsam sei, sondern in der stillen Gemeinschaft und Gefolgschaft eines, „der den andern voranging“.

Mein I. Mann legte gestern das Büchlein kaum aus der Hand. Es war uns immer sehr lieb, und wir freuten uns der Kunde, daß es die vierte Auflage erleben werde, ohne zu ahnen, daß diese sich so mild und zart unseres Namens nicht schämen wollte. Ihr großer, reicher Brief begleitete mich manchen Tag, ohne daß ich den Mut fand, ihn zu beantworten. —

Vom Palmsonntag an wanderte ich durch ein dunkles Tal namenloser Schmerzen, die im Mai die höchste Höhe ersteigen wollten. Meine liebe Schwesterseele litt mit mir und gerade in diesen Wochen der Konzentration auf die großen und ewigen Gedanken und die allein tröstende Gegenwart Gottes reifte uner-

merkt die stille, reine Seele der Heimat entgegen. Wir sahen es nicht, sie ahnte es nicht. Jetzt da ich zurückblicke, da finde ich die Spuren vom „Morgenglanz“. Sie war ein reicher Geist, reich wie selten einer, gekleidet in eine ganz unscheinbare Hülle, die niemand sah, aber viele übersehen. Ihr feines Naturempfinden, das das K l e i n e fand und liebte, hat mich reich gemacht. Ihr Schauen des Ewigen in jedem Menschlein, jedem Bild und jedem Buch war ein Quell, der frisch macht. Und ihre Liebe, die mir alles opferte, alles gab, was sie nur erfand, war mein täglich Lichtlein seit meinen ersten Lebensregungen.

Was mein ist, ist nicht meine,  
Gott ist mein Gut alleine,

das lebte sie. Wir waren immer zu zweien, zwei Seelen auf einem Wege — und nun bin ich allein. Aber ich bin so dankbar, daß sie Gott so leise und lind heimmahm. Solch ein harmonisch Sterben haben wir noch nie erlebt. Vier Tage Influenza und erst am letzten Tage die Erkenntnis der Todesnähe, kein Kummer ums „Dörtli“, keine Angst vor dem dunkeln Tal, für die zarte Seele nur voller, heller Friede, das ist Grund zum Dank!

Sie war Ihnen dankbar für Ihre Büchlein und verstand sie mit der Tiefe der Seele.

Wie freue ich mich auf Ihren Tersteegen. Seine Lieder begleiten mich täglich, sonst habe ich nichts von ihm in Besitz, aber seine Eigenart geht mir immer mehr auf. Ich vertiefe mich in seine einzelnen Gedanken, sie sind mir Wegzehrung.

Wie eine goldene Erinnerung liegt wohl Italien hinter Ihnen, aber ich denke, es ist ein Schatz, aus dem Gold um Gold sich hebt zu neuer Verarbeitung. — Nun sprach ich viel von mir. Verzeihen Sie. Ich denke doch viel an Sie und an Ihre Examennot und allen Angstschweiß dort und an die I. Kinderlein.

Vielmals dankt Ihnen für Ihre Güte und Liebe und für das „große Tröpflein Freude“  
Ihre Dora Schlatter.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 22. August 1899.

Verehrter lieber Herr Doktor! Gestern brachte das Buchhandlungsmannli die „Christliche Welt“, und ich beeile mich, Ihnen die Geschichte zu senden, damit Sie sie Ihrer lieben Frau vorlesen



können. Sie ist an sich recht hübsch geraten und ein netter Anschluß an Ihren Gedanken, wenn auch nicht ganz in seiner von Ihnen gewollten Bahn!

Ich denke mit einem dankbaren Herzen zurück ans improvisierte Zusammentreffen in Obstalben. Mich begleitet eine stete Angst, Menschen persönlich zu sehen, die ich vom Buche her liebe, und nun bin ich froh und glücklich, daß diesmal harmonisch und rein der Mittelton sich finden läßt, der die kräftigen Farbtöne des geschriebenen und gesprochenen Wortes eint.

Wir haben dem Grabser Kirchlein unsern Gruß gesandt, als der rasselnde Wagen uns dem alten Nest zuführte.

Wollen Sie, verehrter Herr Doktor, nicht Ihre freundliche Lat voll machen und auch noch die Folie, in der wir stecken, kennen lernen? Für Sie und Ihre liebe Frau ist's ein Sprung nach St. Gallen und mir kommt vor, unser Heim, das das Gepräge meines lieben Mannes an sich trägt, gehört notwendig zum Verständnis der schwarzen Gestältschen, die Sie nun doch einmal aus ihrer Schüchternheit heraus lockten.

Wir würden uns freuen, Sie nochmals zu sehen; nur müßte ich Sie diesmal um ein vorbereitendes Wort bitten, da unser Haus weit von jeglicher Nahrungsquelle entfernt ist und ich nur mit der erledigten Hausfrauensorge zu einem wirklichen Menschen-genuß komme.

Wir herrlich ist der Himmel auch heut über dem Rheintal! Ob Sie wohl hinaufsteigen nach dem alten Geewis zu den goldenen Lichtern und den blauen Schatten? Meine Seele begleitet Sie dorthin.

Mit den Grüßen meines lieben Mannes und meiner lieben Schwester eint sich von Herzen  
Ihre Dora Schlatter.

Von Hermann Döfer.

Grabs, 29. August 1899.

Liebe, verehrte Freunde! Der Tag bei Ihnen gehört zum besten Erwerb unseres Lebens; mit ernster Freude sehe ich auf ihn zurück. Das Zeitliche ist eine Hülle und verdeckt darum auch Gutes und Befreundete, die einander noch nicht von Angesicht kannten, dürfen mit Dank empfinden, wenn das Zeitliche nichts verdarb. Aber wir zwei kamen als Kinder zu Ihnen, als die nichts sein und nichts

haben wollen, und Sie als Leidgeübte waren gütig und von jener inneren erwartungslosen Güte, die hilft und Wege schafft.

Wir kommen sehr gern zu Ihnen. Wir hatten nach dem Empfang des Briefes des lieben Herrn Schlatter den Gedanken, an einem Tage nach Lindau und Bregenz zu gehen, in Rorschach zu übernachten und so schon morgens in St. Gallen sein zu können. Nun aber hat die Diphtheritis hier weiter um sich gegriffen, und es ist unheimlich, zwei Tage von hier entfernt zu sein und unser Mädchen so lange allein die Entscheidung treffen zu lassen, wohin sie mit den Kindern gehen darf und wohin nicht. So bitten wir Sie, unsern Besuch erst am Mittag stattfinden zu lassen, wir sind um 12 Uhr 12 Min. in St. Gallen. Ist Ihnen, liebe Frau Schlatter, dieser Besuch am Nachmittag zu schwer, so sagen Sie es uns, wir dürfen dann im kommenden Jahre, wenn wir wieder in der Schweiz sind, die Fahrt zu Ihnen so einrichten, daß Sie nicht mehr geschädigt werden. Kommt aber keine Absage, so gedenken wir Donnerstag mittag bei Ihnen zu sein. Wir freuen uns von Herzen; unsere liebe Hedwig war von Ihrem Heim ganz begeistert, sie hatte gesehen, wie ein selbständiger Sinn sich seine Form geschaffen hatte. — Leben Sie wohl, wir grüßen die drei St. Galler Freunde herzlich. Auf Wiedersehen! Treulich ergeben

Dr. H. Defer und Frau Emmy.

Von Hermann Defer.

Grabs, 2. September 1899.

Herzlich verehrte, liebe Frau Schlatter! Wir sind still und beglückt von Ihnen gegangen und froh heimgekehrt. Da Erinnerungen, wie starke Wasser, ihr Bett vertiefen, so werden wir den Tag bei Ihnen immer klarer erleben. Die Worte, die man redet, werden vergessen, und übrig bleibt der lebendige Mensch, sein Ausdruck, seine Haltung, seine Imponderabile, — das Beste, was ein Zusammensein gibt. Dürfen wir es sagen, wie lieb wir Ihren Mann gewonnen haben. Wenn ich an seine Treue denke, wie er Ihnen dient, dann fällt mir sein männliches, klares Wesen ein, und setzt die Erinnerung bei diesem ein, so ist's, als verkürze man sein Recht, und gleich denke ich an seine liebevolle, treue Art. Es drängte mich, es Ihnen zu sagen, wenn es auch gegen alle (und

berechtigte) Übung geht. Ihre Blumen blühen noch und stellen Ihr schönes, sinnreiches Heim und Ihre Gestalten in unser Pfarrhaus. Hanneli wandert mit seiner Zieglenglocke herum und läutet der Ruh vor unserem Fenster so halb kollegial zu, Gerhardli suchte auch dann und wann mit seinem Glöcklein herum, wir hüten ihm aber seinen Besitz, er ist geneigt, alle fahrende Habe über die Laube hinunter zu werfen, und es wäre ein Jammer, wenn dieses Stück Kindertage in Grabs nicht auf seine künftigen Tage käme.

Wenn nun demnächst meine kleine Novelle Solavers in Ihre Hand kommt, so sollen Sie wissen, daß der Held der Leonhard der Novelle Hinterchrist ist, und ich ihn darstelle, wie ich ihn ansah und ansehe, er heißt in meinen andern Arbeiten Erwin, und da er lebt, so wird er in dieser Novelle abermals sehen, daß alle Schmerzen in liebender Betrachtung versöhnt anklingen. Er wird nicht darüber reden, wie er über Hinterchrist nicht geredet hat; ich lade Tote ein, mit ihm und mir unsere Vergangenheit ernst und demütig zu betrachten.

Unsere Kindlein sind, Gott sei Dank, gesund. Wir zwei waren gestern mit Basler Bekannten in Ragaz und hatten auch einen guten Tag.

Mit Frau Sonnenschein liebend Ihrer drei treu zugetaner

Dr. H. Deser.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 4. September 1899.

Gestern abend verglomm der letzte goldene Strahl unerbittlich rasch hinterm dunkeln Tannenwald, aber am gräulichen Himmel blieben die Purpurwölklein und hüteten das Goldfeuer treu bis in die sinkende Nacht.

So erlebte ich's letzte Woche\*). Der Goldsaum ist noch da. Wenn mein liebes Mannli heimkommt von seiner Geschäftswanderung, beginnt seine Rede gewöhnlich mit: „Du, i ha nochdenkt“ — und dann bespricht er in längerem Für und Wider ein Wort von Herrn Doktor. Wir lasen gestern das kleine Geschichtchen (Vom Tage\*\*) vom frisch, froh, frommen und freien Gott,

\*) Nach dem Zusammentreffen in Obstdalen besuchten Deser und seine Frau das Schlatterpaar noch einmal im eigenen Heim in St. Gallen.

\*\*) „Mein Nachbar“ (Seite 46) in „Vom Tage, vom heute gewesenem Tage“.

und da sagte er vergnügt: „Da ist Herr Doktor dem Ingenieur gerecht geworden!“

. . . Ich war so glücklich, Sie zu sehen, Ihr klares Auge zu schauen und Ihr Wesen bestens verstehen zu lernen, und es ist mir, als hätte ich an Verständnis etwas gewonnen fürs ganze Leben.

Heut freu' ich mich am blauen Himmel für Sie, denke ich mir doch die drei Schwestern drüben stehen in ihrem stillen Duft vor Ihnen. Ob Herr Doktor wohl Carlisle nachreist?

Wenn die vier Glöcklein alle zusammen läuten, dann erwünscht wohl Herr Doktors Kopf „der Herdenglocken Melodien“ und sehnt sich nach der Stille der Natur, die nirgends ist.

Ich grüße Sie von meiner „Föhrenhütte“ aus, durch deren Fensterlein das Blau mich zu Ihnen lockt. Mein l. Mann grüßt herzlich mit und wünscht Ihnen beiden noch friedliche Tage im blauen Tal. Von Herzen dankt für Ihre l. Worte und Ihr freundliches Verstehen  
Ihre Dora Schlatter.

Von Hermann Deser.

Grabs, 9. September 1899.

Seitdem wir Sie persönlich kennengelernt haben, können wir Ihnen ganz anders als die letzten Jahre her Glück für das neu beginnende Lebensjahr wünschen, nun kennen wir den Ausdruck der Augen, wie das Leiden ihn immer wieder neu schafft; Gottes Liebe nehme Ihnen den Druck weg, der Ihre Nächte schlaflos und Ihre Tage schwer macht! Wir aber, die wir Sie lieben, wollen fortfahren, Ihnen auf unsere Weise zu dienen, durch dankbare, liebende Gedanken, durch Briefe und was sonst etwa Handreichung durch die Ferne hindurch sein kann. Frau Emma und ich bringen Ihnen Carlols Sartor Resartus zu Ihrem Feste dar. Das Buch wird Ihnen ein liebstes werden, es gehört durch die Jahrtausende hindurch zu den zwei oder drei, die in seinem Namen nicht bloß geschrieben sein sollen, sondern *s i n d*. Das Verständnis erleichtert sich ungemein, wenn man die absolute Durchgängigkeit des Doppelgesichtspunktes der „Aleiderphilosophie“ von vornherein im Auge behält: es gibt einen Blick, der kein Kleid, keine Hülle, kein Versteckspiel abhält, das so Versteckte zu sehen, für den wahren Sartor-Resartus-Blick erscheint die Welt nackt, und er lacht ihrer Verkleidungen — zugleich aber sieht gerade dieser

Blick, daß diese Kleider und Hüllen notwendig sind, denn alles ist Kleid, auch Gott erscheint nur in Darstellung, alles in der Welt ist sein Kleid, wir haben ihn nicht anders als in seinen zeitlichen Hüllen. Dies Übergleiten aus Satire in Symbolik, aus Anklage in Andacht macht das Verständnis des Buches für Ungeübte schwer. Wunderschön ist die Darstellung des Ganges, den sein Jugendleben ihn gehen ließ, um den lebendigen Gott zu finden, also das erste Buch. Für den Ausbau des Grundgedankens steigt dann das Werk aus dem Persönlichen zur grandiosen Weltbetrachtung der zwei andern Bücher empor. Jedes Kapitel geht aus dem Grundgedanken hervor und ist die notwendige, also organische Fortsetzung des vorhergehenden Kapitels.

Ich lege meine kleine Elegie Colavers in Ihre Hand mit dem Gefühl, Sie an einem schweren Stück Leben teilnehmen zu lassen.

Und nun leben Sie wohl mit den lieben Ihrigen, behalten Sie uns lieb, halten Sie uns fest!

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 21. September 1899.

Von Herzen verehrter Herr, liebe Frau Doktor! Wie heimelig war's dem Herzen, Sie im altbekannten Grabs zu suchen, nun müssen die Gedanken schon wieder hinüberwandern über die Rheinbrücke und Sie im lieben, arbeitsfrohen Stift suchen.

Sie, lieber Herr Doktor, stehen wieder unter Ihren Mädchen und bieten diesen das Beste: lebendige Samenkörner für Leben und Beruf. Wenn ich gesund geblieben wäre, wäre ich nicht so ganz aus dem „Amt“ herausgewachsen, wie ich's jetzt bin, da die pädagogische Arbeit mich nicht losgelassen hätte. So kann ich nur auf dem Boden intensiver Erinnerung und frohen Interesses Ihr Wirken begleiten.

Und Ihre liebe „Frau Sonnenschein“ füllt wieder die häuslichen Räume mit Fürsorge und Frieden. Hanneli und Gerhard haben die alten Wägeli und Köfli als neue Freunde begrüßt und vergessen im Spiel die dunkeln Berge und die Röhlein des Rheintals. Wenn ich an Sie denke, dann kommt unser altes Sprüchlein auf die Lippen:

„Daß Gottes Güte — dich mir behüte,  
Das bete ich — herzinniglich.

Gartor begleitet mich täglich auf einem Stück Weges. Ich finde ihn nicht schwer verständlich, sondern sehr Carlhlesch und naherückend. Nur frappierte mich sein gewaltiger Realismus hier noch mehr als sonst. Dies ist eine Wahrhaftigkeit vor sich selbst, wie man sie sonst sich nur schüchtern zu leisten wagte. Ich genieße mit Vergnügen die prachtvoll tiefen Gedanken, von denen man lebt, und die köstliche Ironie, die nach rechts und links Seitenlichter ausströhen läßt. Mein I. Mann hat sich auch daran gemacht mit heller Freude.

Ich danke Ihnen herzlich, daß Sie mir dies Buch in die Hand legten. Es ist mir, als faßte ich Ihre Freundlichkeit greifbar, so oft ich's habe.

Am Sonntag genossen wir gemeinsam Ihr Solavers, das Sie selbst bezeichnend eine Elegie nannten. Es ist ein lieblich versöhnend Landschaftsbild, durch das nur leise klagend, mehr der Ahnung anheimgestellt als dem sichtbaren Erleben, das Menschenleid hineinflingt.

Wie ausgezeichnet haben Sie die Gänge von Seewis ins Kolorit gesetzt. Man atmete die Luft, die durch die Taschineschlucht zog, und hörte die Glocken von Fanas.

Und wie wunderschön sind die eingereichten Gedanken. Mir war's, als hätten Sie mir etwas aus der Seele geangelt, als Sie vom Tellerlein schrieben, mit dem wir um Zustimmung bitten; stehe ich doch seit langem da und suche nach Verständnis, nur nach einem kleinen Stücklein. Und als ich Sie von Obstaliden davonfahren sah, fand ich mein Tellerlein reich, wie seit Jahren nicht. Wie glücklich schau' ich darauf! . . .

Seit ich Sie sah, fühle ich tiefer als je, daß wir beide, mein I. Mann und ich, nur etwas bekamen, nur ein winzig Tröpflein; nur so viel, um empfinden zu können, wo und wie die Gestaltungsfähigkeit liegt.

Darum ist mir der Gedanke an eine ewige Vollendung solch notwendiger Trost. Ich will gerne hier den Keim tragen, wenn ich ihn nur einmal sprossen sehen darf. Wie wird es sein, wenn wir das Reine und Schöne schauen im ewigen Licht!

Liebe Freunde, mir ist, als hätte ich Ihnen unendlich viel zu danken und hätte es weder zeigen noch sagen können. Wissen Sie, wie es ist, wenn man in der menschlichen Berührung die Ver-



heißung herausklingen hört: Es gibt einen ~~nennen~~ Himmel und eine neue Erde, wo das Stückwerk aufhören wird?

Ich danke Ihnen, daß ich im menschlichen Bilde das alte Bekenntnis hören durfte: „Ich glaube eine Gemeinschaft der Heiligen!“

Es klang wie die Glocke vom Berge.

Von Hermann Döfer.

Karlsruhe, 28. September 1899.

Am 18. September sind wir wieder in unserer Heimat angelangt, und ein Gruß an Sie beide sollte unser Erstes sein, aber ein Hirsebreiweg von amtlicher Korrespondenz lag da und verlangte, daß ich mich durchesse. Das ist nun geschehen, ich bin wieder im Freien und komme in dieser Morgenstunde zu Ihnen. Innigen Dank für das liebe Freundeswort, mit dem Sie uns in Grabs das Abschiedsgeleit gaben, und für den reichen Brief. Wenn etwas von Ihnen in meiner Abwesenheit kommt, dann macht meine freundliche Frau Chawirtin eine Weihnachtsbescherung daraus, eine Überraschung im rechten Augenblick. Diesmal kam ein vom Schulanfang sehr müder Mann zu Tisch herauf, und da lag etwas zur Belebung erstens in den lebhaften, ungedul digen Freudenaugen und dann dasselbe Etwas unter der Serviette, und dann kam das Vorlesen und Selberlesen und die dankbare Freude, daß so viel Liebe und Zutrauen für uns so fern im Schweizer Lande wohnt. Seit dem 18. September bis heute steht Ihr herrliches Frühlingsbild auf dem Klavier, täglich ruhen unsere Augen darauf, und das Herz sehnt sich, das zu erleben, was in diesem Strauße liegt, das Rascheln vorjährigen braunen Buchenlaubes, das Aufspringen dunkelgrüner Rasenstreifen in den noch gelben Wiesen, das blässere Blau des Frühlingshimmels, die herbe Luft und das spürbare Kommen des Kommenden. Karlsruhe hat wohl schöne Herbst mit prächtigen Waldfarben (denn wir wohnen ja dicht am stundenlangen Wald), aber es hat keinen Frühling, es fehlt Wasser und Wässerlein und der heimliche Busch- und Strauchwinkel, wo die Anemone und die Primel still aufwachsen . . .

Lieber Herr Schlatter, nun liegt das Dante-Gabriel-Rosetti-Hest aus dem Portfolio von 1894, das Sie mir verrieten, schon

vor mir: sein Text ist englisch-trocken, englisch-eindringend und sehr unterrichtend, die Bilder sind leider nur eine Nachlese, es fehlt z. B. sein schönstes: Beate Beatrice.

Ihre Zeilen über meine kleine Novelle waren sehr erfreulich für mich. In den vier Abschnitten ist eine Grundstimmung dem Leben gegenüber geschildert, die die meisten Gebildeten gar nicht kennen, obgleich Dante, Michelangelo, Carlyle, Kierkegaard, Platen, Hölderlin, Pascal, Amiel und St. Martin die allbekannten Zeugen dieser Grundstimmung sind; in meiner armen Novelle ist diese Stimmung nicht bronzen und düster, sondern lyrisch da, entsprechend den Grenzen meines Könnens, und da wird die Mehrzahl der Leser sie nicht einmal als Objekt der Novelle erkennen und also mit den Anlässen, an denen sich dieses Grundverhalten offenbart, auch nichts anfangen können. Aber auf dem Bergli, da sind Leser, die auch meine schwachen Linien mit Liebe verfolgen.

Frau Emmy hat hier unten fortfahren wollen, aber sie ist von Kinderunruhe umgeben und weiß nur darum, wo ihr der Kopf steht, weil ihr Herz gefaßt ist. Carlyles göttliches Wort: cor ne cato, gib dein Herz nicht her (an die Öffentlichkeit, an das Geschwäg, an die Unruhe, an Martha). Das ist die Summe dieser Seie n d e n. Indem ich dies Wort hinschreibe ohne Reflexion, aber in reiner Anschauung, merke ich, daß es komisch klingt. Meine liebe freundliche Frau i s t etwas durch ihr Se i n, sie ist nichts durch Reflexion, Kenntnisse und höhere Mädchen-schulbildung.

Freundlichen Sonntag.

In Liebe und Verehrung Ihrer drei treu ergebene

H. und E. Deser  
mit Hanneli und Gerhard.

Von Hermann Deser.

Karlsruhe, 15. Dezember 1899.

Unsere Gedanken des Dankes und der Liebe haben dem geschriebenen Dank lange vorausgehen müssen, Sie haben aber mit Ihrem freundlichen Miterleben unseres Lebens sich gesagt, daß Weihnachtsarbeiten der Frau Emmy und Vorlesungen des armen

Mannes zu Karlsruhe über Weg lagen. Wir sagen Ihnen von Herzen Dank für die dem Leiden abgerungenen Briefe und die lieben Geburtstagsgaben. Ich stehe nicht dafür ein, daß die prächtigen, einfältig-tiefsinnigen alten Bilder nicht einmal in einer Novelle auftauchen. Solche Bilder sagen mehr als das uns manchmal so fremd klingende Wort des 17. und 18. Jahrhunderts, wie reich, tief und gescheit die Frömmigkeit dieser alten Zeit war.

Das Balzeinahaupt\*), das in dem lieben Bilde so nah vor Augen gerückt ist, steht einstweilen auf einer kleinen Staffelei im Empfangszimmer, — das ist das liebe, heimelige Zimmer, in dem Ihre Karlsruher Freunde jeden Abend nach Tisch sitzen, „sie“ geheimnisvolle Dinge hinter einer Schutzwehr arbeitend, „er“ vorlesend. Ihr liebes Buch haben wir aber noch nicht gemeinsam gelesen, sondern jedes für sich; wir haben aber über jede einzelne Arbeit darin gesprochen. Wie sehr ergänzt Ihr Buch alle Eindrücke der persönlichen Begegnungen und alle Ihre Briefe. Wieviel Christen-Erfahrung ist darin. Wie schwer muß Ihr Leben sein. Wie muß Ihr I. Mann das Leid und Leiden, das er kennt und mitträgt, in diesen Spiegelungen mit neuer Betrübniß ansehen. Es ist wirklich ein Buch von schwerem Ernst und ein tröstliches Buch bei alledem. Als ich es las, dachte ich mehr als einmal und jedesmal wieder von neuem, als hätte ich nicht vorher das gleiche schon gedacht: Wenn ich nicht an den lebendigen Gott im Himmel und an ihn in der Gestalt des Heilands glaube, so würde mich Ihr Buch von der Wirklichkeit Gottes und der Göttlichkeit des Evangeliums überzeugen. Am lebhaftesten bewegte mich: „Sie hatte wenig und doch genug“ — „Über ein Kleines“ — „Ephenblätter“ — „Durch die Angst zum Lob“ — „Ein Jahr“. Mit besonderer Freude bewegte mich „Das Züpfenbabi“, das ist der innere, heimliche Humor, so wahrhaftig geblieben, nach keiner Seite hin ausgewichen, nicht in das Erbauliche, nicht in das Behagliche, nicht in Stilgefahren geraten, es ist ein Wunder des strengen Ansehaltens, der künstlerischen Zucht. Als meine I. Frau das Buch las, sprach sie immer in feierlichem

---

\*) Eigenhändige Lithographie von Salomon Schlatter, die das Landschaftsbild von Geervis gegen Westen abschließende Bergspitze des „Hauptes“ über Balzeina darstellend.

Tone davon, sie ging unbeschützt, auf geweihtem Boden. Liebe Freunde, innigen Dank!

Ich hoffe sehr, daß Sie Theodor Storm lieb gewinnen: er ist der einzige deutsche Realist der feinen Innerlichkeiten, so wie er hat fast kein Dichter der Welt den Beseelungskreis des Herzens gesehen und geschildert, nie schildert er Andenken, Bilder, Zimmereinrichtungen, Zier und Schmuck anders, als nur soweit wie die Sonne der Liebe darauf ruht, er ist fast der einzige deutsche Schriftsteller, auf den Amiels schweres Gericht, das er über die Deutschen ergehen läßt, nicht paßt (auch Eduard Mörike wird durch Amiels Anklage nicht getroffen). Ich habe in meinen zwei letzten Vorlesungen über Sudermann und Gerhart Hauptmann gesprochen, über beide freundlich, aber wir wären nicht ärmer, wenn sie beide nicht da wären, aber Storm — da fehlte ein wahrer Offenbarer des menschlichen Herzens und alles dessen, was in unserem Volke groß und für die Welt notwendig ist.

Bis jetzt habe ich besprochen: Tolstoi, Dostojewski, Zola, Björnson (den ich liebe), Sudermann und Hauptmann, — nun ist die große Weihnachtspause, dann kommen: Multatuli (der Nießsche der Holländer), Maeterlinck, Rosetti und Emerson. Zum Geburtstag erhielt ich Rosettis „Traum Dantes“, ein wunderherrliches Bild.

Unsere Kinder sind eben liebe, beglückende Kinder. Gerhard fordert Energie, denn er ist ein rascher, lebhafter und eigenwilliger Kamerad, aber zärtlich und gutartig, so daß wir mit der Zucht nicht sparen, aber im Herzen einer guten Entwicklung seines Wesens vertrauend entgegensehen. Hanneli ist sehr liebevoll und hell. Hell — das sind sie beide. Die Welt ist so voller Essig-Naturen, daß wir dankbar sind, daß diese guten kleinen Herzen recht ausgesprochen helle Menschen zu werden versprechen.

Frau Emmy schreibt Ihnen in den Weihnachtsferien, sie ist verzaubert, sie ist angewachsen auf dem Stuhle, sie wird von ihren Überraschungen und Geheimnissen umgarnt und umstrickt, daß sie zu nichts mehr Zeit hat als zum Liebsein, das aber i s t sie. Wenn sie abends über ihr Mäuerlein von Kartons zu mir herüberschaut, nickt und lächelt, sehe ich nur ihre liebevollen Augen.

Sie grüßt Sie mit mir in anhänglicher Liebe, Sie alle drei.

Fröhliche Weihnacht und selige Herzen wünschen wir Ihnen! Oh, es wird Ihnen leicht werden, das zu empfangen, wenn die Kinderlein singen und springen: „des sollen wir alle froh sein!“

Wir werden an Sie denken am Fest und uns freuen des Gedankens, wie hell bei Ihnen die Lichter leuchten!

Wir werden suchen, unter Rinden und Krusten von vielerlei Lebens- und Wandernot die Freude hervorzusuchen. Ganz leise klopft sie vielleicht doch an. Das ewige Licht ist ja auch für uns da.

Weil mein I. Mann seine Gedanken nicht in lieben und schönen Büchlein niederlegen kann, wie der Herr Doktor, so wollte er Ihnen einmal zeigen, wie seine Gedanken Gestalt suchen und gewinnen. So gut Sie ihn kennen, erkennen Sie ihn vielleicht in diesem Rahmen. Er hat viele Abende daran gearbeitet, und dabei sprachen wir von Ihnen und zauberten Ihre Gegenwart mit unter den Lampenschein; dies Jahr darf Ihr Mädchen nicht so spät zum Zollaamt!

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 22. Dezember 1899.

Als mein I. Mann an einem Kopfwehabend Ihre Weihnachtsgeschenke einpackte, weil er wünschte, etwas Liebes zu tun, war Ihr Brief noch nicht da. Nun kommt mir das begleitende Brieflein so antwortlos vor, daß ich mich heute noch an den Anfang eines besseren Briefes machen will. Herzlichen Dank für Ihre Erklärungsworte des Büchleins und Ihrer I. Frau für die Widmung desselben\*). Ihr gütiges Eingehen auf meine „Seelengeschichte“ rührt mich tief. Ich wünsche nur sehnlich, daß Sie das Glück, von einem Menschen so freundlich erfaßt und verstanden zu werden, ebenso erfahren möchten, wie meine bescheidenen Worte es bei Ihnen erleben durften. Ich kann Ihnen für diese innere Gabe, diese geistige Handreichung nicht genug danken! Ich hoffe aber, daß Sie etwas davon fühlen, so gewiß es eine Gemeinschaft des Geistes gibt.

---

\*) Dr. Collenbusch, Auszüge aus seinem Tagebuch, 2. Auflage. Stuttgart, Steinkopf. 1883.

Daß mein Büchlein\*) so freundlichen Widerhall fand, rührt mich tief. Sogar Professor Dettli in Greifswalde, der sich im „Hermann“ des Tagebuches erkannt hat, schrieb mir tief empfundene, warme Worte. Ich betrachte das als eine Gnadengabe Gottes, der mir also sein freundlich Angesicht zuwandte . . .

23. Dezember. Ihr Brief klang so weihnachtlich, und ich bin so froh, daß Sie also feiern im Zauberbann der Liebe und des Kinderjubels. Da verschwinden alle Vortragsgestalten, die Sie so gewichtig und schwer gewählt haben, und machen der reinen sonnigen Realität Platz: „Ich bin ein geliebter, umgarnter Papa.“

Ich möchte so gern über Storm berichten und habe doch nicht recht den Mut dazu. Auch ist mein Urteil erst ein anfängliches, so weit ich's bis jetzt im Lesen gebracht habe. Ich spüre, daß Sie und ich anders an Storm herantreten. Er wuchs mit Ihnen, oder, besser, Sie wuchsen in den Dichter hinein. Hätte ich das in meiner frischen Zeit gekonnt, ich weiß, daß ich mit heller Begeisterung ihn erfaßt hätte. Es geht mir ja mit allen Menschen so sonderbar. Mir ist immer, als wäre ich eisgran und steinalt. Die durchlebten Nächte dehnen also das Leben und geben dem seelischen Bedürfen ein so eigenes Gepräge.

Wenn ein weinend Mutterli bei mir sitzt oder ein armes Krüppelchen mich anschaut, dann fühle ich mich verwandt. Nun weint ja Storm auch, und seine Motive greifen tief, tief in meine Seele, so daß sie lange nachweint, aber ich lausche und lausche auf einen Glockenton, der hold Klänge, Frieden sänge.

Storm ist ein großer Dichter. Ich spüre ihn wohl, spüre auch, warum Sie ihn lieben und wo Sie ihn erfaßten. Er hat wunderbare zarte Farben für die Natur und für die Seele, deren feinstes Regen er erlauscht.

Soll ich Ihnen sagen, was mich bis jetzt am meisten gepackt? „Späte Rosen“. Welch ein Kunstwerk, dies feine Motiv zu empfinden und ihm also Worte zu leihen. „Zimmensee“ habe ich nun „verstanden“. Die Söhne des Senators finde ich reizend, die Wald- und Wasserfreude nagt an mir usw. Mein I. Mann liest eifrig voran und ich still hintendrein. Wir denken dabei immer an Sie. Sie leben unter uns wie ein stiller Geist.

\*) „Am Bach“, 2. Auflage, bei M. Grosse in Halle erschienen.



Den 27. Dezember. Mein Brief wird wie ein Tagebuch, und unter den Händen zerrinnt das Jahr. Es ist Zeit, daß ich ihn schließe. Frau Doktors liebes Briefchen, das so froh klang und die herzige Weihnachtskarte banden uns lieb und warm an Sie in der Festzeit. Kam ich auch nicht so zur Freude, wie ich's hätte sollen, so war's doch ein g u t e s Fest. Mein I. Mannli hat mich lieb umgeben. Er hat mir zwei Frieße geschnitzt ins Gartenhäuschen. Nun wird es darin nicht mehr aussehen wie eine Kiste.

Sie haben wohl jetzt noch Feiertag im Stübchen? Gott gebe Ihnen einen frohen Jahreschluß. Wenn ich ans neue Jahr denke, wird mir unsagbar bange! Hinschauen kann ich nicht, auch nicht davon sprechen.

Das einzige, was mich trägt, ist der zitternde Glaube an ein ewiges Leben! Aber d a n n: e i n L e b e n! Kein täglich Sterben mehr!

Von ganzem Herzen danke ich Ihnen für die warme Weihnachtsfreude, die ich mit Ihnen teilen durfte.

Von Hermann Deser.

Karlsruhe, 29. Dezember 1899.

Wenn ein Brief von Ihnen kommt, dann lesen wir ihn immer gemeinschaftlich, wir sehen zusammen hinein, und eines von uns liest ihn gleich halblaut vor, dann liest ihn jedes für sich, und das Echo, das dann noch lange folgt, ist vielfältig. Was von Ihnen beiden kommt, ist nicht rasch geschrieben, nicht aus Hast und Unruhe heraus, und darum weht uns aus Ihren lieben Briefen der starke Lebenshauch des Friedens an, auch wenn wir sehen, daß der Brief der körperlichen Schwäche hat abgerungen werden müssen. Wir sehen mit großer Betrübniß, daß Sie sich diesen Winter nicht wohl fühlen, alle beide nicht. Die Fernen können nur für Sie trauern und mit Ihnen in Liebe vereint sein. Gott wende alles freundlich.

Mein Freund Reich ist am 28. Dezember nach Basel zurückgekehrt, wir begleiteten ihn von Karlsruhe bis Baden, allerdings nur eine Schnellzugs-Halbestunde, die im Nu verflogen war. Er kehrt viel wohler heim; vielleicht auf Jahre hinaus der Rüstigkeit wiedergegeben.

. . . Wir sind seit Sommer 1864 eng verbunden, nie trat etwas zwischen uns, Sehnsucht nacheinander zog immer, immer den einen zum andern, wir reden miteinander ohne Rückhalt, wir schweigen zusammen ein köstliches, ausruhendendes, vertrauendes Schweigen, seine Kinder sind völlig bei uns im Herzen zu Hause und hoffen wir, daß sein Enkel die Freundschaft mit unserem, ihm gleichaltrigen Kleinen fortsetzen wird.

Ich spürte dem „Hermann“ in Ihrem Tagebuche etwas ab, wir redeten davon und trafen innerlich das Richtige, daß Professor Dettli gemeint sei, konnten wir natürlich nicht ahnen, ich wußte nicht, daß Sie ihn kennen. Ich habe seine gesammelten Aufsätze gelesen und eine große Verehrung für ihn daraus gewonnen; darin bin ich recht sehr Kind unserer Zeit, daß ich zu einem Theologen, der zu aller weltlichen Wissenschaft und Kunst ein helles und gescheites Verhältniß hat, mehr Zutrauen habe, als zu einem, der nur in seinen theologischen Dingen zu Hause ist. Kingsley ist mir darum so anziehend. Wo ich auf die echte Weite stoße, wird es mir immer warm ums Herz, es ist etwas so Schönes und Großes um weite Horizonte über das Leben hinaus, in die Tiefe hinab. Darf ich gestehen, daß mich Ihre Erwähnung der George Eliot im Büchlein innig freute, auch um vieler Leser willen: wer ihnen fernsteht, gar nichts von Ihnen weiß, der sieht mit solch einer beiläufigen Erwähnung, daß die Verfasserin dieser Geschichten, die zum Teile ihren *a u ß e r e n* Stoff in kleinen Verhältnissen, bei kleinen Leuten holen, in einer Gemeinschaft steht, die alles Große aller Zeiten verbindet.

Wenn in den Bänden, die Sie eben haben, nicht Storms „Eine Halligfahrt“ steht, so muß ich Ihnen diesen Band noch schicken. Diese Erzählung ist für mich ein Maximum seiner Kunst zarter, wortloser Andeutung. Mir ist nie eine Zeile gelungen, die von fern an diese Kunst erinnerte. Ja „Späte Rosen“ ist vortrefflich. Ich gäbe etwas darum, wenn ich einmal genau erführe, wie Storm dem Ewigen gegenüberstand, er war natürlich zu groß, um die Rätsel des Lebens materialistisch zu lösen, aber ich glaube, daß er nicht den vollen Mut hatte, an den Lebendigen Gott zu glauben. Keine seiner Menschenseelen, die er so liebevoll entziffert und darstellt, begreift ihr eigenes Schicksal religiös und tut innere Lebens- und Willensarbeit auf Grund des Glaubens ■■

ein ewiges Gesetz. Daß ~~an~~ seiner Stellung zur Religion die Umgebung schuld sei, „norddeutsche Orthodoxie“ u. dgl., ist flaches Gerede, jegliche Stellung zum Ewigen ist selbst biographisch, inmitten von Heuchlern wächst die angeborene Religion tannengerade in die Höhe, inmitten von idealen Christen zeigt sich in einer rein diesseitig gerichteten Seele der „Abfall“ vom Bekenntnis der Kindheit mit unwiderstehlicher Kraft. Auch bei Turgenjew ist es so wie bei Storm, ein gewisser Respekt vor dem naturwissenschaftlich nicht durchscheinend zu machenden Welträtsel, aber eine tatsächlich religiöse Indifferenz. Wenn man nur mit diesen Männern, diesen reichen, vielkundigen Suchern, hätte reden können, um zu erfahren, was sie hinderte, vom lebendigen Gott zu reden. Nicht Feigheit war es. Turgenjew hat einmal eine lange Nachtfahrt hindurch von Berlin nach der russischen Grenze mit einem Bekannten über religiöse Dinge geredet, leider hat der Berichtstatter den ganzen Inhalt des Gespräches verschwiegen, außer der einen Tatsache, daß ihm Turgenjew gestand, daß er sich nicht dem Glauben an Gott entziehen könne. Vielleicht ging es ihm wie Carlyle, dessen Schweigsamkeit über religiöse Dinge auf der genauen Kenntnis der menschlichen Worte und der Ohren der Zuhörer ruhte.

. . . Für die Marken sage ich auch herzlichen Dank. Meine kleinen Sammlungen sind auch ein poetischer Winkel für mich. Ich genieße die künftige Freude meiner Kinder voraus. Unser kleines Museum ist schon recht schön gefüllt, die Münzensammlung gibt ein abgerundetes Bild des alten deutschen Zustandes von 1813, und die Marken sind Zeugnisse der Wandlungen im 19. Jahrhundert. Wenn ich diese Vorräte ordne, so geht die Geschichte und gehen Jugenderinnerungen immer mit.

Ich muß Ihnen nun noch ein wenig von Weihnachten erzählen; eigentlich war dies liebe Kapitel für meine Frau offen gehalten, aber sie kann heute nicht schreiben. Da verlieren Sie nun etwas, denn wenn sie Erlebtes erzählt, erlebt sie es noch einmal. Hanneli hatte noch so viel klare Erinnerung an die Weihnacht 1898, daß sie sich so recht schon freuen konnte, Gerhard wußte nicht, was sich vorbereitete. Um 5 Uhr zündete ich den Baum an, eine schöne stubenhohe Edeltanne, die kleine Hausgemeinde sang am Klavier und dann rief das Glöckchen. Gerhard fuhr auf ein Püppchen los

und drückte es an seine Wange und sein Kinderherz, Hanneli aber sah ernst und froh den Baum an. Von Basel war den Kindern ein Schaukelpferd beschert worden, Gerhard umging es im weiten Bogen, er hielt es für ein lebendiges und jedenfalls nicht ganz wohlwollendes Wesen, Hanneli aber wollte gleich hinauf. Unser liebes St. Galler Geheimnis hüteten wir auf das allerletzte, damit wir es als letzte und größte Gabe hätten. Hanneli hat eine Zimmerschaukel bekommen, als ich sie einmal schaukelte, sagte ich dazu: „Mein Kindlein fliegt wie ein Sternlein am Himmel, wie ein Vöglein in blauer Luft, wie ein Schmetterling im Blumenduft“, seither sagt sie immer, wenn ich sie schaukle: „Papa, sag’ das vom Vöglein!“ Dann muß ich ihr die paar Worte wiederholen, und sie freut sich darüber.

Wissen Sie, daß Hanneli nach Ihnen Dorothea heißt? Als wir das Kind erwarteten, suchten wir uns die Namen für ein Mädchen nach unserem Sinne und wählten Johanna Emmy Dorothea Elmire: Johanna weil wir den Namen an sich lieben, Emmy um des Mütterleins willen, Dorothea um Ihetwillen und Elmire nach meiner lieben herrlichen Mutter.

Nun — ade! Wir sprechen Ihnen am Schlusse des alten Jahres noch einmal unsere Anhänglichkeit und herzliche und zu-träuliche Liebe aus. Das neue Jahr sei Ihnen ein Jahr des Fort-schrittes in den Kräften und der Tröstung aus himmlischer und irdischer Liebe.

\*

\*

\*

Das eingeschlossene Gendtschreiben ist das Werk einer italienischen Pfarrfrau, Adele Lopresti-Zalla, die vor 19 Jahren meine Schülerin im Prinzessin-Wilhelm-Stifte war, eine edle, starke, kühne, brennende und sehnliche Seele; sie hat hundert solcher Blättchen mir geschickt, damit ich sie nach den Ferien verteile. Ein köstliches Herz!

Die im letzten Druckabsatze erwähnte „passende Inschrift“ meint den Spruch, den wir über unser neues Seminargebäude 1890 gesetzt haben: „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang“. Mein Amtsvorgänger war bis 1882 ein getaufter Jude (ohne Erfolg getauft), und der Religionslehrer stand in keiner Beziehung zum Ewigen. Damals schauten die tiefen

Augen der jungen Italienerin mich flehend an, seitdem hat sie nicht mehr von mir abgelassen. Sie betet für mich, damit ich mehr „Christ“ werde, als ich es nach ihrem (und meinem) Urteil bin.

Von Hermann De ser.

Lieber Herr Schlatter, als Ihre schöne Weihnachtsgabe vor uns lag, empfand ich eine Sehnsucht, die diese Tage her immer wach geblieben ist; mit Ihnen möchte ich in einer Stadt leben, ich käme immer zu Ihnen, wenn Sie mich auch gerne hätten, und wir sprächen zusammen, das, was sprechen heißt: „Wesenhaftes und Wertvolles miteinander austauschen!“ Uns St. Galler-Karlsruher Verbundenen ist das Glück zuteil geworden, daß wir uns frei von irdischen Beziehungen zuerst in unserem Wesen begegneten und ergriffen, daß wir uns zuerst in unseren zeitlosen Anliegen kennen lernten. Nach meiner Erfahrung kommen sich Seelen nie ernsthaft nahe, die sich auf dem sogenannten „gemeinsamen Boden christlicher Bestrebungen“ etwa begegneten, oder durch Vereinsbeziehungen sich trafen, oder politische Gemeinsamkeiten hatten — nein, diese „Gemeinsamkeiten“ trennen alle Seelen, die sich nicht vorher zeitlos erkannt hatten. Erst wo das war, da verträgt man sich ja dann auch in den zeitlichen Dingen, andernfalls ist einer dem andern unerträglich, auch wenn man sich „Bruder“ nennt oder gar „Bruder im Herrn“. Wie gerne lebte ich in Ihrer Nähe, wir haben so viel Einklang, ich merkte es an jeder Ihrer Lebensäußerungen. Ihr liebes schönes, ernstinniges Werk kommt meinem Schreibpültchen gegenüber an die Wand, zurzeit steht es im Weihnachtszimmer auf einer kleinen Staffelei. Sie sind mir der lebendige Beweis dafür, daß Kunst Beseelung ist — wissen Sie noch, wie Sie so lebhaft sagten, der rechte Künstler wolle nur die Natur, und wenn es sich um Adams Raue handle! und wie ich Ihren Satz ergänzte: Ja, aber durch dies Stück Natur müssen wir die von ihr ergriffene Seele des Künstlers spüren! Das war auf dem Wege von dem lieben Haus der St. Galler Freunde zum Bahnhofe. Und nun floß da Ihr liebes Wort in dieses prächtige Rahmenwerk und sagt dasselbe.

Herzlichen Dank für jeden Schnitt in das Holz, durch den das liebe kleine Werk so ward, wie es nun ist.



Nehmen Sie mit dem kleinen Brieflein vorlieb, ich habe nun auch ein wenig das Neujahrsgebränge um mich, obgleich wir keine Karten schicken, aber das Wenige, das wir schreiben, soll mit gesammelter Seele geschrieben werden und jedem seine Zeit gegönnt werden. Das neue Jahr sei Ihnen ein liebevolles, gütiges, helfendes.

■                      \*

\*

Als meine Frau eben die beiden Briefe las, sagte sie: „Jetzt hät de Här Schlatter nur so e kleins Briesli beko' und er isch doch so e liebe Ma!“ Da habe ich etwas Liebes von Ihnen und der Frau Schlatter gesagt, das Sie sich selbst sagen können.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 22. Januar 1900.

Ihr herrlich langer Brief war meines Mannlis und meine tiefe große Freude. Ich zehrte daran in meinen bangen Stunden und machte es dabei wie die lieben Kuhlein auf der Weide. Es schmeckte immer wieder gut.

Unterdessen haben Sie Ihren großen Arbeitswagen wieder ein Stück vorangezogen und da einen reichen Ballen abgeladen und dort ein Nüßlein keimkräftig und lustig fallen gelassen. Wie reich ist Ihr Leben gegen das unsere. Es ist wie das Gleichnis von den zehn Städten! Aber ich denke so gern daran, es ist wie wenn ich als Kind lauschte der Mär: Und es ging aus von Eden ein Strom, zu wässern den Garten. Der Strom bringt ja auch mir seine Tropfen.

Wir rücken allesamt voran im Sturm. Mein I. Mann genießt ihn herrlich; er versteht ihn am besten, ist ihm geistig am verwandtesten. Die „Halligfahrt“ hat wunderschönen Kolorit. Es weht einem wunderbar frische Seelust ums Haupt.

Besonders ergriffen hat mich aber die „Deutsche Liebe“. Es sind dort Gedanken ausgesprochen über die Liebe, wie sie nicht schöner hätten gegeben werden können. Ich suchte immer nach einem Motiv, das mir meine Idee ganz gegeben hätte, nur liegt sie reich und groß verarbeitet vor mir, und ich kann's nur anstaunen. Ich sehe jetzt auch, wieviele unserer besten Federn bei Sturm gelernt haben. Er ist eine rechte Bereicherung für mich



geworden und gehört zu unserem Seidel\*), den wir Wort für Wort kennen. Daneben lesen wir einen Raabe, dessen psychologischer Scharfblick alles übertrifft, was ich je las.

Den 23. Januar. Sie freuten sich in meinem Büchlein, daß ich George Eliot erwähnte? Denken Sie, mich quälte dieses kleine Aushängeschildlein. Als ich jung war, fand ich solche hübsch und brauchte sie gern. Jetzt vermeide ich sie absichtlich. Ich meine, man sollte die Bildung anderswo merken und wenn mich die Leute zu den „kleinen Leutlein“ rechnen, — gut — mir ist's recht, ich gehöre zu ihnen. Dort finde ich oft erstaunlich viel mehr Herzensbildung als bei den großen Toiletten. Ich komme mit fast übertriebener Angstlichkeit zum Standpunkt, nicht mehr scheinen zu wollen, als ich bin. Ich möchte aus mir heraus sein, was ich zu sein habe in voller Wahrhaftigkeit. Vielleicht ist's der Schmerz, der mich so auslaugt, vielleicht sind es einige Momente meiner Umgebung . . .

Wenn der liebe Gott meinem Mann nur etwas Kraft läßt. Er ist so viel unwohl und dabei etwas nutzlos in seinem nicht leichten Lebensverhältnis. Es ist eben ein Kampf mit äußerer und innerer Hemmung. Gott sei Dank, der uns in unserer Liebe eine nie versiegende Lichtquelle geschenkt hat.

Von Hermann Dezer.

Karlsruhe, 24. Mai 1900.

Seit Ihrem lieben Rärtchen haben wir wenigstens eine halbe Vorstellung, wo Sie beide leben. Es ist uns dies Versam\*\*) seit Ihrem Briefe vor der Abreise zu einer lieben Plage geworden, erst suchten wir es mit heißem Bemühen auf der großen Schweizer Touristenkarte und fanden es und dann kamen so frohe Frühlingsbotschaften von dort in Blättern und Blüten, daß wir es sehen müssen, dies Versam, das uns so unbekannt war. Wenn wir im Herbst nach Grabs kommen, dann gehen wir auf einen Tag hin und schaffen uns auch diesen neuen Rahmen

\*) Heinrich Seidel, besonders bekannt durch seinen Leberecht Hühnchen.

\*\*) Große Ermüdung Salomon Schlatters hatte das Paar zu einem acht Wochen dauernden Aufenthalt in Versam im bündnerischen Ober-Rheintal gezwungen.

um Ihrer beiden uns so herzlich liebes Leben und Bild. Verstehen wir Ihre Karte recht, so bleiben Sie noch einige Wochen dort. Und dann wächst dort zwischen Lärchen und hinter Fels-  
eckchen eine Erzählung für die Christoterpe dieses Jahres. Es wird erst im Juli gedruckt. Es freute mich von Ihnen zu hören, daß Sie sich die Mitarbeiterschaft an diesem Jahrbuche wünschten, mir ist es auch so gegangen und ich schätze kein Ränzlein für meine kleinen Ansprachen so sehr wie dieses. Die Christoterpe geht in viele gebildete evangelische Familien niederen und hohen Ranges. Bei Randern hält eine Müllersfrau dieselbe schon viele Jahre, und die Fürstin Reuß hält sie auch. Das Buch geht in großer Anzahl zu deutschredenden Christen nach Amerika. Und so kann man mit mancherlei Geistern an mancherlei Orten stille Zwiesprache halten. Ich schreibe eben fleißig an meinem Christoterpebeitrag, aber es ist eine neue Art des Fleißes. Sonst schrieb ich das innerlich durchorganisierte in einem Zuge nieder, diesmal will der von der Influenza verwüstete Kopf das nicht leisten. Ich schreibe immer nur absatzweise und muß dazwischen tagelang innehalten. Zum Glück stand mir das Ganze schon in voller Klarheit vor dem inneren Auge. Ihre liebe Bildergabe wird sich Ihnen in meiner Novelle noch einmal in einem kleinen Abschnitt dankbar vor Augen stellen.

Meine Arbeit erinnert mich an einen Streit, der noch unausgefochten zwischen uns schwebt. Wenn ich nicht die „Deutsche Theologia“, die ich so sehr liebe, in einem meiner Büchlein genannt hätte, so wäre kein liebes Brieflein von St. Gallen gekommen, mich nach der „Theologia deutsch“ zu fragen, und ich schriebe heute nicht an Sie und Ihren lieben Mann. Man erwähnt ja nicht große bedeutende Sachen und Menschen, um sie zu erwähnen, sondern es ist eine Tat der Liebe und Dankbarkeit. Plato, Michelangelo, Shakespeare, Goethe, Carlyle, Kierkegaard, J. Böhme und St. Martin benütze und nenne ich gern, ich schreibe entweder von Seelen, die sich dort nährten, oder ihre Erwähnung dient an ihrer Stelle als Symbol, ich müßte meine innere Art verfälschen, wenn ich die Hindeutung auf die mir nächst der Bibel höchsten Güter unterließe. Das ist alles so natürlich, daß ich denke, es hätte im Grunde kein Gegensatz zwischen uns bestanden und als könne nur irgend ein schiefer Aus-

druck in meiner Freude, daß Sie George Eliot im letzten Buche erwähnten, den Schein eines Gegensatzes geschaffen haben.

Es ist sehr lieb von Ihnen beiden, daß Sie mir einen Lebenswunsch erfüllen wollen. Ich hatte einmal vor Jahren einer Malerin eine Idee für ein Exlibris mitgeteilt und sie schuf ein Gebilde, das eher ein Plakat für ein Zuchthaus als ein sinniges Buchschildchen war. Seitdem hatte ich manchmal gedacht, o, wenn Schlatters mir eines zeichneten. Ihres ist ein prächtiges, tiefes Geisteslied. Natürlich denken wir nicht, daß Sie anders als einmal, wenn Zeit und gute Stunde sich treffen, an uns denken. Das Wort meiner Frau bezog sich nicht auf ihre Bitte, sondern war ein Eingeständnis ihrer kindlichen Freude, mit der sie jedesmal auf eine Antwort von Ihnen hofft, noch ehe ihr eigener Brief so recht abgegangen ist. Ein Brief von Ihnen, liebe Frau Schlatter, ist ihr ein Fest und sie macht mir ihn zum Fest. Die Post kommt, während ich in der Schule bin, und ist etwas von den St. Galler Freunden dabei, so liegt es nicht da wie das erste beste Schriftstück, sondern es muß erraten werden, oder es liegt unter der Serviette, oder ich muß „etwas“ suchen, und was so ein junges glaubendes Herz erfindet.

Jetzt neigt sich der mit Leidenschaft von mir verfolgte afrikanische Krieg zu Ende und das Unrecht siegt. Kein Wort des Evangeliums sagt, daß auf der Erde das Recht siegt, und der Gang der Wirklichkeit entspricht dem ganz. Das Evangelium fordert nur, daß das Schwälblein des Glaubens sein Nest inmitten aller Wirrsal und Schlechtigkeit ungehindert baue. Man erliegt aber fast der Versuchung, die Verurteilung, die das Volk im ganzen als derzeitiges geschichtliches Ergebnis trifft, auf den einzelnen auszudehnen. Es ist mir immer als ein Zeugnis erbärmlichen Zaunkönigtums erschienen, wenn ich auf Abneigung gegen fremde Völker stieß, auf Abneigung gegen die Mitglieder eines fremden Volkes, nur weil sie dorthin gehörten, an dem geliebten Turgenjew stieß es mich immer, wenn er die Engländer in seinen Geschichten mit offenkundiger Abneigung zeichnete, ich fordere von einem liebevollen, sittlichen, religiösen und gebildeten Menschen, daß es für ihn keine Stammes- und Völkerabneigungen gibt. Storm hat sie nie, aber — fraß an einem der Groll gegen dieses England, und ich mußte mich immer an Shafe-

speare, Carlyle, G. Eliot, Burne Jones und Rossetti erinnern, um nicht den Gassenhaß gegen die und den Engländer in mir groß werden zu lassen.

Emmy sang am Sonntag in der Stadtkirche, ihr Gesang flog vom Himmel hernieder. Sie füllte den großen Raum süß und klar.

Unsere Kinder sind eben köstlich. Wäre ich nicht müde, so erzählte ich Ihnen, aber es wird nicht vergessen.

Leben Sie beide wohl, herzliche Freunde.

Von Dora Schlatter.

Bersam, 30. Mai 1900.

Das ist ein seltenes Ereignis, daß wir zwei am selben Tisch dieselbe Anrede schreiben. Unsere Gedanken umwoben Sie alle diese Tage, so oft die spitze Feder die Strichlein zog für Sie\*). Wissen Sie, es fehlt uns nur eins: wir möchten Ihr und Frau Emmys Gesicht sehen, wenn Sie die Symbolik deuten in Ihrer Weise. Ein einziger Blick würde mir sagen, ob Sie zufrieden sind. Ich hätte Ihnen ein anderes Motiv gemacht, wenn es darstellbar gewesen wäre mit der Feder allein.

Wie spannen Sie mich auf Ihren Beitrag in die Christoterpe! Ich freue mich auf die lieben alten Bildchen. Sie sind so herzlich, einfältig und doch so tief. Ob ich sie wiedererkenne?

Mein Beitrag ist in diesen langen Regentagen fertig geworden. Er ist sehr einfach und schlicht. Motive lagen längst klar und fertig in mir. Ich hätte gern etwas tiefer ins Seelenleben gegriffen, aber man muß eben schreiben, was quellen will, daneben bohren nützt nichts.

Zwischen Ihnen und mir wird die Streitart nie zum Streich ausholen. Wenn Sie die lieben Geistesfreunde zitieren, dann ist es etwas ganz anderes, als wenn ich es tue. Als ich in meiner „Steinigen Fluh“ St. Martin zitierte, da tat ich's mit gutem Gewissen, weil dieser Mann ein Stücklein meines eigenen Empfindens geworden ist. Ich möchte immer so schreiben und sein wie ich bin und nicht etwas vorstellen und machen. Sie sind ja auch ganz so wie Ihre Büchlein sind; es war solch ein köstlich Zusammenfinden vom geschriebenen Wort und der Persönlichkeit.

---

\*) Schlatter zeichnet ein Exlibris für Dora.

Bei uns lebt leise und zart die Hoffnung, daß wir Sie nochmals in unserem Häuslein sehen dürfen, wenn wir weltfremde Eremiten nicht zu verwunderlich sind für Sie und Ihre liebe Frau. Ich wußte gar nicht, daß sie singen kann, und freue mich nun sehr über die Bereicherung Ihres Lebens. Es ist alles Ahnung, Vorbild vom Liebe der Gottesstadt, zu der immer klarer und voller unsere Seele sich richtet. Wie oft sage ich auch hier beim Anblick der weißen Berge oder der strebenden Tannen oder der lieblichen Blumenwelt: „Selig, wer drinnen z'wohnen hat“.

Wir fühlen wie Sie im Blick auf die armen Buren. Es war uns ein herzliches Anliegen, Gott zu erkennen im Weg mit ihnen, schien es uns doch, als sei der Krieg eine e t h i s c h e Frage. Nun siegt die Kraft d i e s e r Welt. Sie haben aber recht, der Glaube muß auch hier hervorbrechen als etwas Unbesiegttes und das letzte Wort über England hat Gottes Geschichte noch nicht gesprochen.

Wir denken viel, viel an Sie beide in herzlicher Teilnahme und Liebe und wünschen Ihnen freudigen Mut zum Unterricht.

Von Hermann Defer.

Karlsruhe, 2. Juni 1900.

Lieber Herr Schlatter, wir senden Ihnen heute treue Freundeswünsche zum Beginn Ihres neuen Lebensjahres. Gesundheit und lange Fortdauer Ihres Herzensglückes, und über beidem die Liebe Gottes sei das Geschenk, das aus Seiner Hand zu Ihnen kommt. Wir senden Ihnen leider uneingebunden das englische Heft, das über die dekorative Kunst des Freundes von Burne Jones — William Morris — schöne Auskunft gibt, es sollte mitfolgen das entsprechende Burne-Jones-Heft, aber es war nicht so, daß es auf einen Geburtstagstisch niedergelegt werden konnte. Es kommt einmal in rechter Gestalt. Für Sie bestimmt sind kleine Wiedergaben von drei Blättern des Albrecht Dürer: die Melancholie, der heilige Hieronymus und Maria und Joseph in ihrer Häuslichkeit. Welches der Blätter haben Sie schon?

Und nun mein Herzensdank für Ihr schönes, edles Exlibris-Blatt: als ich den Brief geöffnet hatte, und es sah, sagte ich zu meiner lieben Frau: wie hübsch, wie hübsch und immer wieder sagte ich so. So lieb, so verpflichtend ist das Bild und im einzelnen so unglaublich reich und sinnig, der Durchbruch in der Stuhllehne



als Ihr Zeichen, die vollkommene Schönheitslinie im Blumenkelch und Nelke, der Sonnenschein und der Schatten in Büzenscheibe und Fensternische und meine drei von Gott mir geschenkten Pensees und die ganze Innigkeit und Heimlichkeit dieses auf Sonne, Berg und Himmel gehenden Ekleins — vielen, d a u e r n den Dank! Dank für jedes Strichlein, das der ausruhende Mann in Versam trotz aller Müdigkeit mit seinem freundlichen Sinn gefunden und gezogen hat.

Das muß nun heute unsere ganze Antwort auf Ihre zwei lieben Briefe sein. Ich bin heute mit meiner Novelle fertig geworden und habe Gott gedankt, daß er mir die Vollendung geschenkt hat, denn es ging l a n g s a m. Frau Emmy grüßt Sie beide mit mir treulich und liebend.

Von D o r a S c h l a t t e r.

St. Gallen, 23. Juli 1900.

Es ist mir zwar nicht einmal ganz klar, ob mein Besuchlein Ihnen willkommen ist, denn Hitze umgibt Sie. Sie schleicht durchs Fenster und durch die Straßen und steigt brodelnd auf aus dem Examenzimmer, wo die kleine Weisheit der Seminaristinnen sich zum Fluge hebt. Vielleicht waren Sie ein zu guter Lehrer, als daß Sie erleben mußten, was mir in so heißer, schrecklicher Erinnerung lebt, daß einem am Examentag Offenbarungen zuteil werden von dem Unverstandenen und Mißverstandenen in den jugendlichen Köpfen, darob einem fast der Mut entsinkt. Gewiß aber ist, daß Ihnen längst die Erfahrung die sichere und frohe Hoffnung mitgegeben hat, daß viele, viele Saatkörner schlummern und liegen im jugendlichen Grund und einst d e n n o c h e r w a c h e n. Man entwickelt sich schrecklich langsam. Ich z. B. kann gar nicht mehr ansehen, was ich in meinen Berner-Jahren schrieb. Es ist so schrecklich körperlos.

Von Herzen wünsche ich, daß diese Schlußtage mit Ihren Töchtern freundlich verlaufen und Sie sie hinausziehen lassen in den Beruf als Leute, die den Funken der Begeisterung für denselben in sich tragen.

Sie sind allein, lieber Herr Doktor, Frau „Freundlich“ ist in Basel und die Kinderlein haben kein Abendküsslein für den Papa. Wie lang werden Ihnen die Tage vorkommen. Aber bald winkt



auch Ihnen die sonnige freie Bahn dem Asyl im Rheintal entgegen. Wie herrlich friedvoll werden die Wochen dort sein, alle auf der Alpenweide!

Wir freuen uns für Sie alle und pflegen auch in unserem Teil auf unserem Bergli ein kleines Blümchen: Speranza! Mein lieber Mann möchte Sie gerne wiedersehen, wenn das Aufgebot an Eisenbahnstunden Ihnen nicht zu groß erscheint, gegenüber dem kleinen Gewinn in unserer Eremitage.

Ich hoffe, daß mein Kopf sich ungefähr so weiter schleppt wie bisher, ohne mich ganz zu knicken. Leicht war mein Leben alle diese Wochen nicht; es ist ein Kampf aufs Blut und oft sinke ich mutlos nieder, wenn jeder Tag dieselbe Forderung der Tapferkeit an mich stellt. Mein l. Mann wandert mutiger seinen Weg; ich bin sehr dankbar dafür. Schwach bleibt er eben, das wird nie mehr anders, aber innerlich trägt er das Entsagen und Mühen leichter.

Wir führen ein stilles Zusammenleben in unserem grünen kleinen Heim, buchstäblich „mit dem lieben Gott und den Blumen allein“.

Wenn Sie an Ihre liebe Frau schreiben, sagen Sie ihr meinen besten Gruß. Herzlich begleiten wir Sie auf der staubigen Straße bis zum sonnigen Grabs.

Von Hermann De ser.

Pfarrhaus in Grabs, 8. August 1900.

Nun sind wir wieder Nachbarn, über die zerrissenen Spitzen, mit denen das Appenzeller Land sich über Grabs und Gams mit St. Gallen berührt, hinüber können wir Ihnen die Hand reichen. Am 3. August mittags standen wir wieder in dem lieben Pfarrhaus und hörten wieder die mächtigen Glockenschläge aus nächster Nähe. Am 17. Juli waren meine Lieben nach Basel gefahren, am 29. Juli nachts konnte ich folgen, und nun sind wir im Lande des Friedens, und Tag für Tag wird etwas von der übergroßen Müdigkeit aus der Seele und dem Körper unmerklich entfernt und dafür ein Stückchen Hoffnung, ein Stückchen Mut und ein Bündelchen Pläne eingesetzt. Andere Arbeit als am Ufer sitzen und die Wellen wandern sehen, tun wir nicht, Frau Emmy ist glücklich, das ist ihr Tun, ich freue mich an ihrer Freude,

das ist mein Tun, die Kinderlein atmen die Welt ein, parzeln auf der großen Laube herum, machen mit Lydia Wanderungen, brüllen, wenn Kühe und „Kösser“ austauschen, jauchzen, wenn sie vorüber sind und gedeihen. Wir sind immer zusammen, „wir“ zwei, wenn ich bei Stimme bin, lese ich vor, wir haben mancherlei mitgebracht und haben mit „Fromont jeune et Risler aîné“ den Anfang gemacht, dann sollen Goethes „Wahlverwandtschaften“ an die Reihe kommen, dann der höchst wertvolle „Tino Moralt“ Ihres Landsmannes Siegfried, und dann — und dann, wie es sich fügt. In den Ferien erzeugt der Tag den Tag.

Aber einen Tag wollen wir als hoffende und sehrende Menschen und den müssen Sie uns setzen: das ist der St. Galler Tag. Wir freuen uns so herzlich darauf, Sie besuchen zu dürfen. In dem Kärtlein, durch das Sie uns den Ihnen genehmsten Tag nennen, erbitten wir auch den Namen Ihres Versamer Gasthauses, denn nach Versam zieht es uns auch ■■■ Ihrer beider Willen ganz besonders.

Herzlich danken wir Ihnen für Ihre lieben Briefe, mit denen Sie jedem der getrennten Liebenden ein Freundeswort gegönnt haben. Sie leben so liebevoll mit uns und zeigen es auch, so wenig Ihre Kraft an sich es erlaubt. Wir müssen uns fast schämen, daß der 8. August herangekommen ist, bis Sie von uns ein Lebens- und Liebeszeichen erhalten. Aber wir schämen uns nur f a s t, denn Sie beide hadern nicht.

Meine Schrift ist heute ein unvollkommen Ding, ich schäme mich fast, aber die Tinte, die Feder, mein Kopf und der Strom feuchter Luft, der zum Fenster hereindringt, und wahrscheinlich noch andere unerkannte Ursachen sind die Schuld daran. Mein Herz ist Ihnen fröhlich zugetan und steckt nicht in den häßlichen Buchstaben.

Leben Sie beide wohl. Wir freuen uns auf das Wiedersehen.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 9. August 1900.

Liebe Frau Doktor, das war ein köstlicher Morgengruß, den heute die Post brachte. Wir danken zweistimmig dem lieben, verehrten Herrn Doktor dafür . . . Es weht aus dem Brieflein solch köstliche Ferienstimmung — Oberlandsluft, einzig schöne

friedliche. Sie kommt wohl herunter geströmt von den Höhen des freien Toggenburg. Wir freuen uns für Sie und die Kinderlein.

Wir freuen uns, Sie zu sehen, bald, bald. Wir freuen uns, ein neues Süßlädchen zu gewinnen in Ihre Seele und ein neues Fensterlein in Ihren Geist. Vergessen Sie nicht, daß Sie als die Geistig-Reichen zwei ganz armen, einsamen Seelchen gegenüber-treten, die kaum mehr wissen, wie gebildete Geister denken und leben. Seit Ihrem letzten Besuch sah ich keinen Menschen mehr Ihrer Art. In Versam sah ich viele „Seelen“, aber sie kannten die Welt nicht. Kommen Sie nächste Woche, oder übernächste . . .

Also sehr bald sehen wir Sie. „Möge Gottes schönster Stern darob leuchten“, sagt die Schweizer Festphrase — nein, mögen wir uns freuen an der tiefsten, innerlichsten Gemeinschaft. Viel Freude wünscht Ihnen jeden Tag bei Wellen und „Rössern“ und Bergen Ihre  
Dora Schlatter.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 27. August 1900.

Liebe Frau Doktor, mit sehr betrübtem Herzen komme ich zu Ihnen, Ihnen zu sagen, daß wir am Donnerstag auf Ihr l. Besüchlein verzichten müssen.

Die bange Ahnung, die seit Monaten über meiner Seele schwebte, hat sich am Samstag zur dichten Wolke entwickelt. Mein lieber Mann ist von einem schweren Unfall gepackt worden . . . so daß ich meinte, es sei der Todeskampf. Es war ganz eigen, so allein mit ihm im Kämmerlein, gepackt von der schwarzen Faust.

Das Sterben ist immer etwas Entsetzliches, ich fürchte mich vor diesem grauenvollen Weg . . . Jede kleine Aufregung und wäre sie noch so freudiger Art, muß nun vermieden werden. Mein liebes Mannli ist sehr betrübt, daß er Herrn Doktor nicht sehen soll. Er hat sich so viele Wochen darauf gefreut, weil er sich von Herrn Doktors Kunst- und Naturauffassung so angeheimelt fühlt.

Ach, liebe Frau Doktor, es ist mir ein s c h w e r e s Entsagen, Sie nicht zu sehen. Es ist so lange mein kleines Sternlein gewesen . . .

Ich bin zittrig im Herzen und in allen Nerven, die in hochgradiger Spannung sind. Der Trennung ins Auge geblickt zu haben, durchschüttert mich. Begreifen Sie das? . . .

Von Hermann Deser.

Grabs, 28. August 1900.

Herzlich verehrte Frau Schlatter, Ihre Zeilen erreichen uns eben und sagen uns, daß Sie alle leiden. Liebe Freunde, wir wollen Ihnen mit Liebe und Gebet Mitthelfer sein, daß sich alles freundlich wende. Wenn Ihr Ruf doch noch kommt, wollen wir zu Ihnen kommen, wenn Sie uns nein sagen müssen für 1900, so hoffen wir auf 1901, es ist uns beiden zu Ihnen beiden ein schöner geweihter Gang zu dem Altar, auf dem Gottes liebste Güter stehen. Wir hören noch von Ihnen, Sie von uns. Lieber Herr Schlatter, Gutes, Gutes wünschen wir Ihnen,

heute und immer treu

Frau Emmy und Hermann Deser.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 7. September 1900.

Ihre lieben Disteln hängen in der Laube (in der der wüste Türkenbund blüht) und öffnen sich der Sonne. Vielen Dank dafür und für alle Grüße von Versam und von Grabs, für alle Liebe und alles Verständnis. Es ist mir ein tren Geleite auf dem engen Weg.

Wir lebten Versam wieder durch! Daß Sie unten an der Brücke beim Lendi ankehrten, dessen Geschichte wir genau kennen lernten! Sein Söhnlein, der Geißbub, ist unsere Freude gewesen alle Tage. Wir haben ihn lieb. Und mit Jehli fuhren Sie? Das ist ein köstliches Menschenkind, so trocken und so heiß zugleich. Ich habe ihn mit Interesse studiert.

Mein I. Mann kehrt immer wieder zu Versam zurück und labt sich in der Erinnerung. Er hat dort Sonne geholt für die dunklen Tage . . .

Der Schmerz, daß ich Sie nicht sehen durfte, zuckt noch und wird bleiben den ganzen Winter. Aber ich habe alle Seelen- und Leibeskraft nötig, um voran zu kommen. Wenn jetzt ein

Sturm über mich käme, wäre es sehr schlimm für meinen I. Mann, der vollständig gebrochen ist in der Kraft. Ich sah es ja längst, wie mühsam er lebte und wie klein seine Kraft war. Nun hat der Sturm die Wurzel gelöst . . . Es zuckt mir immer in der Seele, wenn ich spüre, wie sein Herz sich still macht in Gottes Willen und das Ende ins Auge faßt. „In der Hand des Allmächtigen“, — es ist so wunderbar, sich so vollständig auf dem Boden des willenlosen Glaubens zurechtzufinden.

Und Sie, liebe Freunde, sehen die Ferientage schwinden? Ach, wie wird es Ihnen weh tun, zu scheiden vom stillen Land mit all seinem Frieden! Haben Sie das Gefühl neuer Kraft, neuen Mutes? Gott helfe Ihnen zurück und gebe Ihnen neue Arbeitsfreude und neuen Saatreichtum! Ihre liebe Geschichte in der (Christoterpe\*) ist ein köstliches Lustgärtlein. Mir kommt es ganz so vor, wie ein blumig Stücklein Erdreich, in dem man sich umsieht mit Wonne, lieblich und düstereich und ohne Schatten der Schuld. Sie haben die Momente und Bilder prächtig zusammengereiht, um den Lesern zu zeigen, wie der Mensch das wahre Leben kennenlernt, das tief innerlichste, verborgene. Es ist eine Menge von Reichthum verborgen, und so oft man's aufschlägt, immer findet man neue Lichtlein und neue Edelsteinchen. Mich freut immer Ihr herrliches Naturempfinden. Sie sehen so köstlich! Sie sehen, wie ein Maler sieht! Lichter und Farben und Wechsel der Stimmungen, wie sie selten ein Mensch sieht! Oh, wenn wir einmal zusammen könnten Natur sehen! Es wäre zu schön! Es ist mir ein neuer großer Beitrag zum Verständnis Ihres Geistes und Wesens . . . Mein I. Mann las Seite um Seite mit verklärtem Gesicht und lauschte dem Wehen der unvergänglichen Schönheit, die Sie uns ahnen lassen in jeder Zeile.

Nun leben Sie wohl, für heute! Ich denke, es ist mein letztes Brieflein nach Grabs. Herzliche Grüße senden

Cal. und Dora Schlatter.

Von Hermann Döser.

Sonntag, 9. September 1900.

Heute las ich in der Kirche ein Lied, das ich um Ihrer beiden willen aufgeschlagen hatte. — „Es glänzet der Christen inwendig-

---

\*) Christoterpe 1901. „Wie mein Großvater das Leben kennen lernte“, abgedruckt in „Aus der kleineren Zahl“.

ges Leben“, und ich war ganz bei Ihnen, Ihrer beider Leben steht in diesem großen heiligen Jubelliede, und wir wollen in dem Jahre, das Sie am 10. September beginnen, wiederum Ihre Schüler und Lernenden sein. Sie beide sind ein Feuerlein und Lichtlein für andere, und wir suchen immer näher in den Wärme- und Lichtkreis der zwei teuren Herzen auf dem Bergli zu rücken. Gottes große Lichter und Sterne sollen hell und freundlich auf die Tage scheinen, die morgen neu für Sie beginnen. Ein paar solcher Grüße aus der höheren Welt liegen auf Ihrem Geburtstagstische aus der Hand Ihrer Karlsruher Freunde. Dantes Neues Leben wird Sie in den Abschnitten erquickern, wo er mit sanfter Feierlichkeit den Gewinn seiner Liebe erzählt. Was er als Kommentar seiner Canzonen schreibt, darf ja ohne Sorge überschlagen werden. Die Auswahl aus Angelus Silesius und Saint-Martin ist sehr gut und doppelt merkwürdig, weil sie die Randbemerkungen einer als Intelligenz hochstehenden Frau enthält\*). Das Exemplar ist nach zweimonatigem Suchen durch den Antiquar in Kopenhagen erworben worden. Die Bleistiftstriche sind also von dänischer Hand. — Als eine späte Enkelin der Frau Anna Schlatter erkennen Sie Doktor Gollenbusch, die Auszüge aus seinem Tagebuch haben viel Ernstes, Kräftiges und Ehrliches. Schellings Alara ist ein Lieblingsbuch von mir; es ist ein Buch von drüben, und von jenem heiligen Ernste, mit dem die Vergangenheit schrieb. Wenn Herr Schlatter wieder sich erholt hat und mit dem Schnitzmesser hantiert, dann schneidet er vielleicht ein kleinstes Bücherbänkchen für diese Blätter heiliger Seelen, und er läßt dann so viel Raum, daß Ihre Treenen in Karlsruhe Ihnen noch einige solcher Bücher von drüben danebenstellen können.

Mein schönes Exlibris sollte längst in Ihrer Hand sein, als ich es empfing, rief ich Rudolf Reichs Vermittlung an, damit es ja v o l l k o m m e n hergestellt würde, seine Erkrankung verschob seine Mithilfe. Nun aber hoffe ich es Ihnen bald zusenden zu können.

Das Kärtlein aus Herr Schlatters Hand\*\*) hat uns sehr ge-

---

\*) Angelus Silesius und Saint-Martin. Auszüge, mit Randbemerkungen von Rahel, herausgegeben von Barnhagen von Ense. Berlin, 1834.

\*\*) Eine Postkarte, das kleinste Posthäuschen der Schweiz darstellend, die Salomon Schlatter für die Posthalterin gezeichnet hatte.



freut, denn es kam vom Bergli. Wir hatten es in Versam entdeckt, und unser erster Impuls war, Ihnen darauf einen Gruß zu senden, aber es war das letzte der Posthalterin, und so siegte unser zweiter Impuls, es als ein Werk unseres lieben Herrn Sal. Schlatter treulich zu Hause zu bewahren. Vor NeuKirch (im Sasiental) führt die Straße zwischen zwei alten braunen Hütten durch, sie verschieben sich im Kommen und Gehen so malerisch, daß wir sie die „Schlatterhäuschen“ nannten, haben Sie diese auch gezeichnet?

Unser nächster Gruß kommt nun, so denken wir, aus Basel, wo wir bei Rudolf Reich bis zum 17. September wohnen.

Leben Sie wohl, liebe Freunde. Schweigend wünsche ich Ihnen ernste treue Wünsche.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, November 1900.

Raum sind die einen Geburtstagslichtlein ausgelöscht, so zünden Ihre Kinderlein gleich die neuen an, und so gibt's bei Ihnen im Stadthaus einen hellen, hellen Schein durch alle Novembernebel hindurch.

Mein Brieflein bringt Ihnen nur wenige Worte, nur die Versicherung, daß wir beiden Gebengten herzlich an Sie denken und uns freuen, daß unsere Lebenswege sich einmal so recht nahe berührten. Wir wünschen Ihnen Gemeinschaft mit Gott in neuer, nie gekannter Weise fürs neue Jahr. Es bricht ja zuweilen durch die tiefste Angst und Not wie ein Strahl: „So sah ich dich noch nie! O heilig und selig ist deine Nähe!“

Gott gebe Ihnen auch Frucht und Segen auf Ihrem großen Arbeitsgebiet. Ich denke stets mit Freude und Interesse daran. Ist das alte Bildchen nicht rührend, wie sie nach und nach ihre Bündelein wegwerfen, je höher sie klimmen? Lachen Sie, daß ich's Ihnen sende? So etwas darf man nur bei Ihnen, aber bei Ihnen d a r f man's. Man schöpft manchmal aus so einfältiger Darstellung am meisten Trost.

Mir ging es wieder einmal anders als der „Christlichen Welt“ beim Lesen von Professor Harnacks Buch. Es hat mich mehr betrübt als gehoben.

Die ersten Vorlesungen enthalten wunderschöne Stellen und Lichter aufs Evangelium, und was er über das Unser-Vater und die Bergpredigt sagt, ist prächtig; aber im zweiten Teil ist mir seine Christologie doch erschreckend vorgekommen. Ich kann es Ihnen nicht in Worte fassen, weil diese zu ärmlich würden; aber ich habe plötzlich gemerkt, wie weit Harnack vom alten kirchlichen Bekenntnis steht. Ich habe mich auf einmal entfernt gefühlt von den Schreibern der christlichen Welt. . . . Daß das Buch Interesse weckt, das begreife ich ja sehr gut, es führt in innerliche Arbeit, und es ist jedenfalls nur meine persönliche Empfindung, daß ich es schmerzlich ansehen muß.

Meinem I. Mann geht es nicht besser, und so lebt meine Seele immer in tiefer Angst. Wenn er nur wieder Schlaf fände, aber so es ist ein mühsam Leben. Denken Sie liebend an ihn. Er grüßt Sie herzlich warm.

Von Dora Schlatter.

Freudenstadt (Ruthaus Palmenwald), 14. Dezember 1900.

Liebe Frau Doktor! Denken Sie, wir armen Wandersleute\*) sind schon wieder unterwegs. Die nicht weichende Müdigkeit und Schwachheit meines I. Mannes machte nochmals eine Luftveränderung nötig. Vor acht Tagen sind wir hieher gereist. Ich kann Ihnen nicht sagen, mit welcher Angst im Herzen ich meinen I. Mann begleitete, und wie schwer es mir ist, immer heimatlos in einem Stüblein zu vegetieren. Aber wir mußten nochmals versuchen, die gesunkene Kraft anzuspornen. . . . Ihr I. Brief kam mit mir, ich danke Ihnen vielmals dafür. Alles, was darin stand, freute mich. Gebe Ihnen der I. Gott Adventslicht und Weihnachtsfreude! Ich freue mich für alle, die sich freuen können, und lerne dabei anschauen nach einem Land, da ich es auch wieder kann . . . Denken Sie freundlich an uns und behalten Sie lieb

Ihre Dora Schlatter.

---

\*) Schwere Erkrankung Salomon Schlatters hatte beide zuerst zu einem vierwöchigen Aufenthalt in einer Magenklinik in Zürich geführt. Bald schloß sich ein ganzer Winter im Schwarzwald daran.

Ihre Sorgen haben auch uns das Herz ſchwer gemacht, mit Ihren Briefen iſt es traurig und hoffnungsreich und wieder traurig geworden. Vielleicht geht es doch mit den kleinen Schrittden voran, denen man es im einzelnen nicht anſieht, daß ſie Fortſchritte ſind? Wir ſelbſt haben ſo langſame Schreiber ſein müſſen, und doch ſehen wir uns immer ungeduldig nach einem Worte von Ihnen, um zu wiſſen, wie es den zwei theuren Freunden geht. Wäre Ihnen Lektüre willkommen? Was dürſten wir Ihnen ſchicken? Tolſtoi, Turgenjew, Storm, Raabe, Frig Kenter, Dickens, Guſtav Freytag, Edna Lyall, Carlyles Erinnerungen (deutſch)?

Ich ſage Ihnen nun auch unmittelbar herzlichſten Dank für Ihre lieben Grüße zu meinem Geburtstage. Das Bild iſt allerdings kindlich-geiſtig und fein. Ich habe die größte Freude daran.

Unſer Leben war ſeit der Rückkehr aus der Schweiz außergewöhnlich in Anſpruch genommen, zum Glück eben nur ſo, daß das Herz im Frieden blieb. Meine liebe Frau hat ſich — zum erſtenmal ſeit 1895, ſo recht der Muſik hingeben können. Sie hat Ihnen geſchrieben, daß ſie in einem Frauenchor bei der Couſine unſeres Großherzogs, der Fürſtin Lippe, ſingt. Da gibt es für ihr junges, lebhaftes Herz viel zu ſehen und zu erzählen. Dann iſt es ihr gelungen, ein gemiſchtes Doppelquartett für evangeliſchen Kirchengesang zuſammenzubringen und zuſammen zu halten. Am Sonntag gaben ſie ihr erſtes öffentliches Konzert unentgeltlich im Vereinshauſe. Es war ſehr ſchön, ſehr weihnachtlich weihnachtlich, und die große Zuhörerschaft war ſo zuſammengeſetzt, wie wir es gewünscht hatten: Arme, die nie hohe Muſik hören, fromme Bürgerſleute und auch „beſſere Leute“. Wir waren nach dem guten Verlaufe ſo glücklich, daß unſer Herz zwiſchen frommer Dankbarkeit und Luſtigkeit immer hinüber und herüber ſchwankte.

Ich habe mich beſtimmen laſſen, wieder öffentliche Vorleſungen zu halten, alſo wieder viel Arbeit auf mich zu nehmen. Diesmal ſpreche ich über die deutſche Literatur ſeit Leſſing, ich wähle intereſſante Kapitel und ſuche mein Publikum zu einer ernſteren Auffaſſung der Literatur, der Kunſt und des Lebens hinzuführen.

Aber mir fehlt die alte Freundigkeit, ich sehe mit Trauer, daß ich an das nicht mehr komme, das einst das Glück stiller Stunden war, die Schriftstellerei, die heimliche Zwiesprache mit anderen Seelen, als sie im allgemeinen zu öffentlichen Vorlesungen kommen.

Darf ich noch ein Wort zu dem anfügen, was Sie über Harnack geschrieben? Ich höre von solchen, die mit Harnack persönlich verkehrt haben, und zwar positiven Christen, daß er ein gottesfürchtiger Mann sei, auch ein Wohltäter der Armen. Ich habe immer nur ganz warmherzige Worte über ihn gehört. Bei seinem Buche darf man den Standpunkt, den er in der Vorrede feststellt, nie aus dem Auge lassen: er will als Historiker das von der Geschichte des Urchristentums feststellen, was man wirklich weiß, und er hat ein Buch geschaffen, in dem man von allen theologischen Einlegungen in die heiligen Texte frei ist. Was trennt mich, der an die Gottheit Christi Jesu innig glaube, von den Positiven? Ich kann nicht an die Gesundheit ihrer Intelligenz glauben, wenn ich sehe, daß sie Dinge als im Neuen Testament gelehrt behaupten, die nun einmal nicht dort stehen. Hier aber steht ein glaubwürdiger Mann vor mir. Auch ich bedaure, daß er von dem, was er über das historisch-wissenschaftlich Feststellbare hinaus glaubt, und er glaubt mehr, als da steht, nichts geredet hat, ich weiß, daß er es nach dem Plane seiner Vorlesungen nicht durfte, aber dann hätte er seinen Plan anders entwerfen sollen. Goethe, Wilhelm Herrmann in Marburg und Harnack haben mich wieder in die Christenheit hineingeführt. Die tiefe, leidenschaftliche Abneigung gegen die Theologie, die ich und viele mir bekannte Männer hegen, wird durch solch ein Buch vermindert. Das ist ein großer Gewinn.

Liebe Frau Schlatter, ich schreibe mit einem, von starker Erkältung ganz verwüsteten Kopf. Sie hätten beide einen lieben gesammelten Brief von mir erhalten sollen, und nun ist es nur dies arme Blatt geworden.

Gutes, Liebes, Bestes Ihnen, liebe Freunde, wünschend, bin ich Ihr treueregebener Hermann Defer.

An unſere Tür hat geſtern abend das Chriſtkindlein geklopft und hat uns ein Päcklein aus Freudenſtadt hereingebracht, hat aber geſagt: „Artige Kinder öffnen erſt unter dem Weihnachtsbaum!“ Da hat eines das andere angeſehen, bald war das eine Eva und das andere Adam, und jedesmal, wenn eines wieder Adam war, war gleich das andere wieder Eva. Dann kam der gute Geiſt zum Sieg und ſagte: „Wenn ein Brieflein darin iſt, das dürſt ihr herausfiſchen,“ und kaum hatte er das geſagt, ſo hatten wir ſchon das Brieflein, das Geheimnis aber ehrten wir. Herzlichen Dank für das Geheimnis, und allertreueſten Dank für Ihren Brief. Lieber Herr Schlatter, es war uns eine Freude, daß Sie zum Schreiben Luſt und Kraft hatten. Vielleicht tut der Ortswechſel, die Fürſorge der Schweſter und die Umgebung doch den Dienſt, den wir alle erhoffen.

Unſer Weihnachtsgruß an die lieben St. Galler Freunde kommt abteilungsweiſe an:

1. Abteilung: kam wohl heute früh bei Ihnen an, hoffentlich wohl erhalten: nach Idee und Ausführung ganz und gar das Werk meiner lieben Frau!\*)

2. Abteilung: kommt inſolge unſeres Beharrens auf einer beſtimmten Ausgabe nun über Stuttgart; nach Idee und Ausführung unſer beider Anliegen, Wuſch und Vorfreude für Sie beide\*\*). (Die Fortſetzung iſt unſer Vorrecht.)

3. Abteilung: folgt mit dieſem Briefe, erſcheint in unſcheinbarſtem Gewande\*\*\*), aber ich ließ es um des köſtlichen, einſältigen Wortes, das der erſte Beſitzer offenbar zur Zeit des Erſcheinens aus dem Büchlein heraus auf den Umſchlag geſchrieben hat. An ſich möchte ich Ihnen das Büchlein einbinden

---

\*) Ein ganzes, mit feinſter Liebe geſchmücktes und ſorgfältig verpacktes Weihnachtsbäumchen mit allen Lichtern.

\*\*) Zwei Bände einer ſchönen Ausgabe von Storms Werken, die übrigen kamen bei ſpäteren Gelegenheiten nach.

\*\*\*) Seht da den Menſchen! Aus dem Franzöſiſchen „Ecco homo“ von St. Martin. Leipzig, 1819. Das Wort auf dem Umſchlag, in ſeiner alten Schrift, lautet: „Den Menſchen in der Schmach und dem Jammer ſeiner Selbſtſchuld, aber auch in dem Glanze und in der Herrlichkeit ſeines Urberufs darzuſtellen, ihn alſo in der Bermalung zu erheben — das iſt der Zweck dieſes Büchleins.“

lassen wie die kleinen Geburtstagsgeschenkelein: wenn Sie es so wollten, sendeten Sie es mir zurück, und ich ließe das Stück des Umschlages ausschneiden und sorgfältig einkleben.

Das Büchlein ist französisch gar nicht zu haben und für diese deutsche Übersetzung hat Detloff zwei Jahre Umschau gehalten. Es ist ein köstliches Buch. — Nach Idee und Ausführung ist diese kleine Gabe m e i n Werk (worauf ich nicht wenig stolz bin. Sie merken es, ohne dies Geständnis).

Bei uns ist Schnupfen, Husten und Kopfschmerz allseits im Abmarsch, dafür zieht die Weihnacht zu allen Rügen herein. Könnten wir Ihnen den Heiligen Abend persönlich verschönern helfen! Aber nun gehören wir zu unseren Kindlein. Aber Sie haben beide aus dem ewigen Lichte so viel beharrlichen Schein und Glanz erhalten, liebe leidgeübte Freunde, daß der Weihnachtsabend liebend ergebene und frohe Seelen in Ihnen finden und Sie dafür segnen wird.

Als ich Ihnen neulich schrieb, dachten wir, daß Frau Emmy den Weihnachtsbrief schreiben werde, aber — aber — sie ist in diesen Tagen noch mehr, als was sie sonst schon ist: allliebend, allrührig, allnötig und allgegenwärtig. So kommt heute nur ein Zeilchen von ihrer Hand unter meinen Brief.

Treuen Weihnachtsgruß, allertreuesten Gruß für das heimgehende Jahr, so viel an ihm noch ist!

In herzlichster Liebe Ihr beider treu ergebener Dr. H. Deser.

Von Dora Schlatter.

Freudenstadt, 24. Dezember 1900.

Meine erste Tat und meine liebste Freude am „Christkindlstag“ ist die, Ihnen zu schreiben. Durch das hochgelegene Fensterlein wird heut abend der Kerzenschein leuchten weit über die braune schwäbische Flur, und diesen Schein haben Sie in Karlsruhe angezündet.

Empfangen Sie wärmsten Dank für Ihre herzige Idee und deren liebliche Ausführung.

Am Samstag hatten wir einen mühsamen Pflage-tag, da kam Ihr Bäumlein und stellte sich auf den Tisch neben dem Bette meines lieben Mannes und erzählte von immergrüner Liebe, von Licht und Gedanken, von Friede und Freude. Wir haben den



Ballen aufgemacht, weil wir eine lebende Pflanze darin vermuteten, und so ist das Bäumli gestern schon hoffnungsfroh bei uns gestanden und hat mit uns Advent gehalten. Wir „Fremdlinge“ danken Ihnen beiden wärmstens. Wo die Lichter brennen, kommt Heimatluft — Heimatsegen von droben. Wir werden Ihrer gedenken und Ihres frohen Feierns! Für Ihren lieben Brief danken wir auch besonders.

Denken Sie, es hat mir fast leid getan, daß Sie wieder Vorträge halten wollen. Erstens hatte ich letztes Jahr den Eindruck, es habe Sie sehr müde gemacht, und zweitens wollte ich so gerne einmal wieder ein stilles, verborgenes, knospendes Schaffen miterleben bei Ihnen. So strömt Ihr Gedankenleben in wenigen Abenden breit und stromartig hervor und verrieselt und ich möchte, es käme, dem Bergquell gleich und flösse klar und frisch von Menschlein zu Menschlein belebend weiter.

Wer, wie wir beide, schon am Ziel des Lebensreichtums steht, der fürchtet sich für die Kraft des Bruders.

Gott segne aber alle Ihre Arbeit und alle Ihre Liebe von Tag zu Tag!

■                      \*

■

II. Kaum hatte ich die Feder abgelegt, da erschien die Postbotin — Schwägerin Anna — und brachte Ihren herrlich lieben, köstlich frischen Brief.

Ich bin so froh, daß Sie fröhlich, glücklich, dankbar feiern können. Wir versuchen es, über den schwarzen „Magen“ und die Zukunftsorgen das zu sehen, was den heutigen Abend hell macht und unverdunkelt. Wir ahnen etwas von der Freude, die über dem Erdenleben und seiner Unrast steht und stammeln leisen Dank.

Liebe Freunde, Sie überschütteten uns mit zu viel Güte! Wollen denn Ihre Vöglein von allen Seiten zufliegen? Wir werden sie beschauen, „wenn's Bäumlein brennt“. —

Herzlich denkt an Sie

Ihre Dora.

Von Dora Schlatter.

Freudenstadt, 29. Dezember 1900.

Brieflein um Brieflein ringt sich langsam los aus unserer Kleinen „Verbanntenstube“, um all den treuen, lieben Herzen, die

uns Freude bereitet haben, Dank zu sagen. Wir haben recht still Weihnacht gefeiert, so weit es die äußere Dekoration anlangte. Innerlich wogte es freilich auf und ab zwischen mutvollem Glauben und wehmütigem Fürchten.

Ihr Bäumlein steht immer bei uns wie ein freundlich geschmücktes kindliches Festsymbol. Und das alte, ehrwürdige Büchlein schloß unter meinem Kissen. Welch ein herrliches Büchlein mit seinem ernsten, in die Tiefe greifenden Inhalt und seiner alten Handschrift auf der Decke, einer Handschrift, wie ich ihrer so viele kenne aus dem Anfang des Jahrhunderts. Ich liebe das Büchlein sehr. Ist es nicht etwas vom „unsterblichen Leben“, daß solch ein Büchlein weiter wandert in eine neue Hand und neues Feuer zündet? Es quillt aus der Vergangenheit und flutet weiter und bildet eine Welle unter allen, die der Wellenschlag berührte.

Mein lieber Mann hielt die beiden Stormbände zärtlich im Arme. Teure Freunde, Sie haben damit einen köstlichen Schatz in unsere Hand gelegt. Viel herzlichen Dank dafür. Meine Schwägerin mit dem raschen Schritt und der lebhaften Stimme\*) will sich eilendst darin vertiefen, sobald einmal stille Stunden kommen.

Sturm umbraust das Haus und schüttelt den Lann. Ich darf mit keiner Wimper zucken, ans heimatliche Bergli denken und wie behütet ich dort wäre, sonst wird mir das Herz schwer und das Auge feucht. Wir sind hier in einer sonderbaren Hoffnung, daß sich mein lieber Mann kräftige. Ich weiß nur etwas, daß er hier mutiger ist, weil das Geschäft ihm nicht die Lücken seiner Kraft gähmend entgegenstreckt. Damit muß ich mich begnügen . . .

Gott segne Ihr Liebhaben, das Wachstum Ihrer Kinderlein und Ihre Arbeit.

Von Hermann Defer.

Karlsruhe, 31. Dezember 1900.

Am Jahreschluß die letzte Zeile gilt Ihnen. Unsere treuen Wünsche treten zu Ihnen in Ihr Stüblein auf dem ungewohnten Platze auf Gottes lieber gewohnter Welt, und sagen zu Ihnen beiden: der das Leid für nötig hielt, der wie eine Mutter auf die

---

\*) Salomon Schlatters Schwester.

Gehversuche der Kindlein schaut, der die Ausharrenden liebt, hält hinter den dunklen Wäldern und hinter den Wolken den Stern bereit, er wird aufgehen und die Pfade zeigen! Die guten Tage werden kommen. Ihre Sie Liebenden werden mit Ihnen um das Kommen der freundlichen Jahrzeit des Lebens bitten und beten.

Und so: herzlichen, treuen Glückwunsch zum neuen Jahre!

Mit der Biographie Konrad Ferdinand Meyers haben Sie uns eine große Freude bereitet. Er gehört zu den Großen, die wir lieben, wir besaßen das Buch noch nicht und kannten es nur von außen. Ihre „Vorrede“, lieber Herr Schlatter, ist so, daß K. F. Meyer gesagt hätte, wenn er diese Zeichnung\*) gesehen hätte, was eine junge Freundin gestern im Anblick der Zeichnung sagte: „Wie kennt der Zeichner den Dichter.“ Und sehen Sie, dasselbe sagte ich, als wir unter dem Christbaum die liebe Gabe öffneten. Heute kann ich das nicht mehr sagen, was noch dazu an Rühmlichem hinzuzusetzen ist . . .

Über Max Vorbergs Tod schwieg ich in den letzten Briefen, aber ich rede noch davon. Es ist ein schwerer Verlust für meine Seele. Liebend und treu Ihr Hermann Defer und herzlich dankbar Ihre Emmy.

Von Dora Schlatter.

Freudenstadt, 2. Januar 1901.

Der erste Menschengruß, der in unsere stille Stube klang, waren Ihre freundlichen, herrlichen Worte. Mein lieber Mann greift immer mit froher Bewegung nach den Papieren, die Ihre Handschrift schmücken. Was mich treibt, Ihnen heute gleich wieder zu schreiben, ist die Bewegung, die mir die Kunde von Herrn Vorbergs Tode brachte. Ich hatte keine Ahnung davon, wir leben nicht in regelmäßigem Zeitungsverkehr so wie daheim, das ist ein Mangel.

Wie leid tut mir sein Heimgehen. Die wenigen schriftlichen Berührungen mit ihm, die Ihre Freundlichkeit vermittelt hatte, sind mir Beweis genug, wieviel Sie verloren haben, der Sie seiner Seele näher treten durften — und daß Ihre beiden Seelen sich

\*) Eine Umschlagzeichnung Salomon Schlatters zum Einbände der Biographie K. F. Meyers.

verstehen und lieben konnten, das lese ich aus M. Vorbergs gedrucktem Wort. Ich traure um ihn, so gut ich kann; ich weiß, wieviel man an solchem Bande des ehrenden Verständnisses verliert, viel mehr als gewöhnliche Menschen ahnen.

Nun hat die Christoterpe wieder die leitende Hand verloren. Mein lieber Mann meinte: „Herr Doktor sollte sie übernehmen“, aber ich denke, das ist eine große Arbeit und keine kleine; freilich wäre es auch eine schöne und fruchtbare . . .

Ihre Wünsche fürs neue Jahr haben uns tief berührt. Ich stehe mit sorgender Seele vor dem dunkeln Wege. Glauben — das ist das einzige, was sie zagend und schwerfällig tun muß, und doch gerne froh und glücklich tun möchte. „Gutes und Barmherzigkeit“ wird auch über der nächsten Wegstrecke stehen. Das „Gute“ ist ja solch unwägbares Ding und wohnt in den ungeschauten Tiefen der Seele.

Dies Brieflein verdient keine Antwort. Ich schreibe bald wieder. Ihr Bäumlein zielt noch fröhlich unser Stüblein und sein Goldstern glänzt hell herüber.

Wir lesen zusammen Roseggers warme und wunderliche Gedanken über das Credo und sprechen davon.

Herzliche Grüße an Ihre l. Frau und all das, was liebend Ihr Herz füllt, von Ihrer  
Dora Schlatter.

(Bei immer größerer Annäherung der beiden Frauen Deser und Schlatter aneinander wurde nun der Briefwechsel zwischen diesen intensiver, weshalb er von jetzt an für unsere Verarbeitung sich mehr auf die Hermann Deserschen Briefe konzentriert. Wir geben aus den direkten Frauenbriefen nur diejenigen Stellen, welche zum Verständnis des Verkehrs notwendig sind. Deshalb lassen sich auch ein paar Partien aus Salomon Schlatters Briefen an Deser nicht ganz umgehen.)

Von Hermann Deser.

Flühli-Obwalden, 26. August 1901.

Daß wir von Ihnen beiden Briefe erhielten, das war eine große Freude. Hoffentlich hat seitdem die Wiedergesundung des lieben Herrn Salomon gute Fortschritte gemacht, und Ihnen, liebe Frau Schlatter, waren bessere Tage und N ä c h t e beschied! Die Seele hat Flügel, aber mit dem Körper hat sie den Fuß, dem sie mit Ketten angeschmiedet werden kann, dann breiten sich

die Flügel aus, aber die Gebundenheit bleibt, und die Seele hat die große Prüfungszeit. Manchmal wende ich mich still und zagend nach künftigen Möglichkeiten hin und habe die Angst des Menschenherzens, ob ich die Prüfung bestehe. Aber es sollte nicht sein, solchen Gedanken nachzuhängen. Den Tag soll man bestehen, den man hat, nicht die Zukunft, die noch nicht ist.

Hier in diesem schönen grünen Lande und auf dieser frohen grünen Höhe sind wir seit fast drei Wochen. Vorher hatte ich eine Woche mit meinen Lieben in Basel. Dort gemahnte uns eine jähe Erkrankung unseres kleinen Gerhard, daß der Schritt vom Gewissen in das Ungewisse so nahe liegt und so kurz und jäh ist. Gottes Liebe führte uns und die Not ging rasch vorüber. Es handelte sich um eine eitrige Entzündung im Rachen und um Gehirnkrämpfe, die letzteren sind ja das Gespenst der Kinderjahre. Hier oben, auf den Matten, in dem köstlichen Umstreicheln von Sonne und Wind, gedeihen die Kinderlein nun herrlich, sie bräunen sich köstlich und sind voll Lebens-Mut und Übermut. Auch Fran Emmy bekommt der Aufenthalt gut; sie war am Freitag mit Freunden und Bekannten auf dem Pilatus, und als sie heimkehrte, lag der stille Triumph, daß sie es gekonnt hatte, auf ihren Wangen.

Meine Ferien haben eigentlich erst am Donnerstag morgen begonnen, als ich Titel, Vorrede und Inhaltsverzeichnis des Hausbuches\*) an den Buchdrucker absandte. Sie erstaunten sich, liebe Frau Schlatter, als Sie hörten, daß das Buch ganz neu bearbeitet würde. Es war aber bisher nur Manuskript, ich brauchte es in meiner Anstalt und wir gaben es nach außen nur ab, wo man es als Geschenk geben wollte. Jetzt erst zieht es in Schulen ein. Keines meiner Bücher ist mir so teuer als dieses. Schon als es vor 11 Jahren gedruckt wurde, wußte ich, wie es sein werde, wenn ich es zum zweitenmal herausgeben dürfe. Damals war es als Ergänzungsbuch zu dem in der Anstalt eingeführten Lesebuche (von Hessel) gedacht und da ich mich während des Druckes langsam von dieser Absicht frei machte, erhielt das Buch das eigentümlich halbe in der II. und IV. Abteilung. Dann lag das

---

\*) „Ein Hausbuch aus deutscher Dichtung“ von Hermann Dezer. Basel und Leipzig, Reich. 1901. 2. umgearbeitete Auflage.

Buch geistig neubearbeitet in meiner Hoffnung da, und als mein lieber Freund Reich nach schwerem Bedenken die neue Auflage übernahm, da führte ich frohlockend die II. und IV. Abteilung aus, wie ich sie innerlich so lange gesehen hatte. Sie werden beide mit dem neuen Buche zufrieden sein, Sie werden beide an Winterabenden darin zusammen lesen und Sie werden mich beide loben und wissen, warum ich diese Arbeit so liebe.

Grabs, den 2. September 1901.

Zu meiner eigenen Verwunderung fahre ich im lieben Grabser Pfarrhause fort. Wir sollten heute in Basel bei Rudolf Reich sein, aber nachdem er uns auf dem Flühli verlassen hatte, erkrankte er in Basel, nicht schwer zwar, aber doch so, daß wir dachten, wir sollten nach Ablauf unserer Flühlizeit nicht gleich ihm unser Kindervölkchen in sein Haus bringen. Was wir an Plänen nach Grabs gebracht hatten, hat unser liebes Hanneli dann gleich zunichte gemacht. Am Freitag abend kamen wir hier an und am Samstag morgen fiel sie von der Friedhofsmauer herab, etwa sieben Fuß, und schlug sich am Kinn so auf, daß das liebe Gesichtchen zu einem Kürbis aufgeschwollen ist, wir wollen froh sein, wenn sie zum Tag der Heimreise (7. September) wieder etwas mehr sich selbst ähnlich sieht . . . Kinder: viel Sorgen, viel Glück!

Das Grabser Kirchlein fanden wir nicht mehr vor. Der Rohbau einer neuen Kirche für 1500 Zuhörer steht auf der Stelle der alten . . . Inzwischen wird auf freier Matte gepredigt, die Kanzel lehnt sich an die Rückwand des Unterrichtshauses an. Es war mir gestern, als sei das doch die natürliche Form, im Freien, angesichts der natürlichen Welt Gottes, von Ihm zu hören. Wir saßen unter einem dicht behangenen Apfelbaum, manchmal löste sich ein Apfel und fiel schwer in das Gras, alles der Atem Gottes in seiner Welt.

Die Karlsruher Christuskirche ist auch innen sehr schön, mit warmem gedämpftem Lichte, mit schöner altertümlicher Ausstattung, durchaus ernsthaft und heiligmäßig. Wir gehen nicht hin, da wir dort nicht von dem Herrn und Heiland reden hören, an den wir glauben.



Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 2. September 1901.

Liebe Freunde!

Wo sollen wir Sie suchen? Wir suchen Sie in Grabs, weil wir denken, Sie seien gewiß dort gelandet. Wir hofften stets auf ein Wörtchen, das uns Ihr Kommen nach St. Gallen lieblich verheißten würde. Nun sind wir auf dem Abmarsch. Morgen reisen wir nach Seewis. Es muß doch einmal etwas getan werden für die Nerven meines lieben Mannes, ehe der Winter kommt. Wir denken täglich an Sie in frohen und trüben Stunden und bleiben stets in Liebe Ihre E. und D. Schlatter.

3. September.

Lieber Herr Doktor!

Ihr herrlicher Brief kam gestern nacht. Ich schreibe im Bahnzug. Wir fahren ■■ Ihnen vorbei und grüßen viel vielmal und wünschen viel gute Engelein, die Ihr Hanneli behüten und gesund machen. Können wir Sie wirklich nicht sehen? Gibt's keinen Sprung nach Seewis? Wir würden uns sehr freuen! Es ist so lange, daß wir Sie sahen und Ihre liebe treue Frau. Wir schreiben bald wieder. Ihr Brief soll Echo finden.

Von Dora Schlatter.

Seewis, 6. September 1901.

Gestern um diese Stunde fuhren Sie davon. Es liegt noch immer ein heller, lichter Schein davon in unserem Stüblein. Wir sehen ihn gut, wenn auch die Wolken den Farnberg umreiten und das Wasser vom Stalldach tropft. Wir danken Ihnen, daß Sie zu uns kamen! Ihre Liebe ist uns eine Freude und ein Trost. Ich möchte es Ihnen sagen und fürchte, es kommt nicht zart, nicht weisevoll genug heraus. Ihre Liebe ist uns wie das goldene Kleeblättlein, das die verwetternete graue Mauer ziert. Wir sind beide arm durch unser Leben gegangen. Der Weg war steinig und eng und wir wären gar nicht durchgekommen, wenn wir uns nicht als zwei Kameraden fest aneinander geschlossen hätten. Wir stehen sehr allein, unbegriffen in unserer harten Eigenart, in unserer religiösen Entwicklung und in unserem Streben, das

Schöne auch im modernen Wesen zu fassen. Sie stehen im reichen Menschenleben, Freundeslieben und Verstehen, und deshalb sind wir Ihnen so dankbar, daß Sie uns lieb haben und teilnehmen lassen an Ihrem Leben. Es war so schön, Sie zu sehen und mit der Seele zu haben.

Aber der Kummer ist in der Seele geblieben, daß Sie, verehrter Herr Doktor, bei uns saßen und mit uns sprachen auf Kosten Ihres Wohlseins. Ich weiß, daß Sie Ihren Willen spannten und daß Sie sich überwinden mußten. Ich kenne das aus bitterer eigener Erfahrung und ich weiß, daß Sie gestern abend übermüde heimkamen. Es ist die dunkle Spur unseres Erdenwallens, daß wir alle Freude also erkämpfen müssen. Längst gab ich's auf, die Freude zu suchen, weil ich die Schwester Schmerz ihr vorangehen sah. Aber eben dadurch wird man einsam und sonderbar. Man entwickelt sich zu sehr zur knorrigen Eigenart.

Lange werden wir von Ihnen reden, als sähen wir Sie, und für Sie hängen, weil wir Sie wiedergesehen haben\*).

. . . Möchten Sie noch recht freundliche Tage haben mit viel, viel Erquickung. Diese kommt manchmal aus Erdrigen, wo man sie nicht erwartet. Gottes Gaben kommen als köstliche Geschenke.

Von Dora Schlatter.

Seewis, 12. September 1901.

Vielgeliebte Freunde! Dort auf dem Ofen steht eine Staffelei von Feldahornzweigen und darauf die sommerliche Pappelgruppe\*\*), die Stimmung in sich trägt und Stimmung bringt. Heute ist es eine Woche, daß wir Sie sehen durften. Wenn es möglich ist, so ist es noch grauer und nasser draußen als an jenem Tage. Er ließ den Wunsch in uns aufkommen, Sie einmal gründlich zu genießen und zu haben an einem Örtchen, der die Natur ihre still verborgene Schönheit allen Augen offenbaren will, die sehen können. Wir wollten einmal draußen schauen dürfen. Wie wäre das schön!

---

\*) Bei einem Herbstaufenthalt der Schlatter in Seewis hatten Desfers sie von Grabs aus dort besucht.

\*\*) Aus einem Hefte „Stimmungen“, von Hirzel, herrliche landschaftliche Federzeichnungen.

Vor allem habe ich aber jetzt nicht zu wünschen, sondern zu danken. Sie haben meinen Geburtstag so herrlich geschmückt mit dem schönen Dichterklang. Wir freuen uns nun, Storm zu lesen und wir wissen, daß er nicht nur uns allein Freude macht, sondern daß die Bände von Hand zu Hand wandern werden, wie's die letzten getan. Storm findet überall offene Türen und frohen Empfang. Mein Geburtstag brachte mir auch die „Maler-geschichten“ von Beate Bonns. Ich bin sehr gespannt, was diese vielkönnende Frau bietet. Halb blickte ich kritisch auf ihre Blätter, nur halb gutwillig.

Troßdem der Schleier grau ums Fenster hängt und wir zwei in der hölzernen Stube nichts zu trinken haben aus Quellen, die außer uns fließen, sind wir doch still glücklich im Frieden unserer Gemeinsamkeit. Wir leben wieder bei kleinen Pflänzlein, die meinem Mannli Modell stehen, bei Geißglockenläuten und kleinen Kinderfüßchen, die das Haus hier beleben, etwa ~~an~~ die Tür trippeln und sehen, ob „die Frau“ nicht ein Träubchen habe, das süß sei.

Unser Leben besteht immer aus winzig kleinen Momentchen. Wir möchten ins Große wirken und sind ins Kleinste gebannt. Mein Mann will noch ein Plätzchen für sich haben auf meinem Papier, darum drücke ich nur herzlich dankbar die Hand und sage Ihnen warm, daß Sie stets lieb behalten wird

Ihre Dora Schlatter.

Aus der Nachschrift von Salomon Schlatter.

. . . Ich freue mich immer noch, jemanden getroffen zu haben, der sich nicht geniert, Ruskin nicht zu kennen und den „Kunstwart“ nicht als unfehlbaren Leitstern zu halten. Ich will mich für mich freuen an dem, was mir als schön aufgeht und ablehnen, was mir nicht zusagt . . .

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 25. November 1901.

Es ist immer ein kleines, weihesvolles Gefühl, mit dem ich mich hinsetze an Ihren Geburtstagsbrief. Ich empfinde dann etwas von der Freude, die Ihr liebes Fraueeli in vollem Strom erlebt

an Ihrem Festtag, daß Sie sind und leben und wirken unter uns. Ich bin so dankbar um jedes Frohgefühl, dem ich mich hingeben darf in meinem trübsalsvollen Leben.

Unsere Marie findet, Sie seien ein Armer, daß sie so alte häßliche Bilder bekommen müssen. Wir hoffen, Sie finden sie nicht so häßlich. Leider sind es nur zwei von der zusammengehörenden Reihe. Ich denke, die Gedanken, die sie wecken, sind nicht unpassend in Ihre Geburtstagsstimmung. Man läßt sich ja gern hinaufweisen zum Riß in den Wolken, durch den die Wahrheit in klärendem Schein auf unser Erdenleben fällt, befreiend und tröstend\*). Ist nicht die weibliche Gestalt neben Christus schön gegeben? Mein lieber Mann liebte die Bilder und meint, Sie fänden auch etwas darin.

Er philosophiert über das Thema Ihres Vortrages und meint: eine Kunst beweise ihr Recht damit, daß sie überhaupt da sei\*\*). Seine Teilnahme begleitet Ihre Arbeit und seine Wünsche für Ihr neues Lebensjahr klingen herzlich warm. Gott gebe Ihnen ein fröhlich Schaffen und ein gesundes Frauelei . . .

Die Blümlein, die ich Frau Doktor verheißen habe, stammen von Versam. Dort stunden die kleinen Brachen ganz voll von diesen vielfarbigen stillen Blumen und machten mir einen unergesslichen Eindruck. Wenn man, wie wir, keine großen Eindrücke erlebt und sozusagen immer nur in sich selbst hineinbohrt und gräbt, so hält man seine kleinen inneren Erlebnisse hoch, vielleicht zu hoch. Jedenfalls sind sie für andere schwer verständlich. Es ist darum ein so köstliches Vorrecht, daß wir Ihnen alles bringen dürfen, und für alles haben Sie Ihr liebes Lächeln . . .

Wir feiern mit Ihnen und bleiben stets liebend und dankbar  
Ihre Cal. und Dora Schlatter.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, Dezember 1901.

Liebste Freunde! Weihnachten eint uns in besonderer Weise mit Ihnen. Der Lichtglanz vom Bäumlein, das letztes Jahr

---

\*) Zwei alte holländische Stiche: die Wahrheit als nackte weibliche Gestalt führt Christus auf seinen Weg und zeigt ihm sein Ziel.

\*\*) Defer hielt in Winterthur einen Vortrag über: „Das Recht der neuen Kunst“.

unsere Verbannung erhellte, scheint noch kräftig und macht jedes Gedenken an Sie dankbar. Sie singen sich wohl wieder den Jubelton ins Herz hinein und Ihre Kinderlein machen's auch wie „die Schelme, die frommen“.

Wir wünschen Ihnen wonnenvolle Freude. Freude ist das Beste und Schönste, sie ist ein Tropfen des ewigen Stroms. Mir scheint immer, Gott hätte uns nicht wirksamer und besser trösten können in der Not und Nacht des Lebens als durch dieses Fest mit seiner Botschaft: Freuet Euch!

Das Buch, das wir Ihnen auf den Weihnachtstisch legen, bringt etwas Schweizerluft\*). Mein lieber Mann suchte ihm das dem Meister Keller entsprechende Gewand zu geben: kraftvoll wie die Zürcher Türme, groß und gehaltvoll wie sie und dann plötzlich fragig wie die kleine Distel daneben.

Behalten Sie uns in liebendem Erinnern . . .

Ihnen wünschen wir freundlich frohe Tage im lieben Kreis.

Ihre Sie sehr Liebenden

Cal. und Dora Schlatter.

Von Hermann Deser.

Karlsruhe, 28. Dezember 1901.

Innigen Dank für die lieben Briefe vom Christfeste und für das herrliche Weihnachtsgeschenk. Meine Freunde, nicht bloß die St. Galler, auch die gütigen Beurteiler meines Hausbuches, stellen mich vor Gottfried Keller hin und sagen: „Lieber, ordentlicher und eifriger Doktor Deser, dein Leben lang hast du dich um Gerechtigkeit bemüht, es war, ist und bleibt dein Stolz, wenn dich deine Gießener, Wormser, Badener und Karlsruher Schüler und deine alten ruppigen Landwehrmänner ‚gerecht‘ nannten und nennen, und willst du vorbenannter Doktor dem Gottfried Keller weiland zu Zürich, keinen freundlichen Blick gönnen?!!“ Und da kommt der liebe Salomon und denkt: ich stecke ihm ein paar Rosinen in das Gebäck, vielleicht, daß er um der Rosinen willen zu knuspern anfängt und über dem Knuspern kommt er in das Essen hinein und merkt's nicht einmal, der Doktor Widerborst. Also — ich

\*) Gottfried Kellers Gedichte, zu denen Salomon Schlatter einen Umschlag und ein paar Vignetten gezeichnet hatte.

will redlich lesen und ehrlich sagen, was ich gefunden habe. Bis dahin aber will ich den Malersmann und Schelm loben, der dem Konrad Ferdinand Meyer, dem Aristokraten und Mann der Renaissance, eine feine ritterliche Klinge, ein schneeweißes Felsenhaupt und einen einsamen blätterlosen Baum hinhalt, dem Meister Gottfried aber durch ein Symbolum und Embleme deutlich bezeugt, daß er ein Mann der Heimatkunst gewesen sei. Alles ist fein und lustig, poetisch und innig hingestellt, und ich liebe Sie, freundlicher Herr Schlatter, in diesen Bildern — nicht mehr als sonst — aber g e n a u e r ; ich weiß, warum ich Sie so lieb habe, wenn ich in Ihren Werken Hand in Hand an Ihrer Seite wandeln darf.

Und was sagen Sie dazu, daß mir eine andere Freundeshand Ruskin in vier deutschen Bänden auf den Festtisch gelegt hat? Jetzt muß ich ihn lesen und will auch ehrlich sagen, was ich für einen Eindruck davongetragen habe.

Lasset uns inzwischen alles Große lieben, das die Seele zittern macht, glauben, verehren, lieben, was uns Deutsche hinaushebt über Orden und Geheime Räte und Stammeshader und Pfarrzäune und uns Schweizer hinausträgt über Kantonsräte und Kantone und kalvinistische Zäune — hinauf ins Große, Liebe und Gute.

Sie fragten mich, liebe Frau Schlatter, was ich zu der Christoterpe-Anzeige im „Christlichen Bücherschatz“ gesagt hätte. Als ich Ihre Frage las, holte ich mir flugs dieses sitlich verwerfliche Arsenal von Gewäsch über nicht gelesene Bücher und sah von neuem bestätigt, wie oberflächlich hier alles ist. Wenn wir beide auf die „christlichen“ Rezensenten warten wollten, könnten wir das Schreiben lassen. Aber wir sind unabhängig vom Beifall und Mißfallen einer uns fremden Welt, in unserer Seele spricht etwas, das sich selbst bezeugt, daß es redlich erlebt ist und wohl zu ernstesten Seelen gelangen darf. Das ist unser Künstlerglück. Kein oberflächliches Wort und kein schweigendes Übergangenwerden nimmt uns dieses frohe, grüne Wanderreis vom Hute herab.

Wir hatten ein liebes Weihnachtsfest. Die Kinder waren auf grundverschiedene Weise an der Bescherung beteiligt, Hanneli sinnend, beglückt, anmutig-froh, zärtlich-lautlos überrascht und



dankebar; Gerhard, den starke Eindrücke hilflos machen, war eben eher stumm und hilflos, seine Weihnachtsfreude kam langsam und noch nicht klar herauf aus dem kleinen Herzen. Hanneli ist trotz aller momentanen Übereilung im Wesen früh im Lot; Bubi bei seiner leuchtenden Fröhlichkeit ist doch eher zu geistigen Leiden bestimmt. Aber beide waren weihnachtliche Kinder, und wir zwei anderthalb Alte waren sehr beglückt.

Haben Sie das Bilderbuch „Arche Noah“ aus dem Karlsruher Künstlerkreise und das Bilderbuch „Knecht Ruprecht“ aus einem anderen modernen Kreise kennen gelernt? Der Vergleich ist interessant und zeigt, daß man mit einer guten Technik noch lange nicht alles kann, vor allem nicht immer ein Kinderbuch damit ohne weiteres herstellen kann. Der Knecht Ruprecht ist kein Kinderbuch.

Liebe Freunde, Gott befohlen heute, morgen und in alle Jahre. Treu heute und immer Ihr Hermann Deser.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 20. Januar 1902.

Heute nacht habe ich in schwerem, angstvollem Traum Sie beide gesehen und mit sehnender Seele durch dichtes Menschen-  
gewühl ein Wort zu vernehmen gesucht aus Herr Doktors Munde. Nun will das Bild nicht von mir weichen und drängt mich, die Feder zu nehmen, um in sichtbaren Buchstaben Ihnen zu vermitteln, wie oft ich Ihrer gedenke. Das Bild Ihrer Kinder geht oft durch meine Hand und sagt mir, daß liebliches Kinderlächeln Ihre Tage sonnig macht. Ich wünsche nur, daß Sie nicht zu sorgen brauchen um die lieben Schätze und daß Herr Doktors Kopf alle Ansprüche an seine geistige Arbeit bewältigen kann. Und wie geht es Ihnen, liebe Frau Doktor, sind die Bäcklein wieder rund geworden und die Stimme hell?

Wir verleben einen langen, bangen Winter. Es ist so sonnenlos, so neblig, wie ich ihn noch kaum erlebt. Man sehnt sich vergebens nach einem Lichtstrahl auf der Schneefläche. Das wirkt sehr auf die Gesundheit meines lieben Mannes. . . Ich leide sehr für ihn . . .

Zum Glück ist das nur die eine Seite, und von Anfang an mußte ich klar, daß sein Heim ihm Ersatz geben müsse für viel

Entbehren. Wir leben ein stilles, kleines Leben der gemeinsamen Interessen und zehren von allem, was Bild und Wort in unseren Bereich bringt. Ich lese ihm jeweilen ein Stündlein vor. So haben wir eine große und gründliche Biographie über Mörike (von Maync) gelesen. Dabei ist uns vieles verständlicher geworden, wenn wir auch die Dissonanz, die dieses ganze Leben durchzieht, tief empfinden. Wieviele Menschen stehen am Ende ihres Lebens vor einem Trümmerhaufen gewollter Liebe und Taten. Ich fürchte, es ist auch einmal mein Los.

Den 21. Januar. Joh. Nind\*) hat uns das Konzept Ihres Winterthurer Vortrages geschickt. So haben wir uns an der Hand desselben das Gerüst ausgefüllt und ausgedacht und uns damit sehr einverstanden gefühlt. Es ist schön an der heutigen modernen Kunst, daß ein jeder machen darf, was ihm schön ist. Mich freut am meisten, daß sie einem das Auge aufmacht für die kleinen und kleinsten Naturbildchen und Reize. Wir machen unseren kleinen Pflichtspaziergang die Straße hinauf und hinunter, an sich ein eintöniger Weg; aber ich habe meine kleinen Reize herausgefunden, auf die ich mich kindlich freue, einmal ein weißes Schneedächlein über einer Wiesenerhebung, einmal ein Steinkreuz neben einem Ahornstamm, einmal eine Hecke, die sich in eine Tannengruppe versteckt, kurz eine Reihe schmuckloser Dinge, die man früher nicht sah. Es ist so schön, daß man immer besser schauen lernt.

Jetzt lesen wir den neuesten Rosegger zusammen. Er ist immer noch nett, wenn auch die Gestaltungskraft der Jugend hinter ihm liegt.

Freuten Sie sich über die Besprechung des Hausbuches in der „Allgemeinen Schweizerzeitung“\*\*)? Ich freute mich sehr und fand sie trefflich. Hoffentlich sammelt sich das Buch stetig seine Freunde. Ein solches Buch bezaubert ja nicht, es schafft. Ich grüße Sie beide herzlich, könnte ich doch schnell zu Ihnen hineingucken. In alter Liebe denkt an Sie alle

Ihre Dora Schlatter.

---

\*) Damals Pfarrer in Winterthur.

\*\*) Die jetzigen „Basler Nachrichten“.

Hier liegt eine Fünf-Centimes-Karte mit der Adresse: Herrn und Frau Schlatter, dieſe Karte ſollte Ihnen von Winterthur aus einen recht treuen und fröhlichen Nachbargruß zutragen, aber es ward nichts daraus vor lebhaftem Geſpräch mit fünf lieben Leuten vor dem Vortrag und fünf lieben Leuten nach dem Vortrag (. . .) Am Morgen des 9. Januar reiſte ich dann müde und froh nach Baſel und Karlsruhe. Mein Vortrag war geſchrieben, — glaube ich, recht und für völlige Laien eine klare Einführung, geſprochen — war es nicht mein beſter Vortrag, ich rede ohne innere Beglücktheit bei Menſchen, die ich nicht kenne.

23. Februar 1902. Vier Wochen ſind ſeit dem Beginn dieſes Briefes vergangen; wenn ich Ihnen meine vier letzten Vortragsthemen nenne, ſo wiſſen Sie, welche Leſearbeit in dieſen Wochen zu tun war: Theodor Storm (1. Februar), Konrad Ferdinand Meyer (8. Februar), Gottfried Keller (15. Februar), Wilhelm Raabe (22. Februar). Die drei letzten Dichter hatte ich noch nie für mich literaturgeſchichtlich und biographiſch bearbeitet. Warum Frau Emmy nicht zum Schreiben gekommen iſt, muß ſie Ihnen ſelbſt ſagen.

Ihr lieber, geſtern zu uns gekommener Brief läßt uns nun keine Ruhe mehr, wir müſſen Ihnen ſagen, wie es bei uns geht und müſſen dem lieben Herrn Schlatter unſer innigſtes Mit-Gorgen ausſprechen. Wird der Frühling Ihnen gut tun? Wir bilden es uns ein und ſind nun für Sie doppelt ungeduldig, daß die warme, ſanfte Luſt komme . . . Ich verbe den Winter gut, in manchem beſſer als ſeit Jahren, z. B. iſt der Kopf friſcher und geſünder als früher, aber ich bin viel müder als in anderen Vortragswintern. Es ſoll nun das leztmal für längere Zeit ſein, daß ich einen ganzen Winter für dieſe alles andere lähmende Arbeit hergebe. Alle ſtille innere Arbeit, alles Schreiben, alle erquickliche Lektüre hört auf, ſolange jede Woche ein großer Vortrag ſeine Forderungen ſtellt.

Wie hat es mich gefreut, zu hören, daß der kleine Auszug aus meinem Vortrage, den ich für die etwaigen Journaliſtenzwecke geſchrieben hatte, in Ihre Hand gelangt iſt. Waren Sie zufried-

den? Stimmten Sie beide zu? Warf mich der liebe Herr Salomon nicht mit zorniger Gebärde zu den Ästhetikern, denen er so gram ist? Oder hat er gar gesagt: „Büblein, Büblein, laß die Hand von Dingen, von denen du nichts verstehst!“

Bei der Beschäftigung mit K. F. Meyer und G. Keller hat sich meine alte Liebe zu K. F. Meyer wieder recht erneuert. Namentlich hat mir die Versuchung des Pescara es ungemein angetan. Die große Vorstellung vom Wort und der Tiefe des Menschenlebens, der Quellgrund der Handlung in starken Gemütsforderungen oder starken Leidenschaften und die vornehme Sprache, die sich wie ein Netz mit goldenen Maschen um alles legt, haben mich von neuem entzückt. Auch die Adligkeit seines persönlichen Lebensideals zieht mich ganz und gar zu ihm. Die Freysche Biographie sinkt nach dem so hübschen Eingangskapitel ins Hilflos-Nüchterne. Sie erfüllt auch die bescheidensten Anforderungen an eine psychologische Aufhellung des Meyerschen inneren Lebens nicht. Ich hörte in Winterthur, daß eine neue Meyer-Biographie geschrieben werde, die die empfindlichsten Lücken des Freyschen Buches (K. F. Meyers Häuslichkeit und seine religiöse Weltanschauung) ausfüllen solle\*).

Zu Gottfried Keller konnte ich zu meiner Betrübnis wieder nicht in das Verhältnis kommen, das Sie erfreute. Ich bewundere seine Phantasie, die in dem gewählten Lebensgebiete so erstaunlich viel sieht, ich ertrage seinen dazu notwendig gewordenen Stil umständlicher Umleuchtung und Durchleuchtung des Zuständlichen. Aber seine Psychologie reicht nur zur Bewältigung des Bürgertums aus und erweist sich hier am stärksten nur in der Aufhellung gewöhnlicher egoistischer Motive. Wiederum aber hat mich das *Singegedicht* erfreut und wiederum das mir schon vor Jahren liebgewordene „*Fähnlein der sieben Aufrechten*“. Den Leuten von Geldwyla und dem Martin Calander gegenüber fühle ich immer wieder, daß mein Herz sich nach dem Positiven sehnt; diese Halbsatire auf eine Menschenart, die einem im Leben nicht lange beschäftigt, hält einem viel zu lange im Buche fest. Das ist verlorene Zeit.

---

\*) Sie kam später, von Dr. Langmesser in Davos geschrieben, ein gutes Werk.

Daß sieben Achtel der Menschen Geldwähler sind, das hat die Poesie geschaffen als die Kunde von dem einen Achtel, das zu lieben das Glück des Lebens ausmacht. Von den Gedichten hat mir manches nun gut gefallen. Kommt das Hausbuch zu einer dritten Auflage, dann bitte ich die lieben St. Galler Freunde um ihre Mithilfe bei der Auswahl. — Das außergewöhnliche Talent Kellers habe ich diesmal genau erkannt, das schriftstellerische Genie in ihm, nur schade, daß er es auf das Gewöhnliche verwandte.

Sonntag, 2. März.

Die Haltepunkte meines Briefes spiegeln unser in Anspruch genommenes Leben ab. Ihnen darf ich es verraten, was ich nicht einmal unserer Karlsruher Umgebung gesagt habe, daß ich noch zweimal in der Woche eine Privatvorlesung über „die Geschichte der deutschen Einheitsbewegung im Hause des preußischen Gesandten von Eisendecher“ halte, seit zwei Wochen und noch zwei Wochen. Ich glaubte aus mehreren Gründen nicht nein sagen zu sollen, aber die Warnungen und Einreden der Bekannten sind so natürlich, daß ich lieber ihnen nichts sage. Ich müßte ihnen recht geben und tue doch das Gegenteil. Am 22. März schließt sich dies arbeitsreiche Winterhalbjahr, will's Gott, zu einer Zeit des ruhigen Familienlebens und der Innerlichkeit, Abgeschlossenheit nannten es unsere großen, edlen Freunde im Mittelalter.

Auf Ende Mai erwarten wir unser drittes Blondköpfchen und freuen uns innig auf den lieben Zuwachs. Frau Emmy hat mir den Auftrag gegeben, es den Freunden zu sagen. Wir erhoffen uns ein Töchterlein. Johanna ist ihrer Mutter schon so zur Hand mit ihrer zarten, eifrigen Hausmütterlichkeit und ihrem stillen, zutunlichen Wesen, und Gerhard ist so ein rechter, selbständiger und auch zerstörerischer Junge, daß Frau Emmy meint, Maidl'sige lichter z'ha als Buebe.

Nächstens kommt ein großer Teil unserer Wohnung mit allem lieben Gesindel zu Ihnen. Frau Emmy hat von der Frau Prinzessin einen ausgezeichneten kleinen Kodak erhalten und nimmt alles auf, was still hält: Zimmer, Mann, Tochter und Marie; was nicht stillhält, Hansi der Kanarienvogel und Gerhard der Stammhalter, sieht dann auch darnach aus.



Hier sprach der Evangelisator K. zwei Wochen lang vor vielen, vielen Zuhörern. Heute redet er nicht weniger als dreimal. Wie gerne spräche ich mit Ihnen beiden über das Gehen und Nichtgehen zu solchen Wanderrednern. Wir gönnen allen, die hineilen, solche Stunden. Aber es mischen sich in uns beiden mancherlei Vorstellungen, der Gedanke an die Modesache, an die unruhigen Seelen, die meinen hinter der neuen Straßenecke, um die sie seither nicht geschaut hatten, da wohne das Wunder und die große Erquickung, und endlich der Gedanke, daß der neue Mann doch nichts Neues, nichts Besseres hat. Ich gehe an sich schon nicht gerne in die Kirche, außer wenn die große fromme Einfalt auf der Kanzel steht. Wie stünde es mir an, nun von dem neuen Mann etwas zu erhoffen? Oder sollen wir doch einmal gehen, wenn Chidher wieder gefahren kommt? Sagen Sie uns ein Wort darüber.

Oh, wenn wir vier zusammen sitzen könnten im Freien, im Waldrande, und könnten über die heiligen Anliegen reden. In einer Welt, in der keine Tradition ist. Kein Mißverstehen. In jedem Hause, wo man redet, liegen schon die Gewöhnungen bereit, aus denen die Mißverständnisse kommen. Dort das „Appenzeller Sonntagsblatt“, hier das „Badische Kirchen- und Volksblatt“, dort die Zugehörigkeit zu der Pfarrei, hier zu jener. Die Tradition steckt in den Tapeten und sitzt im Mobiliar. Wenn zwei oder drei beieinander sein wollen im Namen dessen, der nichts für die Theologie konnte, die seinen erdenlangen Schatten bildet, so müssen sie im Freien zusammenkommen, heilige „Freilicht“menschen. So ersöhne ich es mir mit Ihnen.

Ich muß Ihnen sagen, wie lieb ich Wilhelm Raabe gewonnen habe. Ich kannte von Herzen den Hungerpastor vom ersten Erscheinen an, ich war noch Gymnasiast, als er erschien. Jetzt aber habe ich das Buch, das meine Mutter am höchsten stellte, erst recht ergriffen: den „Schüdderump“. Mit inniger Erquickung lernte ich zum ersten Male kennen: „Die Leute aus dem Walde“. Die liebende Nähe und die freie Höhenschau, die dieses feine Menschen- und Dichterherz zugleich hat, das ist etwas wirklich Einziges.

Lieber Herr Salomon, gestern abend hielt ich meinen viertelsten Vortrag diesen Winter und damit meinen ersten Vortrag über die „moderne Kunst“. Da redete ich von neuen Möbeln, Ta-



peten, Töpfen, Wohnhäusern und Christuskirchen, daß Sie an meinem redlichen Eifer die helle Freude gehabt hätten und mir deshalb allen Unverstand und alles dreiste Lamentum verziehen hätten. Nächsten Samstag will ich malen, freilichteln, über Max Liebermann schimpfen als einen Mann mit Augen, aber ohne Herz, will Fritz von Uhde loben und lieben und auch die alte Art darzustellen nicht preisgeben. Dann kommt die moderne Poesie, einen Samstag später, da gedenke ich die strengerem Saiten aufzuziehen und die Botanik der Löwenmäuler und Stinkblumen ein wenig zu beleuchten, nachher aber will ich sagen, was doch auch wahr ist, daß auch in den Negationen dieser jungen Dichter etwas ist, das nur auf den großen positiven Könner wartet.

Weiter darf ich nicht vergessen eine liebe Kinder-Anekdote. Unser Kanarienvogel Hansi ist in seiner Welt ein Genie, er kann sich in Erinnerung bringen, er kann „Guten Morgen“ sagen, er kann schelten, und wie! Neulich sagte ich bei Tisch vor den Kindern mit trockenem Ernst: „Höre, Liebste, der Hansi ist so gescheit, ich glaube, der könnte Französisch lernen wie nichts.“ Die Kinder sahen Hansi, der auf dem Tische vor uns Krümel picken ging, respektvoll an. Acht Tage vergingen. Da sagte Hanneli plötzlich im Tone des größten Vorwurfes: „Aber Mamma, weißt, was du wieder vergäßest? Der Pappe hat doch g'sagt, du sölsch im Hansi Französisch lehre, und jeh' hest es doch nit do!“

Liebe Frau Schlatter, da unsere Korrespondenz in diesem arbeitsvollen Winter langsam ging, weiß ich gar nicht, ob ich Ihnen für Ihre so liebe Anzeige meines Buches gedankt habe? Geschah es nicht, so lag die Schuld nur an den Pausen. Sie erfreute uns beide so sehr . . .

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 6. März 1902.

Lieber Herr Doktor, liebe Frau Emmy!

Im Arbeitszimmer meines lieben Mannlis ist ein Tischchen immer bereit für meine Briefmappe, und während ich seine Reißföhle rauschen höre, schreibe ich dankbar und froh an Sie. Ihr Brief war eine große Freude für uns. Hier an derselben Stelle

habe ich ihn vorgelesen, da haben wir ihn zu besprechen angefangen und auf unseren Abendgängen wurde weiter verhandelt über Keller und Meyer. Ihr Brief war ein vollgewichtiger, eine eigene „kleine Privatvorlesung“ im besten Sinne des Wortes. Ich will versuchen, ein Echo dazu zu bilden, so gut ich's kann.

In erster Linie teile ich Ihre Hoffnung und Freude im Blick auf die Maiengabe. Ich stehe sonst wohl etwas pessimistisch zur „Kinderfreude“. Die Erziehung unserer modernen Mütter gibt mir viel zu kritisieren; aber bei Ihnen weiß ich ein Kindlein wohl versorgt und darf es deshalb freudig kommen sehen. Möchte Frau Emmy wohl sein und munter durch die letzten Monate steuern! Und dann möchte ein Hanneli kommen, so lieb und hilfreich wie dieses.

Ihre gegenwärtigen Vortragsgedanken wollten wir wohl hören und mit Ihnen besprechen; aber ich fürchte, es hieße dann: „und sie verzogen bis über Mitternacht . . .“

Wie herrlich war's wohl, mit Ihnen Raabe zu genießen! Es braucht aber ein gewisses Alter, um ihn zu würdigen, und eine bestimmte Freude an der Psychologie der Menschen. Das ist bei mir fast eine drückende Leidenschaft. Jeden Menschen, den ich sehe, muß ich mir zergliedern, es hilft alles nichts. Gestern z. B. führte mir eine Verwandte ihre vier Kinder zum erstenmal vor. Ich sah sie nur ein halbes Stündchen, aber seither beschäftigen mich die vier Geisterchen in ihrer Verschiedenheit unaufhörlich. Man sah so vieles herausblitzen in den kleinen Momenten des Spiels mit neuen Gegenständen.

Doch zurück zur Poesie.

8. März. . . . Mit Ihren Ansichten über K. F. Meyer stimmen wir ganz, finden aber den Biographen Frey nicht so tadelnswert. Das religiöse Leben Meyers tritt weder in den Büchern, noch im Bekenntnis nach außen sichtbar hervor. Seine Schwester ist „Zellerisch“\*), aber ich glaube, Frey gab ihn, wie er sich gab vor der Welt. Ich sah ihn einmal persönlich, als ich ein Kind war. Er besuchte mein vielbesungenes Herzens-Täntli,

---

\*) In Männedorf am Zürchersee führte Zeller eine Anstalt, um die sich ein eigener Kreis gesammelt hatte.

mit dem er befreundet war. Ich für meine Person l i e b e Frey in seiner Art der Darstellung, gegenüber anderen Biographien, wie z. B. die von Andrá Roman, Kögel, Frau v. Kugelgen usw. ist sie ein wahres Meisterwerk.

Gottfried Keller wird nie meine Freude. Man muß ihn schätzen und bewundern, aber liebend anhängen kann man ihm nicht. Für uns Schweizer ist er außerordentlich wertvoll, gerade im Martin Calander gibt er den schweizerischen Politiker, wie er leibt und lebt. Er muß das Bürgertum geben, wie es ist in seinem ganzen, öden Realismus. Er sah es, und er machte es unsterblich durch seine Darstellung. Man lernt die Schweizerart besser durch ihn verstehen als durch Meyer, der in den Geist der italienischen Renaissance tauchte. Hätte Keller inneres religiöses Leben gehabt, so wäre er erquicklicher. Deshalb lieben wir Ernst Zahn von Göschenen, weil er sittlich tiefer baut und doch der Volksart gerecht wird.

Wieviel hätten wir zu sprechen, wenn wir als „Freilichtmenschen“ am Feldrand säßen! Welch ein Traum! Und die Aleeblüte streckte sich daneben und das goldene Hufeisenkrönchen nickte, und ein Falter zöge leise vorüber, und dann sagte ich Ihnen, wie allein Mannli und ich stehen in religiöser Art und Weise. Zu K. gingen wir auch nicht. Denken Sie, letztes Jahr kam G. . . . in das Kurhaus in Freudenstadt. Wir waren so gespannt auf das „große Tier“, und ich sage Ihnen, seine Sonntagsstunde war mehr als arm, sie war voll Unrichtigkeiten. Wir gingen geärgert davon. Gott besucht uns nicht in solchen Spektakelversammlungen. Sein Weg geht in den stillen Wassern, wo man seinen Fuß nicht spürt. Es gibt immer Leute, die laufen müssen und meinen, das sei das Richtige. Das religiöse Leben ist etwas s o a n d e r e s, als diese Leute meinen. Ach, lieber Herr Doktor, es wird mit jedem Jahre ernster und stiller und verborgener, kaum daß man's dem Liebsten zeigt aus Angst, es möchte ein Schatten darauf fallen.

Und nun ist mein Böglein voll, und unser Bote ist da und nimmt das Brieflein mit.

Gott behüte und segne Sie.

Unser langes Schweigen war das Zeichen vielfacher Abhaltung. Meine liebe Frau hatte eine natürliche und erfreuliche, aber doch recht schwere Belästigung, die einige Wochen Schlaflosigkeit im Gefolge hatte, so daß schon eine kleine Postkarte kaum von ihr geleistet werden konnte. Ich hatte meine Christoterpe-Novelle aufzusetzen und abzuschreiben mit einem von diesem Winter über Gebühr mitgenommenen inneren und äußeren Menschen. Am Montag abend konnte ich sie auf die Post geben. In ihrem zweiten und vierten Teil hoffe ich auf Ihrer beider Beifall, der erste Teil ist mit so viel Kopfweh und Hoffnungslosigkeit (daß ich überhaupt noch schaffen könne) geschrieben, daß Sie es ihm ansehen können.

Ihr Brief hat uns aufs innigste gerührt, wir sehen Sie beide liebe, leidende und ausharrende Seelen und möchten für Sie die Wasser von Bethesda rühren können. Gottes Liebe breitet dafür einen Frühling von solcher Schönheit um Sie aus, wie wir ihn noch kaum gesehen haben. Werden Sie wieder ein ruhiges Plätzchen suchen wie Versam?

Hanneli hat neulich etwas Köstliches von Ihnen und für Sie gesagt, liebe Frau Schlatter. Im neuen Hausbuch sind einige Stellen von Philipp Otto Runge mitgeteilt, einem Maler, den ich seit vielen Jahren liebe. Ich erfuhr, daß es ein Heft Silhouettenbilder von ihm gibt, d. h. eine Nachbildung, die in Hamburg herausgekommen ist. Sie ist nicht im Handel, aber Rudolf Reichs jüngste Tochter verschaffte sie mir bei ihrem Aufenthalt in Hamburg. Sie kam vor 14 Tagen und brachte mir das ersehnte Heft. Ich las sofort mit Lust die Vorrede und betrachtete die Künste seiner Schere (es sind Blumen, die er teils aus dem Gedächtnis, teils nach der Natur geschnitten hat). Bei Tisch sagte ich zu meinen Lieben: „Runge war vor hundert Jahren ein Anfänger des ‚Modernen‘, die neue Blumenmalerei hat er eröffnet, schließlich steht auch unsere liebe Frau Schlatter auf seinen Schultern.“ Da sagte Hanneli mit ihrer schönen Kinderernsthaftigkeit: „Weiß d’Frau Schlatter, daß sie uf d’Schultere stoh?“

Sie haben mir mit dem St. Gallischen Siegel\*) die größte Freude bereitet, lieber Herr Schlatter. Schon längst wollte ich zu den Münzen um der Kinder willen auch einige merkwürdige Siegel fügen, und da kommt Ihre Gabe als Grundstein. Vergangenheit still zu betrachten, hat etwas Schönes und Gutes an sich, das tief verborgene poetische Element rührt die Seele und die Ehrfurcht lernt sich von diesen alten Dingen.

Unser lieber Freund Reich ist zu unserem Schmerz ein kranker Mann geworden, kränker, als er wissen darf.

. . . Aber die Kinder sind vorbereitet auf das, was mit einem Male kommen kann. In zwei Jahren sind es 40 Jahre, daß wir einander Freunde sind im Sinne der alten Zeit, nichts Liebes und nichts Trauriges ließen wir ungeteilt.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 5. Mai 1902.

Männli sitzt am Schreiben, da heute ein freier Nachmittag ist. Ich benutze seinen Eifer, gerade auch ein Brieflein mitlaufen zu lassen, damit mein Dank für Ihre Sendung warm und kräftig zurückhalle. Vielen Dank für die Photographie.

. . . Wie leid tut es mir, daß Sie die Schlaflosigkeit kennenlernten und daß Herr Doktors Kopf sich nicht frisch fühlte zum fröhlichen Schreiben. Ich freue mich sehr auf Ihre Arbeit.

Mein Beitrag in die Christoterpe ist ein Stückchen Erlebtes\*\*). Ob es irgend jemand gefällt, weiß ich nicht. Sagen Sie nur Hanneli, daß ich nur zu gut wisse, daß ich auf Schultern stehe; ich bin in nichts durchschlagend originell, nicht im Schreiben und nicht im Malen, ein bißle Freude und ein bißle Reproduktion — das ist alles, was ich habe. — Was Runge über die Blumen schreibt, ist wunderschön, es ist, wie ich es selbst sagen möchte. Alle Jahre liebe ich die Blumen mehr. Mein Mann ist ganz hitzig auf ihr Studium aus gegenwärtig; er hat prächtige Studien gemacht, die sich dann in Holzschnittmotive umsetzen. Weil er nicht mehr

---

\*) Ein Abdruck des alten großen Geheimsiegels der Stadt St. Gallen.

\*\*) Christoterpe 1902, Seite 140: „Kunst für Kunst“. Der gleiche Band enthielt Hermann Desers Novelle „Cajetanus Sachsenmaiers Verdienst“.

draußen sitzen und malen darf, holt er sich 's Blümli ins Zimmer. Die „Moderne“ bietet seinen Ideen weiten Spielraum...

Ihnen, liebe teure und treue Freunde, wieviel Wünsche haben wir da! Herrn Doktor wünschen wir wie dem Büchlein: „einen neuen Gang“, und seiner lieben tapferen Frau ein mutig Herz bis zum „Maientag“. Wie werden wir uns alle freuen, wenn ein drittes Blümlein da ist. Soll's dem Hanneli gleichen oder dem Gerhardli? Wir finden die Wahl schwer.

Mögen die Englein Sie behüten und Ihre Lieben erhalten.

Von Hermann Defer.

Karlsruhe, 3. Juni 1902.

Lieber, teurer Freund, zum 4. Juni treue Grüße! Was war Ihnen ein langer Brief zugebracht! Aber Gertrud kam dazwischen und sagte: „Nein, der Onkel Salomon soll noch etwas warten; jetzt gehe ich vor und das Mammi.“ Auch der Schluß des Storn liegt da und kommt nun auch etwas später. Wie freut es uns, dieses köstliche Werk nun ganz in Ihrem Besitz zu wissen. Auf Ihren lieben Brief soll eine gewissenhafte Antwort kommen, sie steht in meiner Seele geschrieben, seit ich mich an Ihrem Briefe erquickte. — Heute mittag kam Ihre Karte und rührte uns. Vielleicht, sagten wir, hat auch Ihnen die Mittagspost unsere Karte gebracht und Freude bei Ihnen hervorgerufen. Denken Sie, wie Gott sein treues, wortloses Kind Emmy behütete. Genau auf den Tag der Erwartung kam das Töchterlein, das erhoffte, und in zwei Stunden war leicht und gesund die Gottesgabe da. Es ist ein langes Schätzchen, hat dunkle Haare, dunkelblaue Augen und ist eine kleine, sehr dezidierte Persönlichkeit. Frau Emmy geht es gut, sie ruht sanft und ist umschwärmt von den entzückten Kindern wie eine Blume von Bienlein. . . . Sie grüßt Sie beide, liebste Freunde, innig mit mir. Heute und immer trenn Ihr

Dr. Hermann Defer.

Von Hermann Defer.

Karlsruhe, 13. Juli 1902.

Ehe der schlimme Juli die schwersten Wochen bringt, will ich Ihnen noch ein paar Zeilen schreiben, weil Sie sonst zu lange nicht hörten, daß ich Ihnen mit meinen Gedanken immer nahe bin.



Es ist so geworden, daß ich eigentlich alles, das uns tiefer bewegt, gleich zum Befragen zu Ihnen bringen möchte. Die Zeit bringt so vieles. Und nichts Erfreuliches.

Nur im eigenen Heim ist alles sonnig. Von der kleinen Gertrud sind wir so entzückt, daß wir meinen, so wären wir es doch nicht von den beiden Großen gewesen. Ihr Blick ist wunderschön, so groß und ernst, daß man meinen sollte, sie hätte noch mehr Erinnerung an das Himmelreich, als sie nachher bleibt, wenn sich die Seele mit dem Irdischen befreundet. Ihre Bemerkung war köstlich, liebe Frau Schlatter, daß ich so kriegerische Namen wähle. Ich will es gar nicht, es ist nur das sonore Germanische, das mich an den Namen Hedwig, Gerhard, Gertrud entzückt. Aber als ich Ihren Scherz las, überslog ich sofort alle meine Namen und entdeckte, daß das kriegerische Übel mit mir angefangen hat: Hermann (Kriegsmann), Ferdinand (Heerkühn), Karl (der Starke), Ludwig (laut im Streit). Dann kam Hedwig (Kampfstreit), Gerhard (Speerkühn), Gertrud (Speervertraut). Und wenn nicht das erhoffte Töchterlein kam, so lagen für den zweiten Sohn bereit: Arnold (der wie ein Adler waltet), Wolfgang (dem Wodans Wolf begegnet), Hartwig (hart im Streit). Und ich bin so ein Schneckenhäusler, bin ein Duellgegner und verabscheue den Krieg. Was will ich machen, wenn die St. Galler Freunde sagen: der Herr Doktor ergötzt sich an kriegerischen Namen wie der Quartaner am „Lederstrumpf“, aber wenn's an's Skalpieren geht, versteckt er sich mit dem Quartaner im Heu!

Meine liebe Frau Doktorin ist diesmal wohlauf. . . . Nun sehne ich mich täglich darnach, sie wieder singen zu hören; wenn wir es recht verständen, so wäre die Stimme die tiefste Offenbarung über das Wesen eines Menschen. Bei meiner lieben Frau geht das Wesen im Gesange ganz in die reinste Erscheinung. Vorgestern sang sie eine armselige Strophe, die jemand im Gefängnis geschrieben und komponiert hat, da hatte ich das Gefühl, daß ich die auferstandene Seele meiner Liebsten höre.

Wissen Sie auch, liebste Frau Schlatter, daß ich Ihren Herrn Bruder den Dase-Schlatter nenne, und warum? Jedesmal, wenn er mit Theologen in Vereinen, Kongressen und anderen Mühseligkeiten zusammen ist, dann redet er die brauchbaren

Sachen, die Realitäten, die erfahrungsgemäßen, so nötigen Nüchternheiten inmitten dogmatisch oder erbaulich Berauschter. Nüchternlich in Eisenach auf dem Tage der Gemeinschaftsleute blieb seine Rede immer auf dem Boden der religiösen Erlebnisse und ihrer Psychologie inmitten von Leuten, die ihre Einbildungen für Tatsachen, ihre hölzernen Steckenpferde für veritable Zugtiere ■■■ Karren der sündigen Menschheit hielten.

Lieber Herr Salomon, Sie sind mir böse, daß ich von „h o h e r“ Kunst rede. Das sollten Sie nicht sein. Und Sie denken, ich dächte dabei an „vornehme“ oder gar „akademische“ Kunst. Und das sollten Sie nicht denken. Allerdings ist mir der Begriff der hohen Kunst ein teurer, in ihm erschöpft sich mein ganzes Verhältnis zur Kunst. Alle Kunst ist mir hohe Kunst, in der das Unsichtbare im Sichtbaren erscheint und wirkt, meine Seele Sonntag hat und das Irdische von mir als ein Gleichnis des Ewigen erkannt wird. Große, geliebteste Meister haben neben mir völlig Gleichgültigem solche Werke hoher Kunst geschaffen (m i r hoher Kunst) und s o l c h e Meister sind (f ü r m i c h) Dürer, Holbein, Ludwig Richter, Joseph v. Führich, Kethel, Feuerbach, Böcklin, Thoma — Michelangelo, Lionardo, Giorgones — „Konzert“ — Rosetti, Burne Jones. Ich empfangе nichts von Raffael. Ich empfinde bei Rubens den allerstärksten Widerwillen. Rembrandt ist mir tief fremd. Damit Sie sehen, daß es nicht immer der ganze Meister ist, der auf mich wirkt, so sage ich Ihnen, daß bei dem Manne, den ich für den größten Künstler der Welt halte, Michelangelo, ich ohne eine Spur von Anteil bin seinem „Moses“ gegenüber. Erst ließ er mich ohne alles Interesse hier dem Gipsabguß gegenüber, dann vor dem Original in Rom. Aber seine „Nacht“, seine „Pietà“ in Rom, seine Propheten und Sibyllen im Vatikan — da kommt die göttliche Hand aus diesen Werken und faßt und bezwingt mich. Und so in Dürers „Hieronymus im Gehäuse“ und so in Ludwig Richters Bildern, in Kethels „Totentanz“. Das Innige, Tiefe, Unerschöpfbare, Ernste — das ist nun einmal meine Liebe . . .

Darf ich noch ein wenig mit Ihnen disputieren? In Kunst- sachen regt mich niemand so an, wie Sie. Sie sind Künstler, empfinden das Wirkliche in seiner Schönheit und erstaunen sich demgemäß mit einem kräftigen Erstaunen über den Laien, dem das

Schöne so geschwind zu einem Lesebuch des Geistigen und Ethischen wird. Drum liegt mir in Ihren Einwänden immer etwas besonders Unregendes, und der mächtigste Reiz, mich zu wehren und trotzig zu sagen, „nein, nicht durchaus l'Art pour l'Art!“ Ich denke an Ihre gute, ausgezeichnete Bemerkung, daß Ihnen die Künstler verdrießlich sind, über die so viel geschrieben werden muß. Als eine Abwehr einer zudringlichen Zeitunart ist mir Ihr Satz so willkommen gewesen, daß ich fröhlich auflachte, als ich ihn las, aber als Marime kann ich ihn nicht annehmen.

Die Geschichte der Kunst zeigt, daß eine Reihe der vornehmsten Künstler aus der Welt des Ungesehenen ein Reich des Gesehenen machten, Dante, Goethe in „Faust“ und „Pandora“, Shakespeare im „Sturm“, Michelangelo im „Jüngsten Gericht“ und in der „Nacht“, Böcklin durchgängig und auch in diesen Tagen der doch geistig bedeutende Max Klinger. Die Literatur, die sofort hinter solchen Werken her den neu erschlossenen Acker umpflügt, ist ein Zeugnis dafür, daß eben nur immer Realitäten im Kunstwerk aufgeschlossen wurden und daß der Weizen dieses Ackers rasch für die Umwohner in handliches Brot verbacken werden muß. Für gute Sachen sind die Kommentare ein gutes Zeugnis, und für die Wichtigtuerei sind die Kommentare, ohne es zu wollen, die Aufdeckung der Blöße. Ein Greuel und Scheuel sind mir Raffaels Dispute und alle ihre Kinder bis zu Kaulbachs Zeitalter der Reformation, — eine Wonne ist mir Burne Jones „The king and the beggar maid“ und „Das Schweigen im Walde“ von Böcklin, beide Bilder machen eine Erläuterung unnötig.

Aber nun treffen wir doch zusammen: Ich habe den ganzen Böcklin seit 1884 mit ganzer Innigkeit durchgeföhlt und durchforscht, aber ich lese nichts über ihn. Ich kommentiere mir ihn selbst. Mit Burne Jones geht es mir ebenso. Über beide zu schreiben und zu reden ist mir ein Anliegen, also andern ein Kommentar zu sein, aber ich ringe lieber allein mit ihnen.

So ist für jeden gesorgt. Wer allein fertig werden kann, werde es. Wer Hilfe braucht, hole sie. Und sicher gibt es Werke, mit denen man ringen muß. Denn das Auge schöpft sie nicht aus. Sehnsucht, Ahnung und die Weite und Tiefe einer Weltanschauung, die die Probleme der Zeiten kennt, muß sie enträtseln.

Gegen zyklische Sachen wehrt sich der Instinkt auch bei mir — aber Hogarth? Rethels „Totentanz“? Michelangelos Deckengemälde? Man sieht, auch die bildende Kunst kann sich nicht ganz von der tiefen Zusammenhangskraft und Durchgängigkeit der Erscheinungen lösen, und auch sie entspringt derselben Wurzel, aus der die Poesie des Epos und des Dramas entspringt. Auch Klingers Zyklus „Liebe“ sahen wir beide mit Ernst und Versenkung an.

Zwei Stunden später. Zusammen gehen wir diesmal nicht in die Ferien. Frau Emmy muß bei Gertrud bleiben. Was aus mir wird, ist noch im Fernen. Wir denken einstweilen, ich solle mich nicht weit von hier entfernen. Ja, wir hoffen auch darauf, einmal mit Ihnen in trauter Gemeinsamkeit leben zu dürfen.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 3. August 1902.

Es ist Sonntag bei uns, aber ein stiller, grauer. Die Nebel ziehen ganz nahe ans Fenster und breiten ein trübes Licht aus in unserem braunen Stüblein. Ich möchte einen Eindruck abschütteln von der Seele, indem ich schreibe und damit Ihre Seele berühre, die mir frisch und natürlich, lebend und empfindend einst gegenüber saß. Ein ferner, norddeutscher Verwandter war da. Wir sprachen über K. F. Meyer, über Raabe, über Storm, alles lief so rund und glatt, so formvollendet und sicher über seine Lippen, daß man dem Rauschen des Bächleins in heller Verwunderung zuhörte, und wenn das Bächlein aufhört, ist man betrübt, daß es nur ein Rauschen gewesen. Bächlein ließ keine Steine, keine Spuren zurück. Ich weiß nicht, mir ist ganz sonderbar bei so vollkommenen Menschen, so runden Menschen, die vorüberrollen und man hat nichts davon. Wissen Sie, wie es einem ist? Man steht am Ufer und schaut und schaut, als müßte etwas kommen und einem sagen: „Ich zog doch nicht ganz leer davon.“

Wir dummen, dummen Menschen, die alles klastertief fühlen, klastertief fassen und niemals rund werden! Nicht wahr, lieber Herr Doktor, Sie sind auch nicht rund? Das Runde ist entsetzlich. Mich macht es todestraurig.

So — und nun genug davon und zu Ihnen und Ihrem lieben herrlichen Brief, der uns so große Freude machte. Ihre Schülerinnen haben ihre Diplome redlich verdient und die Lehrer ihre Ferien. Wo Sie wohl weilen? Ich sende mein Brieflein „heim“ zu Ihnen, zu Ihrem Frauelein und Ihren Kinderlein, und von dort sucht es Sie auf im Waldschatten oder in der Bergfrische. Wo wohl? Es war wohl ein Losreißen von daheim von den vier Blümlein im Kreis und all dem „Starken und Trauten“? Es ist nur ein Trost, daß Sie das Beste mittragen und zurückbringen und der Seele helles Lieben Sie begleitet wie das Licht und die Sonne auf jedem Schritt. Und wenn Sie heimkommen, loht das Lieben noch heller auf und die Treue ist stärker geworden.

Den 6. August. Mein kleines „Mädchenbüchlein“\*) hat mir einen Briefsegen und damit eine Arbeit gebracht wie noch nie. Ich sehe in die Not unseres Geschlechts hinein und merke mit einem halben Schrecken, daß ich einen Anfang gemacht hatte, der einen Fortgang rufen würde. Ich sollte Kraft haben, dann sollte dieser wahrlich nicht fehlen. Hier in unserer Stadt wäre viel, viel zu tun. Was mich aus all den Briefen freute, war das, daß sich viele tapfer und klar selbst mit den Fragen auseinandergesetzt haben und ins reine kamen. Das sind aber leider alles die Älteren, die Jungen sehen noch geblendet vom Verlangen ins Leben. Es war ein nützlicher Blick ins Sinnen und Trachten unserer Mädchenwelt, der nicht verloren ist für mich in alle Fälle.

Mein liebes Mannli wird Ihnen antworten, wenn die Zeit etwas ruhiger ist. Jetzt ist sie, unruhig machend, gefüllt.

. . . Ihre inneren Erlebnisse in der „künstlerischen Ausgestaltung“ liegen auch auf der musikalischen Seite. Da sieht es bei uns erschreckend brach aus. Ich ahne, was Ihnen die menschliche Stimme sagt und ist, aber die Tiefe Ihres Empfindens bleibt mir wohl verschlossen bis zum großen Hephata. Seit ich meine Neuralgie als Lebensgefährtin habe, konnte ich kein Konzert mehr besuchen. Lange noch spielte ich ein wenig zu meiner ärmlichen Stimme. Seit drei Jahren ist alles stumm. Ich tat es ja für „sie“, die damals heimging. Ich begreife aber so gut, wie sehr Sie sich

---

\*) „Reine Blumen“, in mehrfacher Auflage bei Reinhardt in Basel erschienen.



freuen, wenn Ihr Fraueli singt. Ich möchte es wohl mit hören. Es ist ein köstlich Geschenk, das Sie daran haben.

Was Sie in Ihrem Brief über meinen Bruder sagen, ist köstlich zutreffend. Ich wollte, Sie hörten ihn. Sie würden sein „Idiom“ verstehen, weil Sie ihn innerlich verstehen würden. Sie sollten einmal sein Auge sehen im Ausdrucksvermögen des Innenlebens.

Wir wissen noch nicht, wohin wir gehen. Die strenge Diät, die mein lieber Mann halten muß, verschließt uns die Hotels und Pensionen. Ich bliebe am liebsten hier, aber die Geschäftslust ist manchmal zu dick für die schwache Kraft. Das Loslösen muß wohl sein.

Von Hermann Dejer.

Karlsruhe, 8. September 1902.

Zum neuen Jahre Gottes Segen! Aus Ihrem lieben Briefe sehen wir, daß Sie nicht mit großer irdischer Zuversicht für Sie beide in die Zukunft sehen. Gott gebe, daß Ihrer beider Tage sich wieder mit dankbarer Zuversicht füllen. . . .

Unser Geburtstagsgeschenk folgt. Wir leben seit dem 23. August in äußerer Unruhe, und so kam es, daß nicht rechtzeitig Sorge getragen wurde. Mit diesem Briefe kommt mein kleines Triptychon\*) aus der Christoterpe und ein Heftchen aus Meyers Volksbüchern. Ihr liebes Echo auf meine Arbeit war so sonntäglich, daß es immer in mir nachklang. Hat es den lieben Herrn Salomon gefreut, sich in diesem kleinen Spiegel so unerwartet in das Gesicht zu schauen? Und hat er die Worte seines damaligen Begleitbriefes auch in ihrer Umgestaltung wieder erkannt? Ich muß das liebe Predigtlein an meiner Wand neu vergolden lassen, es hat unter Licht und Staub etwas nachgegeben. Es hängt in guter Nachbarschaft: rechts von ihm steht ein kleiner Abguß des „Moses“ des Michelangelo, und über beiden stehen auf einem kleinen Bücherbrett die Werke St. Martins. Links davon hängt Dante, wie ihn G. Doré sah.

Das kleine Heft portugiesischer Novellen ist von einer mir befreundeten Dame übersetzt. Vielleicht freut es Sie, Romanen in

---

\*) „So war's einmal“, Christoterpe 1903. Auch in „Zweifsimmen“ abgedruckt.



gemütlich durchwärmter Enge hier zu betrachten. Ich wünschte eine Geschichte schreiben zu können wie die erste. Es ist schade, daß Sie die Karlsruher Kunstausstellung nicht sehen können. Es ist ein Auschnittchen „moderner Kunst“ und zeigt das, was sie k a n n, ausgezeichnet. Aber es ist doch ein trübseliger Anblick: Märzlandschaft, Abendstimmung, Novembermorgen im Dorfe, Mondlandschaften — und nur ein Bild mit Conne, Hans Thomas Villa im Garten. Keine Kunde von Menschen! Wenn nicht Thoma und Leibl da wären, so wäre die Ausstellung für höhere Bedürfnisse geradezu langweilig. Während die braven Deutschen meist Landschaften ohne Menschen ausstellen, haben die Romanen Weiblichkeit verschiedener Güte ausgestellt. Aber unter dem bloß malerischen Gesichtspunkt, also der modernen Einsicht in die Leistungskraft der Malerei, ist eine Fülle des Interessanten da.

Als ich Ihre Zeilen über Ihren norddeutschen Besucher las, verstand ich so gut, was sich Ihnen für eine Geistesart in ihm dargestellt hat. Naturen, die kein Pflug der schweren Probleme und kein Leid erreicht und auflockert, unbelehrbar und aller großen Dinge wahrhaft ahnungslos. Oh, hätten Sie Max Vorberg kennengelernt, damit Sie am lebendigen Menschen das G r o ß e am norddeutschen Volkscharakter erkannt hätten.

Ich setze meinen Brief bald fort. Ich muß Ihnen noch von meinem kleinen Ausflug in die Schweiz erzählen.

Frau Emmy wünscht Ihnen mit mir alles Gute. Sie ist müde von den letzten Wochen. Morgen geht der letzte Gast, meine liebe Schwester.

Von Dora Schlatter.

Weggis, 14. September 1902.

„Und immer tiefer sank der Mut,“ hieß es diese Woche buchstäblich, wenn mein liebes Mannli mit dem Feldstecher vom Fenster aus all die Figürchen bewachte, die über den Landungssteg stiegen. Immer war die hohe, gerfähige Teutonengestalt nicht darunter. Schon mein langer Geburtstagsbrief und die Bemerkung über die Abreise der Gäste weckte den Zweifel, ob Sie nochmals der Schweiz zureisen würden, aber das Hoffen läßt sich

nicht leicht töten. Nun aber fängt das Seminar wieder an mit all seinen Tagesforderungen an den Direktor, und wir beide denken mit warmen Wünschen an die Arbeit, die in ihrer Gegenseitigkeit Sie umspinnt.

Empfangen Sie nun unseren wärmsten Dank für Ihr liebes Geburtstagsgedenken. Frau Emmys liebes glückliches Mutterli-  
gesicht schaut uns immer an aus einem Ständerchen von Feld-  
ahornzweigen, das unser „Korber“ schleunigst erstellt hat. Wie  
herzig ist das frohe Besitzen, das aus dem Bildchen strahlt. Es  
ist immer, als hörte ich die Liebe sagen: „My's Chindli!“ Vielen  
Dank für Ihre Büchlein. Freilich hat Salomon Aufenberg hell  
gelacht, als er sich wiederfand! Eben jetzt sitzt er wieder droben  
am Rain und zeichnet ein braunes Haus „auf dem Bühl“ und  
sinnt und denkt Holz und wieder Holz.

Die kleinen portugiesischen Novellen sind ausgezeichnet gegeben  
und sehr gut übersetzt, aber sie sind wie alle südlichen Dichtungen  
entsetzlich traurig — und haltlos. Sie machen mich immer un-  
glücklich, weil ich in ihnen die romanische Seelenart verkörpert  
sehe. Wir lesen sie aber mit großem Interesse.

...

Den 15. September. Bleiches, graues Licht schaut auf den  
See und ins Fenster. Mein Brieflein von gestern soll fertig wer-  
den. Glücklicherweise schreibt mein Mann die Ergänzung dazu.  
Er ist stillvergnügt in unserer kleinen Idylle. Gestern führte uns  
ein siebenjähriges Bublein mit seinem Großvater durch die indigo-  
farbenen Wellen der Seebucht, das zu unserem Ergötzen energisch  
behauptete: „Maler will ich werden!“ Das Kerlchen hatte pracht-  
voll helle und schauende Augen und machte uns köstliche  
Freude. Es ist ein Trost, daß mitten im Fremdenstrom unser  
Volk seine Kraft und Klarheit bewahrt. Wir sehen es, weil wir  
in die vergessenen Winkel dringen, wo die alten schwarzen Häus-  
lein stehen. Gestern schwitzte Mannli vor Freude, weil er eines  
fand mit der Jahrzahl 1543. Das ist das älteste, das er bis jetzt  
fand. Ich bin so glücklich über jede kleine Freude, die er empfindet.  
Möchten Sie viele erfahren an Trudchen und Gerhard und  
Hanneli. Der Kreis wird ja immer größer und weiter. Vielen  
Dank für all Ihre Liebe und all Ihr Gedenken.

St. Gallen, 25. November 1902.

Viellieber, verehrter Herr Doktor! 's ist ein eigen Gefühl, wenn man ein festliches Herz haben sollte zu einem Geburtstagsbrief und hat doch keines. Suchen und emporschrauben will ich es nicht. Ich will Ihnen nur herzlich die Hand drücken und Ihnen sagen, daß wir Verglileute uns von Herzen freuen, daß Sie da sind und Geburtstag feiern können. Sie lassen ja nicht nur die Spur Ihrer Arbeit zurück und die Spur Ihrer Büchlein, — nein, mehr als das — Viele denken dankbar froh an Ihr warmes, treues Wort, an Ihr köstlich reiches Lieben. (Nicht wahr, liebe Frau Emmy?) Und daß diese Spur sich golden und leuchtend durchs Jahr ziehe, ist unser beider warmer Wunsch. Ich merke es immer mehr, daß doch nicht die Arbeit das Beste ist am Leben, sondern der einzige kleine Augenblick reiner, himmelsklarer Liebe überwiegt sie weit und alles, was sie sonst an Frohgefühl brachte. Es ist nur schade, daß das Menschenherz so selten zu solch hellen Augenblicken sich aufschwingt, — sie sind der Bote des ewigen Glückes.

Mein lieber Mann schickt Ihnen ein Geburtstagskärtchen, ganz vom „Stelserberg“\*). Sie lächeln wohl, aber Sie wissen ja — so sind wir. Die gemalte Mispel ist für Frau Doktor, daß sie dem Mutterli darauf schreibe. . . .

Kennen Sie Cäsar Fleischlen? Wenn Salomon Aufenberg dichten könnte, so würde er so dichten. Wir haben große Freude an ihm. Es ist oft, als spräche er einem aus der Seele. Sie wird er nicht so packen, weil der liebe Gott Sie über Höhen führt und nicht durch „Chrachen“ (Schluchten) wie uns.

Mein Mann liest: „Chamberlains Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ mit bleibendem Interesse. Man wird reicher an Gesichtspunkten und Gedanken von Seite zu Seite. Es wäre so schön, mit Ihnen zu sprechen, manchmal überfällt mich eine eigentliche Sehnsucht. Die stete Stummheit, die dem Sehnen begegnet, ist fast schmerzlich, aber ich sage mir immer, daß die Gemeinschaft der Seele schon sehr schön ist und sehr reich macht, auch wenn man die Stimme nicht hört.

\*) Siehe „Der Alte am Stelserberg“ in „Wegwarten“, Bilder ■■■ dem Leben. Basel, Reich. 1902.

Am Festtag sind wir ganz nahe ~~um~~ Sie mit all unseren Gedanken.

Von Hermann Deßer.

Karlsruhe, 8. Dezember 1902.

Mit innigem Danke erwidere ich alles Liebe, das von Ihnen beiden seit dem Sommer bis zu meinem Geburtstage zu mir gedrungen ist. Alles, was Sie mir vom Vierwaldstätter See und jetzt von St. Gallen aus schickten, ruht wach in mir und beschäftigt mich, so oft eine kleine stille Viertelstunde kommt. Ihr liebes Geschenk ziert nun unser Empfangszimmer, doch hat es noch nicht die ihm gemäße Stelle; in diesem uns so lieben Raum hängt viel Kunst beieinander und muß sich untereinander einrichten. Zum 19. November erwarb sich ein Pläglein dort eine kleine Wiedergabe des opus christianissime des Ford Madox Brown „Wie Christus Petri Füße wäscht“. Kennen Sie das Bild? Wenn nicht, so bitte ich um eine freundliche gelegentliche Antwort; wir möchten in diesem Falle die sein, die das Bild den lieben Freunden in St. Gallen zueignen dürfen.

...

Ihr so liebes Buch\*) war schon früh zu uns gewandert, der liebe Freund hielt es nicht aus, es so lange heimlich auf Lager zu haben, ohne daß wir es sehen und lieben könnten. Aus einer Arbeit entnahm ich die Anregung zur Ansprache bei der Eröffnung des Schuljahres am 23. September 1902 Seite 19—20: „Man muß mit gebadeter Seele in die Schule kommen“ und die fünf folgenden Zeilen. Ihr Büchlein ist wieder mit einem großen Teil oder mit allem ein Lehrbuch in der Kunst, Übersehenes sehen zu lernen. Der Alte vom Stelserberg und seine Frau Dora sind für den neuen Blick, sein Licht nimmt er von oben und innen, seinen Gegenstand aber von Pfaden und nicht von Chauffeen und Promenaden.

Gestern buchstabierte Hanneli in seiner Bibel still und treu für sich, während Frau Emmy neben ihr arbeitete. Als Hanneli D—o, do, r—a—ra, Dora las, fragte Emmy: „Weißt denn au, was Dora isch?“ „Jo frilich, Dora, das isch d'Tante Dora

---

\*) „Wegwarten“.

"Schlatter!" antwortete Hanneli mit bligender Freude. Sie hat mir heute dreimal sehr dringlich befohlen, Ihnen für das liebe Kärtchen zu danken. Es geht auf dem Boden dieses Kindergemütes kein Weizenkorn verloren. Sie hebt auch alle diese ihr gegönnten Grüße treulich auf.

Für mich ist kein produktiver Winter heraufgekommen. Die seit langer Zeit ganz ungewöhnte, fortlaufende Vorbereitungsarbeit für das Seminar zu haben, ist diesmal eingetreten. Meine Samstags-Vorträge nehmen mir zum Glück wenig Zeit weg, ich ordne Altdurchdachtes und mit Vorliebe Gepflegtes mit Eifer in einer bequemen Stunde. Aber die Seminar-Arbeit empfinde ich als eine eigentümliche Belastung. Es laufen die Fächer und die Stoffe so hurtig schachbrettartig durcheinander, und ich bin so sehr auf einseitige, ganze Geistesarbeit gestellt. Nun, es ist einmal, dann liegt die getane Arbeit immer zur Verfügung da.

Haben Sie mir schon einmal gesagt, wie Sie von Björnsterne Björnson denken? Ich liebe ihn so viel Jahre, — alles Große von ihm lernte ich kennen, je vor dem Zeitungsärm. Mit „Über die Kraft“ wanderte ich in den 80er Jahren wie oft zum Rheine und las das Buch unter grauen Weidenbäumen, seine Romane las ich immer wieder und ließ sie aus und trieb andere zum Lesen, ehe es „Pflicht“ wurde, ihn zu kennen. Er ist voll Liebe und Gerechtigkeit, ich kenne keine Theologennatur der Literatur, die so liebevoll gezeichnet wäre als sein Die Luft in „Auf Gottes Wegen“. Neulich, in München, sprach ich 40 Minuten nur über dies Buch.

„Jörn Uhl“ lesen wir mit Freude. Mir war es auch eine Lust, den modernen Stil hier am Ziele angelangt zu sehen, nachdem er von Zolas Anfängen her mit Mammutfüßen gegangen war, in den letzten Jahren im Schnee der Novellistik Fuchsspuren abgedrückt hatte, ihn nun wie ein kräftiges Roß sicher traben zu sehen. Diese Sicherheit in der Zeichnung des Milieu, bei der kein Fota mehr vorkommt, als der Held sieht, diese stumme Bestreitung des Milieus ohne sich vom Milieu zu lösen, im „Jörn Uhl“, dieser heidnische Gros, der doch kaum einmal aus der Frauen-natur heraustritt, die kranken Menschen ohne Spitalgeruch, die Gesunden ohne Weihrauchduft — das ist prächtig —. Habe ich

Ihnen von dem Buche geschrieben, das ich in „Zweismimen“ las: „Diana of the Crossway“ von George Meredith? Es fällt mir gerade durch „Jörn Uhl“ ein. Das geht nun ganz andere Wege, technisch und stofflich; ein herrliches Buch und ein Zeugnis dafür, daß man in der Kunst auf tausend Weisen selig werden kann. Ein altes Weibchen hustete winters in der kleinen, eisigen Dorfkirche so fürchterlich, daß der Pfarrer seine eigene Stimme nicht hörte und schließlich ganz nervös sagte: „Si, Frauchen, so husten Sie doch nicht so!“ Darauf rief sie zur Kanzel hin: „Herr Pfarrer, ich huste, wie ich kann!“ Ist das nicht ein feines Symbol für alle echten Künstler und Dichter?

Karlsruhe, 2. Januar 1903.

Liebe, teure Freunde, heute früh ist unser Herzensfreund Reich in Hamburg gestorben. Erwarten Sie erst in der kommenden Woche ein Wort des Dankes und der Freundesliebe von uns.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 3. Januar 1903.

Heute morgen kam Ihre Karte mit der uns tief berührenden Nachricht.

Als das Weihnachtsfest kein Kärtchen brachte, ahnte uns, daß Ihr Lieben und Sorgen sich um den Freund drehe, nun ist diese Furcht Wirklichkeit geworden.

Mir ist sehr leid um Sie, um Ihr „Batti“, um Ihren Freund. Mir ist auch leid um meinen Verleger, der mir nur freundlich begegnet ist und dem wir ein dankbar liebend Andenken bewahren.

Es ist ein eigen Gefühl, das Sie jetzt beherrscht, ich weiß es, das Gefühl einer schluchzenden Leere. Es ist etwas weggewischt aus Ihrem Leben, etwas Lichtes, Sonniges, Liebes, es ist als ob auf einmal der Ast blütenlos in die Höhe ragte. Ich weiß, welch ein Verlust solch ein Freundesherz und -Verständnis ist, und ich kann Ihnen nur sagen, daß ich innig mit Ihnen fühle. Solchen Schmerz können wir nur männlich tragen. Darüber trösten kann uns niemand. Es ist der Blick auf die Ewigkeit, an dem wir uns halten können, aber es ist eben ein *G l a u b e n* ohne Schauen und erst langsam ringt sich dieser siegend aus dem Schmerz.



Karlsruhe, Sonntag abend, 18. Januar 1903.

Die Blumen, die Sie Frau Emmy sandten, haben gleich ihren frischen Boden gefunden und blühen im Zimmer der liebsten Frau, wie sie uf em Bergli geblüht haben. Wir danken Ihnen von Herzen für diesen lieben Gruß. Und noch habe ich Ihnen nicht für die so schöne Weihnachtsgabe gedankt, für Ihre Novellensammlung in Bleistiftstrichen. Es ist wieder der liebe Herr Salomon, wie er leibt und lebt, — Kinder aus seiner Künstlerehe, in der ein wahrer Gegenstand und eine wahre Persönlichkeit sich vereinigen. Sie machen es mit Ihren Arbeiten, wie Sie es mit den Gänseblümchen machten, die Sie uns sandten: ein Fleckchen Erde aufgehoben mit der Seele. Wer sich hinter Ihre Bilder stellt, sieht Ihnen gerade in die treuen Augen, wie sie auf der Sache ruhen. Wenn nur unsere Kinder Sie beide liebe Freunde noch so kennen lernen, daß sie einmal in den lesenden Jahren Ihrer beider Bekennnisse, die bei uns auf dem Bücherbrett und in der Schlattermappe gesammelt sind, verstehen, wie wir sie verstehen.

Unser teurer Heimgegangener wird für Gerhard in zwei, drei Jahren schon ein erloschener Mann sein. Hanneli behält mit ihren sechseinhalb Jahren vielleicht Züge und Wesen dieses treuen Mannes. Ich entsinne mich jedenfalls aus dem siebten Lebensjahr einiger mir damals schon ferngetretener Persönlichkeiten nach dem Äußeren und nach dem Ethischen ihres Menschen. Zwischen uns bestand 38 Jahre lang der innigste Einklang, auch in dem, was für eine Freundschaft gleichgültig ist: in der Weltanschauung und in Fragen der Kunst und Politik. Und in allen diesen Jahren hat er mich unausgesetzt still beeinflusst. Wenn ich nun zurückdenke, wie das ja täglich geschieht, erlaube ich mich an der Erinnerung an seine Besonnenheit und Gerechtigkeit. Ich habe nie in meinem Leben einen so gerechten Menschen gesehen, wie ihn, aber nicht blutleer, wie Nathan, denn wo er Antipathien hatte, da waren sie aus der Tiefe seines Wesens bestimmt. Seine Sicherheit in der Beurteilung neuer Menschen war unglaublich, das hing z. T. mit einem Zug zusammen, den nur seine Allernächsten kannten, er hatte etwas von dem, was sich gesteigert an Hellsehern, Leuten des zweiten Gesichts und Commambulen zeigt.

... O, liebe Freunde, was konnte man mit ihm schweigen. Er selbst hatte ein so intensives, reich aufquellendes Schweigen, daß er wie ein Baum im Frühjahr vom stilleren Leben überfüllt sein konnte. 1874 besuchten wir den Garten der Villa Carlotta in Menaggio, als wir uns nach Bellaggio zurückrudern ließen, lag er still im Boot mit feuchten Augen und hob nur manchmal die Hand mit einer streichelnden Bewegung — er war ganz überwältigt von der südlichen Pracht dieses Gartens. Von seinen fünf Kindern ist keines Erbe seines Wesens im ganzen. Die sittliche Resoluthet und die herrliche Bescheidenheit des Vaters hat eine Tochter geerbt . . . Das Sorglos-Behagliche, die Genußfähigkeit, gefaßt in den Rahmen seiner christlichen und ethischen Persönlichkeit hat so keines der Kinder . . . Das schönste Geschenk seines Lebens liegt nun in der Wirkung seines Todes auf uns, wir haben stilles Heimweh nach ihm.

Leben Sie wohl, liebe teure Freunde. Treuen Dank für das so liebevolle Wort wegen meiner Weihnachtsgeschichte\*), es war das erste Echo aus der Welt und Lieb.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 20. Januar 1903.

Als Ihr lieber, köstlicher Brief kam, rückten wir zwei unsere Stabellen zusammen und mein Mann las vor, während ich still mitgenoß. Wir lebten mit, was Sie uns sagten von Ihrem lieben Freunde und fühlten die Freude, die Sie hatten in seinem Besitz und das Entbehren, das Ihre Seele jetzt erlebt . . .

Mein Mannli sagt gegenwärtig oft: „Ich lebe immer in der Erinnerung an unsere ersten Frühlingstage“. Und es ist wirklich durch unsere körperliche Bewegung und Beschränkung noch fast mehr Frühling geworden als damals. Das Aufeinander-Angewiesensein bringt uns so eng zusammen, wie man's nicht oft erlebt. Wir teilen jeden Gedanken miteinander, und ich liebe seine Bauten mit . . .

---

\*) Weihnachtsgeschichte in der „Christlichen Welt“ 1902.

....

Ich bin mit Arbeit überladen. Denken Sie, beinahe brach die „Christliche Welt“ mit mir!! Ich hatte seit zwei Jahren Aufſätze über Maeterlinck und Multatuli verſprochen, Kade hatte deshalb Arbeiten von fremder Seite abgelehnt und mich immer wieder gemahnt. Dann kam im Januar ein derbes Entweder-Oder und nun arbeite ich ſchachbrettmäßig bis in den ſpäten Abend: Schule — Amt — Maeterlinck — Stücke des Björnſon-Vortrages für das „Evangelische Gemeindeblatt“ von München — Samſtags-Vorträge. Lange dürfte ſo etwas nicht gehen. Frau Emmy hilft mit nach Kräften, indem ſie liebevoll dieſen Schnitt in die Häuslichkeit erträgt.

Von Hermann Deſer.

„Städtlein am Eck“ (Grabs), 15. April 1903.

Liebe, treue Freunde, iſt es nicht luſtig, daß ich da hinter Ihrem Rücken auftauche? Ich war ſo müde, ſo abgehegt von der Überarbeit des Winters, daß ich dieſen Montag hieher fuhr, um in dem ſtillen Pfarrhauſe, wenn's ginge, das Kopfweh zu bannen und die Novelle, die geſchrieben ſein muß, zu ſchreiben. Und wirklich hat die lange Fahrt über den Schwarzwald und die prächtige Winterlandschaft und der Sonnentag von heute aus Grabs ein „Städtlein am Eck“\*) gemacht und ſein Rektor Friedrich Franz Sonneborn erzählt ſeinen Söhnen munter und treuherzig, was „Einer“ im Zeugnis doch ein Unglück ſind. Jetzt eben klopfen ſie in dem Seminar in der Sophienſtraße Betten aus, daß von Geiſtesarbeit keine Rede ſein könnte, und hier ſchauen die „drei Schwestern“ als eine herrliche blaue Wand in meine Fenster herein! Wie war Ihr Oſtergruß lieb! Daß von uns keiner kam, das lag an vielem, das vor Oſtern zuſammenkam, ich nenne das gerne die Verſchwörung der Umſtände, es iſt mir ein wenig ein großes Wort, aber es ſteckt doch etwas Tatſächliches dahinter. Allerbeſte Freundeswünſche den lieben Freunden auf'm Bergli.

\*) Die Novelle „Nichts als Einer“ entſtand hier (in „Aus der kleineren Zahl“). Das Bild des Dorfes Grabs und des benachbarten kleinen Städtchens Werdenberg „am Eck“ des Buchſerberges mit ſeinem kleinen See ſind in eines zuſammengezogen.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 16. April 1903.

Wie herzig ~~war~~ Ihr gestriger Abendgruß! Wie nahe fühlen wir uns dem Rektor Sonneborn, der heute zwar die blaue Bergwand nicht sieht, aber geruhlich und still zuschaut, wie der Schnee seine letzten Flocken auf die keimenden Fluren legt. Ihre Geschichte wird prächtig werden in der Rheintaler Luft. Ich freue mich innig darauf. Es wird friedvolles Licht darin liegen und still gesammelte Ruhe, die nicht vom „Städtlein in der Ecke“ allein stammt, sondern „vom großen, stillen Leuchten“.

Mir tut nur Frau Emmy leid, daß sie nicht mitreisen konnte. Wie sehnsüchtig wird ihr Herz mitgezogen sein ins liebe Grabs. Ich denke zärtlich teilnehmend ans einsame Fraueli. Aber die Kindlein sind ja bei ihr geblieben und stillen das ungestüme Sehnen.

Lieber Herr Doktor, wir möchten Sie so gerne sehen, mein lieber Mann ist zuversichtlicher Freude voll, daß Sie kommen werden. Es wird schön sein, Sie zu hören und mit Ihnen zu sprechen. Sie wissen, daß wir schwache, bescheidene Leute sind, aber Ihre Liebe deckt alles zu, und uns wird das Freuen einen Frühlingstag bringen zum Winterende.

Können Sie nächste Woche kommen? Etwa am Montag?

....

Möchten Sie ausruhen nach Leib und Seele, lieber Herr Doktor, und recht froh werden in der Stille des weiten Tales\*).

Von Dora Schlatter.

Ragaz, 12. Mai 1903.

Liebe, verehrte Freunde!

Daß wir hier droben sind im Schutze des ernsten, lieben Falknis, hat Ihnen unsere farbige Sendung erzählt. Nun möchten wir beide Ihnen ein Besuchli machen, um das Band des liebenden Verkehrs, das auf dem rauchigen St. Galler Bahnhof abgeschnitten wurde, wieder fest zu knüpfen.

Nur muß ich Sie bitten, schonlichst zuzuhören, wenn mein Kopf nur blöde und kraus erzählt. Ich schlief auch diese Nacht nur anderthalb Stunden und seit ich hier bin, gab's nur einmal etwas mehr. Ich trage schwer an meinem Leben, das ein Kampf ist von

\*) Ein Besuch Desers in St. Gallen war verbunden mit einem Zusammentreffen mit zwei Töchtern Reich im Schlatterschen Hause.

einer Stunde zur andern. Es geht uns immer wundersam. Wir zogen hoffend aus, hier in Ragaz dem nahenden Schiffbruch von Mannlis kleiner Kraft rechtzeitig zu entinnen; aber schon am dritten Tag war er unwohl. Er brachte vier Nächte mit ungewöhnlich bösem Kopfweh und Fieber zu . . .

Nun sitzt er wieder friedlich mir gegenüber und schreibt an Sie. Ich bin so unsäglich dankbar, lieber Herr Doktor, daß er Sie kennen lernte. Nun hat er immer jemanden, mit dem er seine Gedanken in Rapport setzen kann. Unsere Weglein werden immer kleiner und enger, wir schlichen gestern traurig unter den lichten Buchen hin, die ihr sonnentrunkenes Grün ausspannten.

Wo wir „ein bißchen Freude“ suchten, begegnet uns nur neuer Schmerz und neues Leiden; aber wir trösteten uns, daß auch am enger werdenden Weg immer noch ein Ritzen zu finden ist, durch das eine Blume oder ein Sonnenstrahl guckt, — genug zur Labe.

Ich wollte gerne meine Empfindungen über Maeterlinck aussprechen und scheue mich doch, weil ich die Größe Ihrer Arbeit ehrend empfinde und verstehe, weshalb Sie den wundersamen Dichter lieben und verstehen können. Ich begreife, daß eine zauberhafte Wirkung von seinen Frauengestalten ausgeht und daß Ihr Seelenleben im tiefsten Grund mitlebt, was der Dichter leise färbend andeutet. Mir scheint nur immer schade, daß solche Dichterkraft nicht höhere Ziele erkennt. Unsere Zeit ist so verschwommen. Uns täte ein klares, frohes, reines, christliches Menschenleben not. Wenn Maeterlincks Dichterkraft klare, helle, frohe Wege wiese auf dem Wege der christlichen Sittlichkeit — das wäre eine Tat, dann grüßte ich ihn mit Jubel. Aber wie sollen unsere Frauen den Weg finden durch seine Wirrnisse?

Verzeihen Sie, liebe Freunde, ich rede törlisch. Ich bin solch ein einfach gestaltetes Menschenkind und der tägliche Schmerz und die Notwendigkeit ununterbrochener Gebetsgemeinschaft mit Gott machen nüchtern und brechen die Phantasie. Ich freue mich gerne mit an Ihrer Freude und an Ihren Dichterfreunden.

Herzlich liebt Sie und denkt an Sie beide und an Ihre Kinderlein Ihre Dora Schlatter.

(Dem Briefe lagen einige Auszüge für Desers Kunstbuch bei und gleichzeitig ging ein Exemplar des St. Gallischen Centenarbuches, Festschrift zur Erinnerung an den definitiven Eintritt St. Gallens als Kanton in die schweizerische Eidgenossenschaft an ihn ab.)

Karlsruhe, 23. Mai 1903.

Diese Abschlagszahlung muß zu Ihnen gehen, damit wir Frieden im Herzen behalten. Gewiß, wir beide haben eben nichts wie äußere Unruhe, die Dinge reißen uns den Tag aus den Händen. Am Sonntag hoffen wir Ihnen recht nach Freundesart breit und innig schreiben zu können. Die Enzianen hielten zu immer neuer Freude sich lange frisch: treuen Dank. Die Auszüge kann ich fast alle brauchen, vor allem die herrliche Stelle aus Müller\*). Vielen Dank. Vielleicht fällt Ihnen noch solch ein Edelstein in die Hände? Das St. Gallerbuch ist ganz prächtig. Ich konnte es erst am Montag holen. Der Zollbeamte sagte mit Strenge: „Es ist Käse darin“, und sah gespannt zu, wie ich auspackte, um mich recht zu „verzollen“, aber ich sagte ihm gleich mit Stolz: „D nein, von diesem Schweizer Freund kommt kein Käse!“ Dann liebkoste ich das Buch in der Tram; als ich noch ein Geschäft besuchen mußte, setzte ich mich in eine Ecke und blätterte beglückt in diesem köstlichen Werk. Am Abend aber saß ich todmüde davor und suchte mir ein G. G. nach dem andern und fand die lieben treuen Züge des feinsten Herzens überall wieder.

Von Hermann Deser.

Karlsruhe, 15. September 1903.

Lieber Herr Schlatter, von dem herzallerliebsten Manne Friedrich Franz Salomon Conneborn sind seit dem 10. September\*\*) drei Karten an uns gelangt, alle um das Herz zu erwärmen, und sie taten es auch — 1. Treib (gut und was darunter stand sehr lieb) — 2. Treib (sehr gut und was darunter stand sehr lieb) — 3. der Vierwaldstätter See nach dem verhangenen Pilatus hin, regenduftig, schwere Luft und so voll Sonnenschein, daß es uns durch und durch gewärmt hat. Wenn man es nur auch so könnte. So kann man nur demütig das Herzlich-Liebe empfinden und es dankbar annehmen. Wir sind wie immer, gehoben und ernst von Ihnen weggefahren und der Tag in Weggis stellt sich mit dem in Neuve-

\*) Aus dem Lebensbild des Wiler Architekten Georg Müller (von Foerster).

\*\*) Aus Weggis am Vierwaldstätter See, wo Desers die Schlatters von Basel aus besucht hatten.



villle als der reinste Gewinn dieser Ferien dar. Immer sehen wir uns mit Frau Dora und Ihnen auf dem kleinen Boot über dem schwarzen glänzenden Wasser getragen und dies Leben ist uns schon zum Bilde geworden . . . Wir danken Ihnen beiden innig für den Tag, den wir bei Ihnen verleben durften. Sie umhüllen uns mit Ihrem schönen Zutrauen, wie die Sonne den Schlehenbusch mit ihrem Gold. Wenn da so ein armer Schlehenbusch nur nicht vergift, daß er es nicht ist, der da leuchtet und flimmert. Auf der Heimfahrt von Ihnen wurde uns noch etwas Liebes geschenkt. Auf dem Bahnhofe in Luzern nahmen an unserem Wagen Russen voneinander Abschied, blonde Leute, die Bleibenden ein Mann um die Dreißig herum und eine junge Dame, die Abfahrenden eine Dreißigerin mit einem jungen Bruder oder Sohn, alle so liebevoll, man sah beim Lächeln immer die Zähne (aber nicht von der Sorte, die beißen), und immer riefen sie sich aufs neue „Svidagne!“ zu (auf Wiedersehen) und dies Wort flog wie ein silbernes Vöglein wagenein, wagenaus. Dies Kinder-volk der Russen hat einem doch viel zu sagen.

Am Samstag fuhren wir hieher. Gertrud hatte nun zwei Monate die Heimat nicht gesehen, wir waren gespannt, wie sie sich zurecht finde. Als sie in die Wohnung kam, sah sie sich stirnrunzelnd um, Frau Emmy führte sie an ihr schönes Bettchen mit seinem rosigen Vorhang und sagte: „Lueg, do isch di lieb Bettli!“, aber die Kleine schüttelte heftig den Kopf und hatte das finstere Gesicht, mit dem sie dem Neuen gewöhnlich den Krieg ansagt, dann trug sie ihr Mütterlein zum Kanarienvöglein, zum Hansi, und da kam wie ein Wetterschein plötzlich das volle Wiedererkennen. Gleich darnach kam die liebe treue Seele, die „Großmutter“ Lehlbach, und da war sie ganz zu Hause. Aber erst seit gestern traten die Gewöhnungen der Basler Tage (der Garten, der mit einem Schritt erreicht war, die vielen hilfreichen Hände, der treue Jagdhund „Treff“ und so manches andere) hinter die neue Gewöhnung zurück. Auch die zwei Großen haben nur ungern von der großen Vielfältigkeit des Basler Lebens Abschied genommen, sie standen dort in drei Familien und jeder Tag brachte geschenkte, nicht selbst erworbene Abwechslung. Auch wir spürten nach der Rückkehr, daß wir hier Fremde sind.

Nun muß ich schließen. Es wartet eine große Korrespondenz

auf mich. Ich habe in den Ferien keinen amtlichen Brief beantwortet und es kamen deren fast 50. Ach, wenn man klagen dürfte, dann riefte die Stimme der Kreatur aus mir: der Winter kommt mit seiner unerträglichen Anforderung!

Von Dora Schlatter.

Weggis, 18. September 1903.

Liebe, liebe Freunde! Säßen wir beisammen unter solch einem Dach, das das Trauliche, Heimelige, Stille verkörpert und sammelt, wie schön wäre das! Mein Mannli wollte Ihnen seine gestrige Studie im Kleinen zeigen\*). Sie wissen ja, wie sein Stift und seine Seele „umgehen“ um solche alte bruni Hüsli!

Es war so schön, als Sie hier waren. Wir haben noch lange davon geträumt und gesprochen. Ihr Brief, lieber Herr Doktor, verstärkte die Sehnsucht nach längerem Zusammensein mit Ihnen, nicht nur im Grau, sondern im Blau der Erde. Wir danken Ihnen für alles, was Sie brachten, für Wort und Blick und Liebe und Verständnis. Alles findet in Ihnen Genuß und Freude; Auge und Ohr. Ich komme mir freilich immer vor wie das Gänseblümchen am Wege — aber niemand sperrt die Blicklein der Sonne so weit und so fröhlich entgegen, als eben dieses. Und es verblüht nicht, es bleibt dasselbe bis in den Winterschnee. Ihr Büchlein sagt mir viel. Immer wieder sinne ich über das Geleitswort. Es sagt soviel und ich weiß ja, daß Sie das Wort nicht nur schön finden, sondern es auch wirklich tun. Sonst will ich von heute an s e p t i s c h sein gegen Schriftsteller. Ich hörte nämlich, daß Hiltz, der Verfasser des Büchleins „Für schlaflose Nächte“, im allgemeinen nicht schlaflos gewesen sei. Wer aber nicht erfahren hat, was schlaflose Nächte s i n d, welch eine Arbeit, welch eine Last sie sind, — der schweige, schweige im Maeterlinckschen Sinne. Von nun an lese ich Hiltzs Bücher anders. Theorien für andere schreiben ist leicht. Ich habe mir noch nie erlaubt, etwas zu raten, das ich nicht selbst versucht habe, zu üben. Dichtung in Ehren — aber Wahrheit voran, so denke ich für mich.

Ihr Geschichtlein ist herzig\*\*). Es trägt die Frühlingsstimmung

---

\*) Als Kopsfleiste auf den Briefbogen gezeichnet.

\*\*) „Nichts als Einer“ in „Aus der kleineren Zahl“. Heilbronn 1922. S. 277 f.

von Grabs mit all der Sehnsucht nach „Frau Sonnenschein“ und all der Liebe, die die Erinnerung reift. Sie reihen wieder eine liebe-liche Gedankenreihe an die andere. Es kommt das Herz nicht aus dem Freuen heraus.

Am nächsten Montag kehren wir heim. Ich gehe gerne ins „warme Nest“ . . .

Von Dora Schlatter.

Bergli, 22. November 1903.

Es ist heute ein stiller, nebliger Sonntag, an dem die Schneeflocken vor dem Fenster tanzen. Da kehrt man gerne bei seinen lieben Freunden ein und läßt sich die Wärme der Liebe und Freundschaft durchs Herz ziehen.

Wir hätten immer so viel mit Ihnen zu bereden und wenn mein lieber Mann ein Thomaheft oder eine Beschreibung des Karlsruher Künstlerbundes vor sich hat, dann zieht er in seine begeisterte Sehnsuchtsweile immer Ihren Namen mit hinein. Ihr Büchlein liegt immer auf unserem Tisch und aus ihm hervor stehen sich liebe, frohe Geisterchen, die einem ein helles Auge machen für das Schöne und Reine.

Daneben liegt Maeterlincks „Schatz der Armen“. Ich habe ihn mit großem Interesse gelesen und oft gewünscht, Sie darüber fragen zu können. Mir kam so oft vor, er brauche schwere und geheimnisvolle Worte für ganz einfache Seelenvorgänge. Mir ging in seinem Kapitel von der Tiefe des Lebens oder in dem von der Tragik des Alltags auf einmal auf, wie er Seelenzustände und Seelenvorgänge in Worte zu kleiden versucht, als lebte er vor der Zeit Christi. Er spricht ohne die dogmatischen Begriffe, ohne die Namengebung der Schrift, wie wir sie Paulus abgenommen haben. Mir kam so vieles vor wie ein Analogon zu Römer 7. Vielleicht bringt er vielen Menschen nahe, was wir dort Paulus nachsprechen.

Mein lieber Mann hat mir sofort nach Frau Doktors Brief den „Freund Hein“\*) gekauft. Das Buch enthält eine ausgezeichnete Lokalfärbung, eine treu studierte Psychologie der Mädchen-

---

\*) „Freund Hein“ von Strauß.

und Knabenart und viele treffliche Gedanken über Unterricht und Erziehung in der Schule. Aber der Schluß ist gar zu traurig. Ich denke unbehaglich daran.

Wenn man ein solches Stilleben gewohnt ist, berührt einem jede Lebensdissonanz schmerzlich.

Während ich schrieb an Sie, machte sich auch mein lieber Mann daran, Ihnen einen sichtbaren Gruß zu senden. Wenn einer, so bringen Sie ihn zum Schreiben. Wir lachen ihn wohl zuweilen an: „Es g'fällt mer nume — ■ — Eine!“ aber ich bin so froh, daß er Sie lieb haben und auf Ihr Verständnis hoffen darf. Denken Sie, wie feiern wir Ihren Geburtstag mit? O ja, wir feiern!

Wie gerne wüßte ich wieder einmal etwas von Ihnen und was Ihre schreibmüde Hand macht.

Von Hermann Desser.

Dritter Advent abends, 1903.

Am 26. November ging ich hinaus zum Zollamte, um das abzuholen, was die liebevolle Phantasie auf dem Bergli erdacht und geschickt hatte. Der Zöllner schob mir die Schachtel zu und ich löste mit der genussvollen Ruhe der Festerwartung die kunstvolle Schnur. Aber als ich die lieben Herrlichkeiten entdeckte, geriet ich in die größte Unruhe. Was wird der Zöllner sagen: Wird er die verhängnisvolle Tarifposition: „Ausländische Spielwaren“ anwenden? Oder wird er so hoch stehen, daß ihm im Hinblick der lieben, treuen Gebilde eine mildernde Auffassung kommt, die ihm die Tarifposition: „Kunstwerke“ ermöglicht? Ich rief ihn, er war noch jung und hübsch und freundlich, und als ich ihm im Auspacken erzählte, das alles komme von einem St. Galler Künstlerpaar, meinen Freunden, und sei ein Geburtstagsgeschenk für mich, da nahm er still den schönen Helianthusschild und besah ihn ernst, dann drehte er ihn herum, und an dem aufliegenden Sonnenschein in seinem Gesicht merkte ich, daß etwas dort zu lesen sein müsse. Dann reichte ich ihm die Wiege dar und er nahm sie wieder ganz still; ich pries ihm die herrliche Tönung des Grün und die schöne Verwebung der Gänseblümchen in den Gesamtkon und die Naturtreue der Margeriten, er nickte freundlich und still, dann sagte er: „Es sind Chrysanthemen“, ich disputierte

nicht, um nicht in eine falsche Tarifposition zu geraten, sondern legte nur sanft den Finger auf ein allerliebstes Gänseblümchen und sagte: „Halten Sie das nicht für ein Margeritchen“. Wieder nickte er und dann sagte er mit einem Ruck: „Hören Sie, zahlen Sie 15 Pfennige für das Holz“. Ach, das war die Tarifposition, an die ich nicht gedacht hatte: „Einfuhr fremder Hölzer in das Deutsche Reich“. Sehr bereitwillig eilte ich an die Kasse und warf dann im Weggehen noch einen Blick des Dankes und der Anerkennung auf den stillen, feinen, hübschen und einsichtsvollen Zöllner. Ob er nicht gespürt hat, daß auch ihn in den „ausländischen Hölzern“ zwei feine Seelen berührt hatten, wie sie ihm vielleicht noch nicht begegnet waren, und daß ich eine Regierungshandlung an ihm vollzog, als ich ihn an Herrn Salomon und Frau Dora anschloß und ihm so etwas wie einen Ritterschlag erteilte: Wäre es nicht schön, wenn er mir in der Stadt, im Weihnachtstrubel begegnete und dächte: „Das ist nun Hermann der einzige, ja — ja, und fern von hier sind feine Seelen, die er liebt und seine Frau Sonneborn? Und ich weiß davon, ich allein in Karlsruhe?“ Ich nahm mein teures Gut und fuhr im Tram nach Hause und nahm den lieben Helianthusschild und las die Inschrift, die der Zöllner vor mir gelesen hatte und freute mich an Ihrer nicht versiegenden Liebeshelle und Treue. — Wer am 27. November und den nächsten Tagen uns zu besuchen kam, hatte nur Auge für Ihre lieben Werke. Eine liebe, fast achtzigjährige Greisin, unsere treue alte Schaffnerin, trat ein, um mich wie eine Psalmistin zu begrüßen, aber als sie die Wiege sah, ward sie Weib und sagte voll Freude: Ei was, Frau Direktor, ist's wahr, Herr Direktor?! und ließ sich nur schwer von dem rein ideellen Charakter eines Kunstwerkes überzeugen (was ja auch für eine 80jährige Schaffnerin ein etwas später Unterricht im uninteressierten Schein des Kunstwerkes ist). Gerhard steht auch noch nicht höher als die liebe Alte, er hat in den Demonstrationen seines Schlatterhüsli immer den Anfang mit dem „Schweine-stall“ gemacht, der ihn ganz närrisch vor Freude machte und hat das liebe, so schön gefönte Wohnhaus nur wie einen Auswuchs an Schweine-stall genommen, den man eben ertragen muß.

Herzinnigen Dank für alles Liebe, das von Ihnen beiden zu uns kam. Ihre Briefe sind uns immer eine liebe, wahrhaftige



Freundesrede und gehen immer in der inneren Arbeit lange mit. So auch waren Ihre Arbeiten, liebe Frau Schlatter, Anrede und Antwort — die Familienerinnerungen, die Begegnung mit Frau Spyri und Ihr Beitrag zur Christoterpe. Immer wieder taucht Ihr Erstaunen über Hilty in mir auf; ich teile es ganz und gar. Auch in der Schriftstellerei muß der Verlaß auf den „Fabrikanten“ oder „Handwerker“ gelten. Bei Hilty war es mir an sich gleichgültig, da er einen Klang hat, der nie mein Ohr erreicht hat. Es gibt Dichter, Denker und Künstler, deren Wirkung auf die Welt ich nicht begreife, da für mich in ihnen alle werbende Kraft fehlt. Dahin gehört für mich z. B. Schnorr von Carolsfeld, Hilty, in der Mehrzahl seiner Werke auch Tolstoi. Das ist nun ein wunderliches Kleeblatt. Das Verbindende ist — für mich — ihre i n n e r e V e r s t ä n d i g k e i t, ihre kinderlosen Worte oder Linien. — Aber abgesehen von Hilty steht mir das auch fest, daß ein Dichter oder Moralist nur das schreiben darf, das in ihm Wahrheit ist. Wahr ist — das Ideal eines Menschen, wahr ist der Pfahl im Fleisch, den er symbolisch bekennet, wahr ist seine letzte, disputlose Überzeugung von Gut und Schlecht, — unwahr ist's, ein Ideal besingen oder buchhändlerisch vertreiben zu lassen, das einem innerlich fremd ist, unwahr ist's, eine sittliche Idealität verkündigen ohne die Seelenleiden um die stille Lebensart anzudeuten, wie sie Paulus angedeutet hat, unwahr ist's, im Trott der Herkömmlichkeiten oder im Trott einer neuen Moral einherzugehen, statt sie zu verkündigen, als wäre man der erste, der sie erkannt hat, denn jedes Bekenntnis zu Gut und Recht muß unser Allereigenstes sein und wenn es sich um Binsenwahrheiten handelt.

Ich habe mich auch bei Maeterlinck oft gefragt: sagt er nun neue Dinge, wenn er so schlicht, so ernst und so tief akzentuiert seine Worte spricht, oder sind es nicht alte, einfache Dinge, die er nur neu formt. Für die Literatur unserer Tage ist jedenfalls an ihm neu, daß er ganz modern und tief sittlich zugleich empfindet. Neu auch finde ich das Bereich, den Reichtum der Seiten des Menschenlebens und des Daseins, auf das er das volle Licht seiner einsamen Lampe fallen läßt. Und wie neu, weil so überraschend, ist's, daß er immer zugleich die orthodoxe und die liberale Betrachtung angreift. Er war bis zur Vollendung seiner großen reflek-



tierenden Werke einsam und reif. Jetzt ist er verheiratet, nun muß er die Probe machen, ob er nun unreif wird; denn im Augenblick, wo sich die Dichtung vermindert, und Ehe vermindert die Dichtung gegenüber Menschen, Idealen und Programmen, zeigt sich ungemein rasch, ob seine hohen Einsichten nicht eben nur die reinlichen Propheten einer sehr großen Distanz waren.

Über die Kindlein und über die Vorlesungen und über Frohsal und Mühsal bald die Fortsetzung dieses Briefes.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, Dezember 1903.

Am Weihnachtsfest kommt dies Brieflein zu Ihnen und möchte frohen, warmen Gruß mitbringen zu Ihnen. Es gehört zu meinen liebsten Weihnachtsbildern, mir auszumalen, wie Ihre beiden Gesichter aussehen unterm Weihnachtslicht. Es muß lieblich sein! Und dann singt Frau Doktor (wie das ist, weiß ich aber nicht) und Trudeli singt auch und Gerhard schmettert — ich stelle mir das so vor, und das ganze Häuflein ist in die volle, reine Freude gehüllt, die nur zuweilen aus den Tiefen taucht.

Diese Freude besuchte uns, als der lange, wunderschöne Brief von Herrn Doktor kam. Er war zu köstlich, die Zöllnergeschichte war herzig; aber es hat mir doch einen Schatten geworfen auf diese Weihnachtsendung; denn ich fürchte, diesmal schlägt der Tariffag: „Eingeführte Hölzer“ nicht mehr durch! Und doch möchte ich Ihren Kinderlein einmal ein St. Galler „Biberli“\*) zeigen in seiner schmachhaftesten Gestalt, da sie weder in Holstein, noch in Tübingen diese braunen Dinger verschmähen, hoffe ich auf die Güte des Karlsruher Zollamtes.

„Herr Doktor braucht viele Buchzeichen!“ sagt mein lieber Mann, „und eine große Schachtel für seine Münzen und kleinen Reliquien“. Wir haben sie zusammen gemacht. Er gab die Linie und ich die Farbe. So geht es oft bei unseren kleinen Sachen . . .

Jetzt habe ich die wenigen Stunden, die mir mein böser Kopf gestattet, schleunigst zu nutzen.

Wenn die Lichter brennen am Baum, dann fliegt unser Gedanken zu Ihnen und berührt Sie leise und dankbar. Es gehört

\*) Honiggebäck, St. Gallische Spezialität.

mit zur größten Gabe des Christkinds, daß wir Sie lieb haben dürfen, denn alles reine Liebhaben kommt von Ihm, ist nur ein Schein aus seiner Fülle!

Herzinnig warm denkt an Sie und liebt Sie mit allem, was um Sie her sich freut, Ihre Dora Schlatter.

Von Hermann Deser.

Karlsruhe, 26. Dezember 1903.

Ihre Liebe macht es, daß ich meine Briefe an Sie immer mit einer wahrhaftigen und kuriosen Beschreibung meiner Zollfahrt beginnen muß. Es war aber keine „Fahrt“, sondern eine rechte und gerechte Wanderung durch einen nebligen Morgen hinaus in die sogenannte Südstadt, zum Mann im grünen Rocke. Diesmal war der Zöllner ein Unterbeamter, schon grau und etwas verrupft vom Leben, — ein sehr sachlicher Mann, — von Ihrem lieben Kunstwerke nahm er keine Notiz, ihn interessierten allein Ihre herrlichen Honigkuchen und die Tatsache, daß Sie dafür ein zu hohes Gewicht angegeben hatten. Darüber schüttelte er den Kopf und drehte den Kasten um und um und sah mich an, und ich sah ihn an und wir beide eroberten dem Lande der Klugheit keine neue Provinz hinzu. Aber er erholte sich und sagte: „Da müsse mer halt alles wieke!“ Und er wog und gab mir ein kleines Geldlein auf zu zahlen und dies Zollgeldlein setzte mich in den Plural. Wer auf unserem „Hauptzollamt“ etwas zu zahlen hat, geht in das Kassenzimmer, dorthin also marschierte auch ich ab und nahm meinen köstlichen Mohn-Schrein und mein Pfefferkuchen-Magazin mit mir, und stellte es arglos auf denahltisch und zog zufrieden mein Beutelein. Da brummte gutmütig und rauh, wie die Bevölkerung hier ist, der alte dicke Kassierer: „Ha, jeh' werd mer'sch aber anners! Jeh' schleppe mer die Leit ihr Sach' auch noch hier herei!“ Da sagte ich: „Ich habe zu Ihnen mehr Zutrauen als zu den Zolleuten draußen!“ „Do herwe Se recht! Do herwe Se recht“, lachte der Dicke und es fehlte nicht viel, so hätte er mir fröhliche Weihnachten gewünscht.

Zu Hause aber wartete Frau Emmy und nahm mit glänzendem Gesichte die Hülle von dem Schrein und sagte alle die lieben, herzlichen Worte, die Ihr Werk verdient. Und wer es beschaut, findet dieselben Worte. Da ich ein Doktor Plusquamperfektum

bin und nur zu sehr den gegenwärtigen Augenblick historisch erlebe, als erzählte mir ihn jemand als längst vergangen, oder ich erzählte ihn so, sah ich Ihre lieben Sachen in den Händen und vor den fragenden Augen ferner, zukünftiger Menschen, die aus der Schnecke auf dem Rindenstück und dem geflügelten Tannzapfen und dem Bröschlein aus Schweizer Goldmünzen und dem Schneckenhäuser-Drilling und dem Aschenbecher aus einem Holzknorren und der allerliebsten Wiege und unserem lieben Schlatter-Schrein den lieben Schelm vom Bergli und seine liebste Frau entziffern wollen.

Nun legen wir Ihre Briefe in die Truhe, denn das „Schlatterkästchen“, das Frau Emmy vor Jahren mit dem Brennstifte herrichtete, ist gefüllt. Die herrlichen Mohnblumen sind uns dann nicht der Mohn des griechischen Symbols, sondern der Mohn der Dichtung. Die St. Galler Freunde sind für uns und auch schon für unsere Kinder der poetische Winkel. Mit Ihnen und mit Rudolf Reich verbindet und verband uns ein Band, in dem nicht von Zeit zu Zeit Knoten aufzulösen sind. Indem ich dies schreibe, fällt mir eine Kindergeschichte ein, die neulich hier passiert ist und die zum Tiefsten gehört, was der innere Jammer der Menschheit seit immer zu rufen hatte. Unsere Freunde M . . . neckten sich neulich bei Tisch, indem eines und das andere tat, als sei es beleidigt. Da rief das älteste Töchterchen, Hannelis Freundin, und acht Jahre alt: „Ach, Papa und Mama, ach, fangt doch auch Ihr nicht an zu sagen: ich bin dir böse, ich versteh' schon die Schulkinder nicht, und nun ist's auch zu Hause so!“ Als uns die Frau M. das erzählte, sagte sie, der kleinen Margarete sei es eine Last auf der Seele, daß sie um sich herum nur Schmollen, Empfindlichkeit und Nachtragen sehe . . .

Sonntag morgen . . . Ich freue mich auf ein Wort von Ihnen, liebe Frau Schlatter, über die Fußwaschung. Ein liebes und vollkommenes Echo kam schon von Herrn Salomon. Wenn Sie in dem Jahre 1904 in die Sommerfrische gehen, dann sende ich Ihnen ein köstliches Buch über Ford Madox Brown, damit auch Sie, liebste Freunde, diesen jungen Mann und ganzen Künstler lieben lernen. Sein Gesicht ist seine Geschichte: die herrliche Stirne, der trotzige, lebensprühende Mund, das weiche

Haar, das wie bei unserem Gerhard vom Scheitel her längs der Stirne so gescheit und so schmückend liegt — ein einziges Bild vom Kreuz des Ideales, das um so aufrechter ragt, je schöner die Welt ist. Seine Bilder *The last of England*, *Elias* und der Sohn der Sunamitin, *Worf*, *Lear* und *Cordelia* und einige wenige andere sind der Gang eines Mannes über die Erde. In der „Fußwaschung“ ist die Überwältigkeit eines Mannes durch das Heil der Welt nicht zum Gattsehen. Ich habe Emmy das gleiche Bild geschenkt, es hängt über ihrem Schreibtische. Es ist merkwürdig, daß in der ersten Skizze des Bildes (die leider nicht in dem einzigen Werke über Brown gegeben ist, ich fand sie in einem Buche über die Rosettigruppe) das Modell zum Heiland ein Mädchen ist. Nun Sie es wissen, werden Sie es sofort im Bilde erkennen. Es ist, als ob dieser grimme Hagen der Kunst einen Mann nicht für fähig gehalten hätte, solche geduldige, in Liebe leuchtende Demut vorzubilden wie eine Frau.

Ist es nicht sonderbar, lieber Herr Salomon, daß ich das Manuskript zum Kunstbuche zurückgehalten habe, um noch einen Aufsaß aus *Ruskin* aufzunehmen. „Er sei in Norddeutschland so hoch angesehen.“ Jetzt muß ich in Todesangst in den vielen Bänden (von denen ich keine noch kenne) etwas suchen. Sehen Sie, das „Leben“ läuft einem nach wie ein Flurschütz oder Parkaufseher und arretiert einen, als einer, der die Gemarkungsordnung übertreten hat.

Nun muß ich Ihnen noch von etwas reden, das ich für Sie beide bestimmte, als ich ~~es~~ hörte. Am vierten Advent und am ersten Feiertage hörten wir zwei gute Predigten, beide aus dem Munde positiver Prediger, zweier erprobter, wahrhaftiger Christen. Die Adventspredigt ging über den Gehorsam Abrahams bei dem Verlassen Harans, die Christagspredigt über das Wort: Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns. Die erste Predigt ging für und gegen die, die nicht da waren, die zweite an die, die da waren. Die erste pries den Gehorsam gegen das „Wort“, tadelte das moderne Bedürfnis nach individueller, religiöser „Erfahrung“, nach dem „Erlebnis“; „Wort“ und „Sakrament“ war gemeint, als schrieben wir 1550 oder 1603. Die zweite Predigt tat nicht, als ob das alles „geschrieben“ wäre, daß wir es nur abzulesen und in der nächsten Stunde aufzusagen hätten, sondern sie nahm das Rätselvolle als

ein Rätsel und lehrte uns, ich möchte sagen zärtlich wie eine Mutter, die Hand dieses Bruders ergreifen, den uns die Weihnachtsnacht der Weltgeschichte geschenkt hat. Die erste Predigt ließ uns kalt. Die zweite bewegte mich zu Tränen. In beiden Predigten war ich bei Ihnen, geliebte Freunde. Ich suchte Ihre Zustimmung zu meiner Überzeugung: das „Wort“, kirchlich verstanden, ist für uns nicht mehr da, denn alle biblische Überlieferung steht für uns heute zur Diskussion. „Sakrament“, kirchlich verstanden, ist für uns unannehmbare Mystik. Das ganze Dasein ist Mysterium: die Geseze im Kristall, die Bestäubung der Pflanzen, die Liebe, die sich opfert, das Heimweh vor Sonnenuntergängen, das Entzücken im Angesicht des Schönen; Jesus Christus kam, um inmitten dieses Mysteriums kein neues Mysterium aufzurichten (seine wunderbare Geburt, sein Wandeln über das Meer, seine Auferstehung aus dem Grabe), im Gegenteil, er kam, um inmitten des Mysteriums etwas Durchsichtiges, ganz Klares, ganz Unmystisches aufzurichten: er befahl uns Gottes Willen zu tun und lebte selbst ein Leben nach dem Willen Gottes. Er lehrte das heilige „Inzwischen“, und dies predigte auch der Christags-Prediger, ohne das Wort zu gebrauchen. „Die Welt ist das Mysterium, inzwischen, bis das euch einmal drüben aufgehellt wird, tut ihr hier den Willen Gottes.“ Es ist merkwürdig, wie in unserem Zeitalter die Ehrfurcht vor dem mit dem Dasein gegebenen Mysterium und der Haß gegen die dogmatischen Mysterien wächst. Ich erhalte im Zusammenhang mit meinen Vorlesungen darüber merkwürdige Zeugnisse: aus Anlaß meiner Vorlesung über Schellen und der über Sartor Resartus habe ich von den allerverschiedensten Seiten Echos gehabt. Ich selbst habe Carlyles ganze Abneigung gegen den christlichen Wunderglauben, obgleich ich an den lebendigen Gott, der Wunder tut, glaube; ich kann trotzdem mich nicht entschließen, an der Auferstehung unseres Heilandes zu zweifeln, da ich sehe, daß seine Zeitgenossen sie bedingungslos glauben und bezeugen. Aber ich kann nicht sehen, was daraus religiös folgen kann. Er selbst ist das Zeugnis des lebendigen Gottes, er ist so unbeschreiblich anders als wir, daß in ihm die Welt erscheint, die nur Seele ist, das genügt mir inzwischen. Ich glaube, unsere „gläubigen“ Pfarrer sollten mit dem wachsenden Respekt der



denkenden und suchenden Menschen vor dem Mysterium des Daseins rechnen. Maeterlincks Erfolg ruht auf ihm. Der Haß der tieferen Naturen unter den guten gebildeten Menschen gegen das Dogma ruht auf ihm.

Leben Sie wohl, liebe Freunde. Innigen Dank für alles Liebe, das uns 1903 von Ihnen ward. Gottes Güte schenke uns Verbundenen zusammen ein gutes Jahr 1904.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 29. Dezember 1903.

Heute gab mir ein Stücklein Nachtschlaf den Mut, das Briefböglein für Sie zu richten als erste Morgentat, und da ist's immer, als müßte mein Herz etwas anders aussehen als gewöhnlich. Und es ist auch so. Es fliegt ein heller Schein über alles, was sonst noch grau verschleiert war. Ihr herrlicher Brief von gestern war eine solche Freude. Wir lösten einander ab im Vorlesen und tauchten uns in Ihre Wesensart und Ihre Liebe, als wären Sie da. Ich habe auch ein Holztruheli vom „Holzerli“ bekommen, in das Ihre Briefe kommen! Wie köstlich ist wieder die Zöllnergeschichte. Es ist nur fatal, daß der Herr Doktor unsere lieben Holzsächlein erobern muß, als gälte es eine güldene Stufe, mit so viel Schritten und prosaischen Akten. Ich fürchte, er fürchtet sich fast.

Aber nun, ehe ich tiefer tauche in Ihren reichen Brief, der mir stundenlang zu antworten gäbe, muß ich zu unserer Weihnachtsfeier zurückkehren und Ihnen von Ihrem lieben Bilde sprechen.

Unser Kerzenhelles Bäumlein stand beim Ofen und hinter dem Bäumchen in der Ecke ein hoher, vom Friedli gemachter Ständer (der nun den hohen Blumenkrug tragen soll im Treppenhaus), und darauf stand das Bild in graugebeizter, schlichter Holzrahme. Als ich das Bild auf den Schoß nahm und es tief ansah in seine stille, ernste Tiefe, — da hab' ich's gemacht wie der Petrus ein paar Stunden hernach.

Es ist ein ganz eigenes Bild, es packt einen gründlich an. Der Eindruck flacht sich nicht ab. Er ist derselbe, so oft ich davor hintrete. Die ganze Stimmung der rundum gelagerten Köpfe ist wunderbar entsprechend dem ahnungsvollen Bangen jenes letzten



Abends und der Handlung, die keiner verstand. Die Geste Petri dies ergebene, wehrlose Händefalten und doch dabei dies einfältige brünstige Verlangen im Gesicht: „*Teilhaben muß ich an Dir,*“ — ist ergreifend. Über Christus zu schreiben ist schwer. Man steht unter dem Eindruck: das tat er nicht d a m a l s nur, das tut er heute noch. Es ist eine Verkörperung des Knappschen Verses:

Am Abend dann alleine,  
Wäscht er die Füße mir.“

Liebe Freunde, ich danke Ihnen. Sie haben mir mit dem Bilde etwas gegeben, das sich nicht nennen läßt . . .

Was Sie von Ihrem Predigteindruck schreiben, ist ganz von uns verstanden worden. Es ist unbegreiflich, wie die Pastoren solche lederne Fassung von Wort und Sakrament festhalten können. Uns ist auch das „*Wort*“ etwas anderes geworden als es früher war, nicht kleiner, sondern größer. Auch mein Bruder betont klar und fest: „*Er ist da!*“ täglich mitten unter uns. Die Gewißheit, er ist auferstanden! müssen wir wohl fest halten. Das Wort des Apostels Paulus steht und fällt mit diesem Bekenntnis. Christus ist aber für uns eine lebendige Tatsache des heute und des morgen, klar und hell, wie Sie sagen. „*Des woll'n wir froh sein!*“

Und nun noch ein Wort zu Ruskin. Meine Stellung zu ihm ist eine andere geworden. Unser Urteil über ihn ist ein unrichtiges gewesen. Ich las in den letzten Wochen seine Biographie, die mir das Verständnis für ihn öffnete. Diese ist entzückend, hinreißend in ihrer scharf umrissenen Charakteristik des verwöhnten Jüngelchens und seiner Eltern. Wer als alter Mann noch den werdenden Knaben geben kann, ohne zu verwechseln, was er war und was er jetzt ist, ist ein großer Kopf. Wir haben augenscheinlich seine jugendlichsten Arbeiten gelesen und sie mit modernen Augen gemessen. Es ist aber eine Kunstbeurteilung der 40er und 50er Jahre des 19. Jahrhunderts anders zu messen als die der 90er Jahre. Ich bitte Sie, lesen Sie die Biographie. Sie ist mir leider nur geliehen worden, sonst schickte ich Sie Ihnen . . .

Wir grüßen Sie besonders, liebe Frau Doktor, Sie liebes Mütterlein, und Ihre Kindlein. Grüßen Sie Ihr Hanneli, dessen lieber Brief mir immer vor Augen steht. Gott erhalte Ihnen den

Sonnenschein und die Pflänzlein im neuen Jahr. Von ganzem Herzen liebt Sie und denkt an Sie alle beim Jahreschluß Ihre  
Dora Schlatter.

Im Frühling 1904 waren Schlatters in einer Pension oberhalb Thusis am Heizenberg, wo Frau Emmy sie für einen Tag besuchte.

Von Hermann Dejer.

Karlsruhe, 7. Juni 1904.

Ich fahre in meinem Briefe vom Freitag den 3. Juni fort\*). Am Sonntag morgen um 9 Uhr fuhren unsere Züge zu gleicher Zeit in Freiburg ein, und wir hatten uns wieder. Aus allem sah ich, daß meine Herzensfreundliche vor ihrem Ausbruch in die Welt, in der es Kinderbettchen zu lüften und Hausarbeit zu leisten gibt, bei Ihnen in Thusis erst noch einmal im Kapellchen vor dem ewigen Licht gewesen ist. Als sie mir erzählte, daß Sie, liebe Frau Schlatter, mit ihr das schweesterliche „Du“ getauscht haben, sind mir vor dankbarem Erstaunen und Freude die Augen feucht geworden. Emmy kam ganz erfüllt von allem zurück, von Ihnen beiden, von dem Haus und Garten, dem Blick hinab, dem Gang am Heizenberg, — die Fahrt zu Ihnen war offenbar das Schönste in den drei Wochen.

Lieber Herr Salomon, das Häuflein Bücher, das heute mit diesem Briefe zu Ihnen hinreißt, ist kein Zufallshaufen. Es sind alles Sachen, die ich in meinen Gedanken dann und wann mit Ihnen in Verbindung gesetzt habe; da das so ist, ließ ich ungern zwei Bücher weg, die ich auch von Ihnen geliebt oder doch geehrt wünschte: Shakespeares „Sturm“ und Ibsens „Brand“. Den ganzen Shakespeare haben Sie gewiß, und „Brand“ kommt ein andermal, wenn Sie ihn nicht haben. Jetzt will ich Ihnen sagen, wie ich zu den Büchern stehe: ich l i e b e Schleiermachers „Monologen“, D. Ludwigs „Zwischen Himmel und Erde“, G. Eliots „Silas Marner“, Byrons „Kain“, Stifters „Waldsteig“. — Ich e h r e Emersons Essays und Heyermans „Hoffnung auf den Gegen“ — ich v e r w u n d e r e mich über Multatuli. Und nun lade ich unseren lieben, freundlichen Herrn Salomon ein, das gerade so zu machen. Da Sie das alles wohl schon kennen, wenigstens

---

\*) Leider verloren gegangen.

die fünf erstgenannten Werke, so bewundern Sie meinen Mut, sie Ihnen zu schicken! Ich bin nur neugierig, wem Sie die Büchlein schenken, die Sie schon darunter haben. In die, die Sie behalten, schreibe ich in jedes eine Widmung, wenn ich wieder bei Ihnen in St. Gallen bin.

In meinem Kunstbuch\*) hat die Redaktion zu meiner Freude von Ihren lieben Beiträgen zugelassen die prächtige Stelle Ihres Landmanns Müller und K. F. Meyers Gedichte. Wollten Sie, liebe zwei Freunde, nicht dem Büchlein ein Geleitwort in einem Schweizer Blatte gönnen? Damit es zu jungen Kunstfreunden, zu geistig bemühten Frauen, zu Pfarrern in die Stille des Dorfes und zu Lehrern komme?

. . . Sie schickten mit eine so lustige satirische Karte über den japanischen Krieg und sprachen mit Frau Emmy darüber und auch über unsere koloniale Not. Heute kann ich nur mit einer Zeile darauf eingehen, aber mündlich kommen wir gewiß noch gründlich darauf zurück.

Jedes Volk existiert in z w e i Ausgaben. Es gibt ein Deutschland des Reserveleutnantismus und Geheimratismus und eines des Pastors von Bodelschwingh und des Hans Thoma — es gibt ein Rußland des Pobjedonoszews und Alexanders III. und ein Rußland Turgenjews und Dostojewskis. Das erste Deutschland und das erste Rußland sind eben in Not, und zum Teil sehr verdienter Not. Aber Deutschland braucht Kolonien, weil sie schließlich alle männlichen Eigenschaften in einem Volke steigern und weil der Kaufmann, der Fabrikant und der Bauer dort eine Zukunft suchen und finden werden. Wir wollen nicht mit dem Robinson Crusoe und dem letzten Mohikaner phantasiert haben und dann — zu Hause bleiben. Rußland wird für seinen Raub an China hart und vielleicht auch gerecht bestraft, daß es endgültig besiegt werde, halte ich für unmöglich. Für uns wäre es ein Unglück: wir brauchen auf dem Schachbrett der Welt die mächtige Figur in unserem Rücken, wo uns England der Feind ist. In Deutschland wünschen nur Juden und Judengenossen Japan den Sieg. Wer politisch und national denkt, hofft auf Rußlands Sieg.

\*) „Kunst und Künste“ von Hermann Dezer und Professor G. Jenner, in Dürres „Deutscher Bibliothek“, Leipzig 1904.

Auf Ruskin kommen wir gewiß noch manchmal zu reden. Seine Bücher sprechen kaum zu mir, aber sein Leben ist köstlich. Zu dem „Praeterite“ muß man allerdings noch manches andere Buch hinzunehmen: er verschwieg aus vornehmer Gesinnung zu vieles, z. B. die gesamte Geschichte seiner so unglücklichen Ehe. Ich habe einige englische Biographien Ruskins gelesen und will weiter über ihn lesen, er war ein Edelmann.

Nun sag' ich geschwind: Lebt wohl, teure Freunde!

Von Hermann Dejer.

Karlsruhe, 18. Juni 1904.

...  
Ich war glücklich, daß Herr Salomon den Haufen Bändchen nicht unwirsch, sondern liebevoll aufgenommen hat. Und da so viel Interessantes darunter ist, so freue ich mich auf die Echo, die aus der lieben Schlatterecke des Weltalls zu uns kommen werden. Wie große Dinge an Menschenkenntnis und -darstellung warten in „Silas Marner“ und „Zwischen Himmel und Erde“ auf Sie. Das letztere Buch las ich im kalten Winter 1870/71 im hochgelegenen Leutnantsstübchen, vor mir der Prachtbau des Wormser Domes, schwarz im Schnee, über mir die zitternden Sterne, in der Ferne mein Volk im Kampf für hundert Jahre der Ohnmacht, wir im Ersatzbataillon in unscheinbarer und großer Mühsal des schärfsten Rekrutendienstes und des aufregenden Dienstes im Gefangenenlager. Das erste Buch las ich im Sept 1885, im Sand der Düne, im Heidekraut der Insel. Damals hatte ich zum erstenmal den Namen der George Eliot gehört, mit Adam Bede fing es an. Ihn las ich ganz am Strande. Es war das erste Jahr der größten Seelennot in meinem Leben, die Stimmungen, nicht das Objektive, meiner Konfession „Hinterchrist“ begannen damals; damals kam diese große Dichterin für immer in mein Leben. — Schleiermachers „Monologen“ lagen auf einem Speicher, vor 36 Jahren, in ihrer ersten Ausgabe, wahrscheinlich zum Verbrennen, ich erbat sie mir. Seitdem ist mit diesem köstlichen Buche für mich das Blühen der Jugendzeit verbunden. Sie müssen es glaubend lesen. Nun, das tun Sie ja.

An diesem Multatuli sitze ich nun! Nun verstehen Sie, warum mir dieser der „Christlichen Welt“ fest versprochene Aufsatz nur

so schwer aus der Feder kommt. Sie ahnen nicht, wie unerfrenlich als Mensch dieser Multatuli war. Aber unserem Geschlechte analytischer und zum Anklagen immer aufgelegter Menschen gefällt er. Ich habe alles im Originale gelesen, da klingt manches minder hart, da das Holländische als niederdeutsche Sprache auf See, Heide, Marsch und unendlichem Himmel ruht, also kraftvoll und treuherzig ist. Aber dieser Mann hat in seinem Heimatlande keinen Beruf ausgefüllt, wie sollte er da haben lieben und sehen lernen?

An unseren politischen Meinungs Austausch rühre ich nur zaghaft. Möglicherweise liegen hier tiefe Meinungsunterschiede vor, und für uns, die wir nicht mehr jung sind, ist es Pflicht, allein das Verbindende zu pflegen. — Unsere Kolonien sind, wie aller alte Kolonialbesitz, Zufalls Kolonien, d. h. Kaufleute oder Seeleute ergriffen nach ihrem Bedürfnis ein Stückchen Erde (wie Linderitz in Südwest-Afrika, Wörmann in Kamerun, Godefroy in Samoa). Dann nahm sich die heimische Politik dieses Regens an. Nur ausnahmsweise wußte eine Regierung gleich, warum sie ihre Hand auf ein fremdes Land legte. Erst im Laufe der Zeit, oft der Jahrhunderte, lernte man den vollen Wert einer Kolonie kennen. Die Kolonialgeschichte von Kanada z. B. ist dafür ein sprechender Beweis. Was wir im besonderen an unseren Kolonien haben werden, liegt noch im Dunkel. Einstweilen sind wir (d. h. die germanischen Deutschen) froh, sie zu haben, sie sind uns zur Erziehung unseres Volkes köstlich. Englisch und jüdisch bediente „deutsche“ Zeitungen erzählen der Welt, was wir dort nicht recht machen. Aber Tausende deutscher Familien haben ihre Söhne auf See oder in den Kolonien, deren Gedanken gehen mit ihren Kindern zu Wagemut und Leistung, zur Erweiterung der Horizonte, zum Abstreifen des größten unserer Unglücke, der Folgen des Dreißigjährigen Krieges. Ich habe einen Neffen in Swakopmund, er ist dort Reichsgeologe, ich habe einen Neffen in China, er ist dort mächtig beschäftigter Arzt; fast alle Familien, mit denen wir verbunden sind, sind so persönlich an den Kolonien beteiligt. Daher stammt unser frohes Zukunftsgefühl für dies neue, ferne Deutschland, einerlei, was uns die Torheiten der Gegenwart dort bringen.

Ich unterschreibe alles, was Sie von der Notwendigkeit schrie-



ben, daß ein Volk seine Sache selbst führe. Es ist eine Tatsache, daß der Kaiser, der Reichstag und ein Teil unseres Volkes diesen Cromwell'schen Frohmut eben nicht haben. Aber alle Völker suchen nach Allianzen, die Franzosen wie wir, Italien wie wir. Diese Politik der Anlehnung hat der Welt 33 Jahre des europäischen Friedens verschafft. Für uns ist Rußland historisch und politisch der gegebene Freund, solange die natürlichste aller Allianzen, die mit Frankreich, noch eine Utopie ist. Ich erfülle seit vielen Jahren meine Schüler im Geschichtsunterricht mit dem Gedanken, daß Freundschaft mit Frankreich das Ziel einer gesunden deutschen Politik sein muß.

Wenn wir die französischen und deutschen Dinge vergleichen wollen, so müssen wir Gleiches vergleichen: das politische Frankreich a mit dem politischen Deutschland a I, das kulturelle arbeitende Frankreich b mit dem kulturell arbeitenden Deutschland b I. Bleibe ich in der Gleichung, so denke ich, daß Frankreichs (a) Politik der Allianzen klug und gut war, unsere (a I) schwankend. Wo dann aber a und a I halten, wenn wir uns, was Gott verhüte, wieder auf dem grünen Rasen trafen, sagt erst jener Tag. *Germania armis parata.*

Vergleiche ich b mit b I, dann sehe ich unsere arbeitende deutsche Welt, das zweite Deutschland. Überall ist Geben und Nehmen zwischen den Völkern. Man nimmt daher und dorthier und fügt das Beste, Unentleibbare aus dem eigenen Volke hinzu. Feuerbach studierte in Paris wie Böcklin, aber ich sehe nicht, daß die französische Kunst etwas konnte, das die Namen Kethel, Schwind, Feuerbach, Böcklin, Thoma trüge. Sie können etwas in Frankreich, das wir nicht können, wir können etwas, das sie nicht können. Ich bringe in die Schweiz für Sie zum Prüfen das köstliche Buch über Ford Madox Brown; er ist an der belgisch-französischen Malerei groß geworden, aber womit er die Seele ergreift, das flutet aus anderen Quellen als aus romanischen.

Ich bin nicht sicher, ob Ihre Zeilen über Rußland nur ein Scherz waren. Wir beide, Herr Friedli Holzer und ich, sind so lange über die Erde gegangen, daß es ja fast unmöglich ist, daß einer von uns denken könnte, irgendeine politische Form sei besser als die andere: Die Menschen sind überall dieselben, nur liegen,



je nach der Form, die Sünden der Republikaner und Demokraten an einer anderen Stelle als die der monarchisch Regierten. Es bleibt nichts übrig, als in aller Welt sich von dem Pharisäismus des Eigenen zu befreien und alles Fremde in seiner Kraft, in seiner Kraft aufzusuchen und zu lieben, auch wenn es sich um Gegner handelt. Ich habe in dieser Hinsicht mit Frankreich gewaltig zu ringen gehabt: im Elternhause und in der Schule lernte ich die verhängnisvolle Formel glauben, Frankreich sei unser Erbfeind, die die deutsche Politik von 1815 bis 1875 schief und unproduktiv gemacht, seitdem aber trotz besserer Einsicht hilflos gemacht hat. Erst als Student, als ich anfang, mich ganz intensiv mit der französischen Kultur zu beschäftigen, löste ich mich vom Aberglauben. Die Abneigung gegen die französische Literatur aber steckt so tief in mir, daß ich immer noch um die Gerechtigkeit ringen muß.

Jetzt, wo ich einhalte, sehe ich, daß ich „eine greuliche Pfote“ geschrieben habe. Schelten Sie meinen Daumen, nicht mein Herz. Item, Ihnen beiden zugetan mit meiner „Hausfrau“ (dies liebe Wort vergesse ich Ihnen nie) Ihr treuer Hermann Deser.

Von Dora Schlatter.

Thufis, 26. Juni 1904.

Herzliebe Emmy!

Heute morgen kam der herrlich lange Brief Deines lieben Mannes . . .

Von daheim aus spreche ich dann über die Bücher. Es wäre mir aber leichter, es mündlich zu tun. Im Brief potenziert man alle Differenzen. Auge in Auge fühlt man die innerste Verwandtschaft. Ich glaube, daß Herrn Doktors und unsere Anschauungen darüber in einem Klang zusammenkämen, wenn wir erst zusammen sprächen. Aber vorläufig betrachte ich Multatuli mit Schmerz, mit einem innerlich reißenden Schmerz. Ach, unsere Zeit brauchte ein Zeugnis vom Herrn Christus und seiner Kraft, so laut, so glockenhell wie noch keine. Man schaut und hört nur auf die, die das jämmerliche Abbild, das er zurückließ, zerpflücken. Doch ich darf nicht hineintauchen in dieses Bächlein, ich muß mein Bündelein zur Heimreise fertig machen und innerlich so ruhig

bleiben als möglich. Ich küsse Dich, Emmy, und flüstere Dir ins Ohr, daß „Erdmannli Holzer“ zwei Pakete zurückließ für Deine Kinder. Herzynig umarmt Dich Deine Dora.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, Freitag (anfangs August) 1904.

Liebe Emmy! . . . Gestern las ich Maltatuli in der „Christlichen Welt“\*). Die Einleitung hat mir ausgezeichnet gefallen und gibt schon die rechte Stellung zum Manne, den man nur verstehen kann, wenn man sich zuerst mit ihm, seinen Anlagen und seiner Führung auseinandersetzt. Es gibt so viele solche Menschen und gibt immer mehr solche. Mir ist nur immer so betrübend, daß diese mit ihren Zweifeln und ihrem Zerstreuen mehr Hörer finden als die vereinzelt ruhigen Zeugnisse von der lebendigen Erfahrung einer alles in Einklang bringenden Liebe Gottes. Für eine ringende Seele wie die meine ist Maltatuli eine hemmende Woge, die ich mühsam überwinde, um endlich mit gebeugtem Gewissen anzulanden „am Heiligtum“, am Worte „dennoch“ (Psalm 73).

Ich bin krank, aber in meinem Bette umgeben von Eurer Geiste. Über mir hängt Euer Bild, und ich habe mir diese Tage den Petrus recht angeschaut und ihm nachgeföhlt, was in seiner stillen, lautlosen Versunkenheit liegt. Dann hielt ich oft das kleine Büchlein von Gollenbusch in den Händen, das Ihr mir einst schenktet. Es hat mich schon oft erquickt mit seiner Wahrheit, da ist echter Pietismus drin.

Von Hermann Defer.

Thufis, 23. August 1904

am Jahrestage der ersten Begegnung mit Emmy 1894.

Nun sind wir neun Tage hier, am 15. August mittags um vier Uhr begrüßten uns Luß Vater und Sohn am Bahnhofs — und in diesen neun Tagen waren Sie immer unter uns. Ihr Freundesgruß empfing uns beim Eintritt in unser Ferienheim, die Waldschrätlein ergöhten uns sehr, sie sollen eine Hauptzierde unseres Schlatter-Museums werden, der kleinere Stoc ist ein Gegenstand heftiger Eifersucht zwischen Gerhard und Gertrud und

\*) Abgedruckt in „Von Menschen, von Bildern und Büchern“, von Hermann Defer. Eugen Salzer, Heilbronn, 1913. Seite 128 ff.

der größere hat schon allerlei Schicksale gehabt, sein schönstes war, daß Frau Emmy an ihm über den Glaspasß gewandert ist; ich freue mich immer an ihm und Ihnen, der Sie das Geisterroß aus dem Zuge der apokalyptischen Reiter sahen und einfingen. Sie sind liebe, herzliche, gütige Freunde. Berhards Glück hätten Sie sehen sollen, als Bogen und Pfeile aus dem geheimnisvollen Paket auftauchten. Vorher war er gar nicht mit Ihnen zufrieden gewesen, wir hatten irgendwo im Gartenhüsli ein gewiß von Ihnen geschnitztes Rindenschifflein gefunden und das neigte auf die eine Seite. Das nahm er Ihnen übel. Aber Sie haben sich bei ihm mit dem Bogen glänzend wiederhergestellt. Oben, in Cresta lunga hat er sich erfolgreich im Bogenschießen geübt.

Damit Sie nun sehen, was wir seither getrieben haben, will ich Ihnen unseren Kalender hinschreiben:

Folgt eine Aufzählung der Spaziergänge, darunter Touren in die Viamala, nach Hohen-Rätien, an den Heinzenberg hinauf nach Flerden und Garn, die große Wanderung nach Tschappina, über den Glaspasß nach Casien und hinaus nach Versam, nach Scharans . . .

Wir haben noch nie eine so schöne Welt gesehen. Der Heinzenberg ist ein Maximum malerischer, offener und verschlossener Schönheit. Die ganz unglaubliche Belebtheit des Bodens, das wundervoll rhythmisierende Terrain, die Hecken und Gebüsche, die dies immer neu sich umformende Terrain einrahmen und zu einer kleinen selbständigen Welt innerhalb des Ganzen ausscheiden — so etwas Schönes haben Emmy und ich noch nie gesehen. Und die Dörfer! Mich haben namentlich die alten, geschwärzten Holzhäuser angezogen. Sie stehen so wesenhaft und so gesund und schön da. Auch wo die Neu-Kultur der Vergangenheit spricht, ist viel Schönes zu sehen, so der Tagsteiner Hof in Dalau (da gingen wir auch hinein, alte Schreinerarbeit zu sehen und sahen dabei eine schöne Bäuerin, ein schönes Kind und einen Mann voll Kraft), so das Haus in Garn mit den gemalten Läden und dem prächtigen Aufgang, so die gemalten Häuser in Scharans, die prächtigen Fenstergitter da und dort. Und nirgends eine Monotonie, weil die alten Menschen mit der *Notwendigkeit* gingen und diese ist alle Tage neu. Das Allerschönste ward uns geschenkt in Portein. Die Lage des Dörfleins zwischen zwei Tobeln ist schon so an-

ziehend. Ich ging hinein, weil ich oben vom „Sträßli“ aus den kleinen, unverkleideten Holzgerüst-Turm sah. Vor dem Kirchlein lagen die eingesunkenen Gräber bunt überwachsen. Im Kirchlein standen die armen Holzbänke dicht aneinander, einst für Menschen, die es nicht bequem haben wollten. Man sah gleich, daß die Kirche nicht mehr gebraucht wird. Auf dem Plage, auf dem einst der Pfarrer saß, lag eine mächtige, alte romanische Bibel, ganz allein\*). Sie hielt allein die Kirche. Die Kanzel verstaubt, das Taufbecken verstaubt, die lehnlosen Bänke verstaubt und so allein die liebe romanische Bibel. Sie denkt nicht, daß man sie stiehlt oder verkauft. Sie freut sich der offenen Türe und des stummen Menschen, der sie bewegt anschaut. — Dann mußte ich Scharans\*\*) mit besonderer Liebe sehen. Wo Natur und Geschichte ineinander spielen, ist mir immer am wohlsten.

. . . In der Pension ist alles erfreulich. Frau Luz prima, Herr Luz großartig, das Gärtnerhäuschen wonnig, Küche sehr gut.

Liebe Frau Schlatter, von Herzen wünsche ich Ihnen gute Erholung.

Von Hermann Desser.

Thufis, 24. August 1904.

Heute schreibe ich im Sonnenschein, die Regen- und Schneewolken verziehen sich, aber der Calanda und der Piz Beverin sind festlich in Weiß gekleidet. Ich schreibe, um Ihnen von ganzem Herzen für Ihr liebes, eindringliches Fürwort für mein Kunstbuch zu danken. Wenn nur zehn Käufer dadurch mehr werden, so kommt es in zehn neue Häuser und hilft durch Anregung und Widerspruch den Lesern zur eigenen Freude am Schönen. Meinen eigenen kleinen Beitrag in Nummer 2 kannten Sie schon aus der Christoterpe\*\*\*)? Ich habe in die Ferien ein Werk über Puvis de Chavannes mitgenommen, ich kannte noch nichts von ihm außer zwei kleinen Nachbildungen. Es steht noch eine Wand zwischen mir und ihm, aber wenn ich mich auf die Fußspitzen stelle, so sehe ich doch ein wenig über die Mauer, und schließlich muß man sich

\*) Siehe „Zweismimen“ Seite 54 und 55.

\*\*) Scharans, altes Dorf auf der rechten Talseite des Domleschg, Heimat und erste Pfarrstelle von Jürg Jenatsch.

\*\*\*) Dort: „Die Laienfreude am Schönen“, hier: „Vom Wesen des Schönen“.

vielem Großen in der Kunst gegenüber auf die Fußspitzen stellen, wenn man nicht im Kantönli\*) bleiben will. Kennen Sie zwei Lieben, Pubis de Chavannes?

Unsere Rast auf dieser Erdenstelle tut uns so gut. Ich war diesmal mit einem von den Nerven ruinierten Magen und Darm aus dem Schuljahre entlassen worden, hier aber geht die Erholung geschwind vor sich. Auch meine Herzfreundliche merkt, daß ihr der Heizenberg wohl tut.

Das Rösle von Urach und Fiesole grüßt wieder\*\*).

Von Hermann Deser.

Thufis, 26. August 1904.

Ich komme eilig mit Dank und Bitte. Gerhardli ist mit Friedli Holzer nun sehr zufrieden. Die Fregatte\*\*\*) schwimmt und ist mit Rübenschaln beladen. Er dankt mit uns. Für Raabe herzlichen Dank, wir werden ihn in diesen Tagen beginnen. Meine Herzfreundliche hat mich dazu gebracht, den Schlußaufsatz über Multatuli hier in Angriff zu nehmen, ich habe alles Holländische hier, aber das Ideenbändchen nicht. Ich bitte Sie herzlich, mir es zu leihen und wenn möglich umgehend. Das Regenwetter kommt uns sehr gelegen.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 27. September 1904.

Ihre herzliche Karte von gestern ruft mir mit lockender Gewalt. Gedankenwellen ziehen immer zu dem Rhein hinunter und grüßen Sie liebend zum Tagesanbruch und wenn die Nacht kommt. Aber was hören Sie davon?

Heute denken wir nun froh an Sie. Wir feiern festlich mit! Ich weiß, Ihre Seele ist feierlich gestimmt, weil Sie tiefer sehen und fühlen, was solch ein Jawort\*\*\*\*) bedeutet für ein ganzes Leben und wie tief verborgen Leid und Lust aus ihm empor-springen kann. So ein klein wenig bange ist dem Wissenden ja

---

\*) „Kantönligeist“ ist die in der Schweiz übliche Bezeichnung für engen „Kirchturm“-standpunkt.

\*\*) Das treuherzige schwäbische Dienstmädchen der Pension.

\*\*\*) Ein Rindenschiffchen.

\*\*\*\*) Verlobungsfeier in der Reichschen Familie.

immer, solch junger keimender Liebe gegenüber. Ist Lebensfähigkeit da für die Keime? Wird der Strahl sie nicht versengen? . . .

Ihre Seminararbeit ist nun wieder im Gange. Seit ich den Ausschnitt aus Ihrer Klassenphotographie habe, weiß ich nun, welch intelligente junge Gesichter Ihnen gegenüberstehen. Da wird man hingerissen, diesen Augen, diesen Seelen viel zu geben, viel zu zeigen. Wieviel fruchtbarer ist diese Arbeit als Ihre Behandlung Multatulis. Ich sehe, wie groß diese Arbeit war. Ich bin viel zu eng genährt, als daß ich noch genießen könnte, was Multatuli Gutes und Schönes sagt. Sein Leben ist das moralisch ärmste und befleckteste, das ich kenne, und den Genuß eines solchen Menschen, auch nach seiner geistigen Seite hin, überlasse ich anderen. Ich komme nicht über den grellen Kontrast hinaus zwischen seinem Erkannten und seiner Tat. Unsere moderne Welt ist so weit von den klaren Gedanken des Evangeliums entfernt, daß sie solchen „löcherichten Brunnen“ Lebenswasser zu verdanken glaubt. Mir kommt das unverständlich vor.

Einer meiner Brüder war letzte Woche da. Er sah meinen Maeterlinck liegen und sagte in seiner raschen, lebhaften Weise: „Es ist merkwürdig, wie er die einfachsten Gedanklein breit und wichtig als etwas besonders Hohes bringt.“ Ich habe an Maeterlinck mehr gehabt als an Multatuli. Mir ist's immer ganz weh zumute, wenn ich an diesen irrenden Menschen denke . . .

Von Hermann Dezer.

Karlsruhe, 2. November 1904.

Lieber Herr Schlatter, heute früh lag auf dem Frühstückstisch Ihr lieber Brief, ich legte ihn demütig auf den Platz meiner Frau, denn was von St. Gallen kommt, „is a Geschleck“, da muß die Frau Doktorin mit glänzenden Augen den Umschlag öffnen und den Brief als die erste vorlesen — aber heute bekam ich die Erlaubnis, Ihre lieben Zeilen zu lesen, ehe sie am Horizont aufging. Ihre Briefe sind immer wie das Gepäck, das eine Mutter ihrem Buben auf die Reise gepackt hat, überall steckt etwas Gutes, bis in die Strümpfe hinein hat sie ihm Borsdorfer Apfel oder ein mürbes Brötchen verpackt. So eine rechte Mettwurst war Ihr liebes Anerbieten, mir das Studioheft über Pubis de Chavannes zu leihen, ja tun Sie das, lieber Herr



Schlatter, ich habe zum Auflegen in der Vorlesung diesmal so wenig. Von diesem tüchtigen, ehrlichen, prächtigen Meunier stelle ich dafür reichlich aus. Und Ihre Bemerkung über das Heidelberger Schloß war ein delikater Dindon, den das St. Galler Mütterlein ihrem Buben zwischen den Sonntagshösle und dem Gilet eingewickelt hat, ich denke Wort für Wort wie Sie. Warum soll das, was einmal ganz war, nun um jeden Preis für ein liebes Publikum kaputt bleiben?! Und Ihr Wort über Multatuli, hei, das war das Gläschlein Beaujolais, das das Bublein an den Mund setzen soll, wenn es müde wird. Und der Schalk von Mutter hat auch eine Prise russischen Schnupftabak hineinverpackt! Wie lieb war alles!

Von Hermann Deser.

Karlsruhe, 18. November 1904.

Lieber Herr Salomon! Für das Pubis de Chavannes-Heft treuen Dank! . . . Heute früh kam etwas Liebes von St. Gallen und mein Franeli hat den 18. November für einen Vorgeburtstag erklärt, und wir haben den allerliebsten Brief zusammen gelesen und ihn mit allerlei dankbaren Zwischenreden begleitet und auch das „Muster ohne Wert“ beguckt und gestreichelt und mit Lust und Dank aufgenommen, darüber redet Frau Emmy zu ihrer Zeit.

Ja, meine Vorlesungen sind mühsam, aber, solange ich k a n n, m ü s s e n sie gehalten werden, das ist für uns eine harte Notwendigkeit. Aber ich halte sie doch gern, der Zwang ist gerade das Köstliche dabei. Seit 1898 z. B. interessiere ich mich infolge eines Zeitungsartikels für Pubis. Aber erst der Entschluß, über ihn zu sprechen, führte mich zum Studium der Biographie und des Gehaltes seiner Werke. Gerade so geht es mir mit dem Belgier Georges Rodenbach, dem Verfasser von „Bruges-la-morte“. Das ist köstliches Neuland. Das in Eile. Leben Sie wohl, treueste Freunde.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, November 1904.

Ihr Festtag folgt in freundlicher Lichtfülle dem lieben „Frauentag“ nach, den wir eben gefeiert haben. Mit erneuter

Liebe denken wir Ihrer und aller derer, die Sie lieb haben. Sie sind wie ein reich behangenes Fruchtbaumlein, an dem man dankbar und froh stehen bleibt und den Herbstglanz still betrachtet. Es kommt dabei das frohe Gefühl über einem, das so oft durch die Psalmworte tönt und das sich gipfelt in dem Wort: „Lobe den Herrn — der dich krönt mit Gnade und Barmherzigkeit — das ist ein köstlich Ding — danken dem Herrn!“ Sie sind in unserem Leben ein unsagbar köstliches Glied. Mannli und ich sind so schwächliche Leute. Wir wollen viel und sehnen uns nach viel, aber nichts wird Erfüllung und Tat. Wenn wir zu Ihnen hinüberblicken, dann sehen wir ein reiches, volles, fruchtbringendes Männerleben — reich in der Liebe, reich im Beruf, reich im geistigen Streben. Es liegt für uns so viel Beruhigung darin, so viel Weltlicht und Trost. Wir haben fröhlich Teil an Ihrem Leben, und mein lieber Mann denkt an seinem Teil nach, was Sie beschäftigt. O, wie gut begreifen wir, daß in der Nötigung, sich mit den großen Arbeitern im Geist zu beschäftigen, für Sie ein Gewinn, eine Bereicherung und Weitung des Weges liegt. Man wird immer selbst reicher, wenn man sich intensiv vertieft in eines andern Arbeit und Denken. Das ist gerade das Schöne, daß solche Wechselwirkung des geistigen Regens und Lebens stattfindet. Das sind die unsichtbarsten „Wechselströme“, die es gibt.

Gegenwärtig habe ich „stille Wochen“, in denen ich nichts arbeiten kann; aber es sind doch nicht verlorene Wochen, wenn sie mir schon in dunkler Stimmung so vorkommen. Sie sind wohl der „gestaute Bach“, von dem der Dichter singt . . .

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, Dezember 1904.

„Von Tür zu Tür waltet“ in dieser Festzeit unser liebendes Gedenken und nicht am wenigsten lang weilt es an Ihrer Tür! Könnte ich durch eine Ritze blicken in Ihren Festglanz! Helles Leuchten in Ihren Herzen, Jubel bei Ihren Kinderlein und über allem die königliche Botschaft: „Euch ist heute der Heiland geboren“, der bringt, was wir verloren, der hat, was uns gebricht — und in dessen Reichtum unsere Armut sich birgt.

Es ist mir wieder neu aufgegangen, welche Fülle verborgen liegt in dieser Gabe des Vaters. Und doch bleibt es ~~immer~~ ein leises,

leises Ahnen — das einst ansbrechen wird in einen Weihnachtsjubiläum.

Ich gedenke an Sie in großer, warmer Liebe und bin glücklich, daß ich Ihre Namen in meinem Herzen tragen darf.

Von Hermann Defer.

Karlsruhe, 29. Dezember 1904.

Für Ihren Freundesgruß zum Weihnachtsfeste danken wir Ihnen von Herzen. Noch manchmal wird die liebe Mappe\*) uns die alten Tage zurückerufen. Jetzt ist jedes Blatt wie ein Anschlag, dem unendliche Nachhallen folgen, namentlich das so schöne Bild von St. Cassian; dort saßen wir mit den Kindern, die Kinderfüße gingen über die eingesunkenen Gräber und die Kleinen umwehte das, was wir Erwachsenen bewußt empfanden als die Ehrfurcht, die aus dem Tode, der uralten Vergangenheit und der einzig herrlichen Natur zu unseren Füßen wie ein Hauch hervorging. In Ober-Tschappina hatten wir lange rasten müssen, das sagte uns auch wieder Ihr Kirchlein. Aber an jenem herrlichen Wandertage erfuhren wir wieder an uns, das, was die Menschheit täglich erfährt, daß das Ziel den Weg verschlingt. Wie wäre es schön, lieber Herr Schlatter, wenn Hanneli gerade jetzt Ihre Schülerin werden könnte. Sie hat zum Weihnachtsfeste einen Farbenkasten bekommen und ein Heft zum Ausmalen nach der daneben stehenden bunten Vorlage; das tut sie nun mit großer, stiller Treue. Das schlanke Kind neben Ihnen lernend stehen zu sehen, ist ein Sehnsuchtsgedanke, der von Ihren Blättern kam und nicht mehr ging.

(Nach einer Schilderung der Weihnachtsfeier durch Frau Defer fährt er fort:)

Emmy hat nicht erzählt, wie sie gerade dieses Weihnachtsfest so lustig gemacht hat. Die Kinder haben einen schönen, gelben Postwagen. Den ließ das Mütterlein im Dezember verschwinden, und als er wieder auftauchte, regierte ihn ein neuer Kutscher und zog ihn ein neues Pferdchen, und im Wagen und oben darauf, unter der leinenen Plane, lagen 65 Pakete, alle sorgfältig verschnürt, versiegelt und adressiert, mit Absender bezeichnet, das

\*) Eine kleine Sammlung von Wanderskizzen aus der Gegend von Thufis.

alles schon voll Humor, und dann der Inhalt: alles auf das Kindergemüt berechnet; jeden Tag darf jetzt der Heini kommen und jedes darf sich ein Päckchen mit seiner Adresse aussuchen, und dann der immer neue Jubel!

Ihr liebes Buch habe ich nun in Ruhe lesen können und habe in ihm alles wieder gefunden, was wir an Ihnen kennen und lieben. Das Schwere ist so von Tröstlichem umwoben, wie das Gärtnerhäuschen, das ich in Plurs sah, da merkte man nur an der Form des mächtigen Esengewandes, daß ein steinernes Häuslein drinnen verborgen war. So dringlich versprechen Sie diesmal das Licht. Einige Blätter haben mir besonders gut gefallen, so ist es ja natürlich, ein Buch ist immer wie ein reich besetzter Tisch, und unter den Gängen kommt gewiß das Lieblingsgericht. Ich will versuchen, dem lieben Büchlein noch ein Freundeswort in der „Christlichen Welt“ zu sprechen in einem kleinen Aufsatz, der von der Kunst handeln will.

Ward Ihnen nicht bei den Aufsätzen über Hofmann und Plockhorst im „Christlichen Bücherfreund“ dieses Jahres wehe ums Herz? Wie tief steht die Kultur der positiven Kreise, daß sie diesen christlichen Schund nicht als Schund erkennen! Ich wundere mich, daß dieselben Leute Ihnen die herbe Kraft Ihrer Bücher verzeihen. Sahen Sie im letzten Kunstwart-Hefte Uhd's Christnachtsbild? Sie und er sagen, daß am Leben das Leiden das Große ist, Sie und er streuen keinen Streuzucker auf. Wenn Ihr schönes Buch sich in Gemälde verwandelte, dann wollte kein „Christ“ etwas von Ihnen wissen.

Heute kann ich Ihnen nicht von Fogazzaros Ascensione humane schreiben, wozu es mich an sich drängt, denn ich bin voll davon. Aber wir sind beide todmüde: Besuch um Besuch folgte sich bis halb sieben. Als der Brief begann, war es 10 Uhr morgens.

Dieser tief fromme Katholik versucht den Darwinismus mit seinem positiven Christentum zu vereinen. Ob das glückt, ist gleichgültig, aber was ihm glückt, das ist, daß es jenseits der Bäume, außerhalb der leeren Brunnen, hoch über den Gassen steht.

Eine Äußerung Ihres Bruders über Maeterlinck schmerzte mich. Natürlich sind Maeterlinck's Gedanken nicht neu, das ist selten ein Gedanke. Das Köstliche der alten Gedanken der

Welt ist das, daß sie durch ein Gemüt gegangen sind, das ist das Schiefer-schwarz des Hinterrheins. Nur dann wirkt überhaupt ein Gedanke, wenn er gesättigt ist mit der Wärme des Eigenlebens, das ihn geboren oder wiedergeboren hat. Und wo gibt es noch Arbeiten wie die über die „Vergangenheit“ im „begrabenen Tempel“ und über „Aufrichtigkeit“ im „doppelten Garten“?

Leben Sie wohl, teure Freunde. Gottes Liebe beschütze uns vier Verbundene im neuen Jahre und mache Ihnen die Pfade sanft.

Von Dora Schlatter.

Sonntag, 9. Januar 1905.

Sonntag ist's uf em Bergli. Mannli sitzt mir gegenüber und zeichnet in einem alten, wundervollen Haus, das wir in den Sommertagen entdeckt und selig froh heimgetragen haben. Es ist ein ungewöhnlich reicher Kiegelbau mit vielen Details. Wir sprechen von Ihnen und denken an Sie in Sonntagsstimmung. Heute freuen wir uns, daß der Muktatuli-berg überstiegen ist und Sie im Gefühl einer überwundenen Arbeit feiern. Gewiß war die Arbeit eine sehr große, viel größer als die Leser es ahnen können. Wir beide haben dann nur den frohen Genuß, und ich muß gestehen, daß ich mich herzlich darauf freue. Ich habe auch vor einer Stunde im Gedanken an Ihre Besprechung einige Seiten aus „einem stillen Hause“\*) vorgelesen. Es ist ein nettes Büchlein. Manchmal sind die Bildchen vielleicht etwas zu blaß, hart gesagt: etwas zu fade, und dann bewegt sich die Schreiberin stark in der gewohnten, konventionell gewordenen Sprache der deutschen Novellistik. Ich lese das Büchlein mit besonderem Interesse, weil ich das Gefühl habe, einer verwandten „Ausrüstung“ gegenüberzustehen. Wir fassen beide nur kleine Bilderchen.

Daß Sie mein Büchlein freundlich und geduldig gelesen haben, danke ich Ihnen von Herzen, und daß Sie ein verständnisvolles Wort darüber sprechen wollen in der „Christlichen Welt“, rührt mich tief. Bei niemandem fühle ich mich so warm und zart verstanden wie bei Ihnen, und ich weiß doch so gut, daß Sie die Schwäche meiner dichterischen Kraft genauer durchschauen als

\*) „Aus einem stillen Hause“ von E. Müllenhoff. Leipzig, Amelung. 1904.

andere. Es ist dies ein köstliches Gefühl des wahrhaftigen Vertrauens.

Den „Christlichen Bücherfreund“ dürfen Sie nicht als den Ausdruck der „positiven Kreise“ ansehen. Er bestreicht bei uns mit seiner Ware einen ganz ausgesprochen separierten Kreis, die Gemeinschaftsleute aller Farben. Viele von diesen wollen auch nichts mehr von mir wissen, seit ich mich mehr von der Sprache des Pietismus befreit habe. Ein mir früher offenes Blatt z. B. weist mich ganz ab. Daß mich H. eigentlich sucht, ist mir ein Rätsel. Nun, ich denke: solange ich d e i n e Kreise berühren k a n n, will ich's gerne tun. Aber daß er „Zuckerwasser“ empfiehlt, wissen wir beide.

Es ist aber ganz unglaublich, wie diese Kreise das Christusbild von Plochhorst und Hofmann und gar Schönherr fast mit dogmatischer Gültigkeit umkleiden. Viele von unseren Bekannten verstehen einen Abde einfach nicht und gewöhnen sich nur langsam an einen Steinhäusen oder Hans Thoma. Es ist da nichts zu machen.

Ich entspreche allen Bitten, die aus dem „frommen“ Lager kommen, und suche mich innerlich nicht zu „erniedrigen“, sondern schreibe „meine“ Sprache. Es gibt da oft lustige Sachen!

Meinen Verwandten bin ich manchen etwas „zweifelhaft“. Nun lieber, verehrter Herr Doktor, will ich meinen Plauderton wechseln und noch an Ihre liebe Emmy schreiben.

Von Hermann Deser.

Karlsruhe, 2. Juni 1905.

Liebster Freund!

So haben Sie mich angerebet, und so darf ich Sie mit redlichem Herzen wieder anreden, ich wünsche Ihnen mit Emmy aus treuer Liebe nur Gutes und Helles für Ihr neues Lebensjahr. Das irdisch Beste ist das, daß es Ihnen zwei Treuen gut gehe an Gesundheit und Kraft für Haus, Beruf und die kleine Liebesgemeinde, die Sie beide so liebevoll verwalten. Zwei in dieser Gemeinde möchten Ihnen in diesem neuen Jahre mehr sein als in dem abgelaufenen. Für Emmy und mich war seit dem Verlassen der Schweiz am 29. September keine Briefzeit mehr. Das harte Vierteljahr des neuen Jahres hat ihr sehr zugefügt, und es muß



mancher verlorene Schritt vorwärts gemacht werden . . . Aber für Herz und Gesinnung, Innerlichkeit und Gemeinschaft hat das Jahr doch viel Gutes uns eingetragen.

Es ist schade, daß wir, Sie, liebe Frau Schlatter, und ich, nicht in diesem Jahrgange der Christoterpe zusammenkommen. Ihre Arbeiten stehen wie die dunkle Aglei in einer hellen Schwarzwaldswiese unter den Arbeiten der andern da, merkwürdig durch ihren Ernst und ihre dunkle Schönheit. Ich habe diesmal kleine Arbeiten beigezeichnet, die die Gedanken darstellen, die mir in Zweifsimmen und Thusis gekommen sind, darum heißt die Arbeit auch „Zweifsimmen“\*). Sie sagt, daß alle Dinge der Welt an der kleinen und ■■ der großen Simme liegen. Der nicht genug zu liebende Spinoza hat das auf seine Art einst so gut gesagt, daß man die Dinge sub specie aeternitatis, unter dem Gesichtspunkte der Ewigkeit ansehen müsse.

Es tut mir leid, daß ich Ihnen, lieber Herr Salomon, das kleine Heftchen noch nicht bis zum 4. Juni schicken kann. Dafür kommt ein Buch, das wir beide sehr lieben: Fogazzaros „Kleinwelt unserer Väter“. Sie müssen sich für die ersten Kapitel, namentlich das erste, ein Personenverzeichnis anlegen, nachher bewegt sich dann alles in klarer Sicherheit. Es wird Ihnen anfangs gar nicht gefallen und Sie dann nicht mehr loslassen. Fogazzaro ist gar kein nervöser, schriller Feminist à la Ibsen, sondern ein Mann, der zum Manne ein durchgängiges, festes Zutrauen hat. Sein Held, Franco Maironi, ist unsicher an Urteilskraft und oft unklar im Wollen (das weiß Fogazzaro, so soll es sein), aber es ist ein starker, stummer und richtiger Ewigkeitsdrang in ihm. Sein Ringen mit seiner Frau ist ganz wunderbar gezeichnet, Fogazzaro liebt diese Heldin, aber er gibt ihr nicht recht.

Fogazzaro ist, wie ich Ihnen wohl geschrieben habe, positiver Christ und — Transformist (so nennt man die zu Kanonensstiefeln ausgewachsenen Kinderschuhe des Darwinismus). Er nötigte mich durch seinen herrlichen Recken Franco (Ascensioni umane) das Buch von Rudolf Otto: „Naturwissenschaftliche und religiöse Weltanschauung“ zu lesen. Das sollten Sie deshalb kennen; es

\*) „Zweifsimmen“, Christoterpe 1906, und Eugen Salzer, Heilbronn. 1920.

ist so viel Schönes darin. Die Hälfte allerdings, die man braucht, steckt im Verzahnungsverhältnis in der andern. Ich kann keine Religionslehre brauchen, die mir die Naturerkenntnis anschwärzt, zu mir kamen die Anemonen und die Primeln vor den Bässchen. Nun, dies Buch gräbt tief in den Weltgrund. Wenn Sie beide ausgeruht sind zum Durchsägen von Astknuppen, dann lesen Sie gewiß einmal gern darin.

Jetzt melden sich schon die Winter-Vorlesungen mit behaglichen Vorfrenden. Eine solche ist die zeitweilige Beschäftigung mit Segantini. Seitdem — und erst: seitdem ich herrliche Originale von ihm gesehen und sein Leben genau beschrieben kennengelernt habe, liebe ich diesen wahrhaftigen Mann und Maler sehr. Millet, Meunier, Uhde und Segantini sägten meinen auf meinem Grunde gewachsenen „Kunst“-Baum nicht um, aber sie taten prächtige Gärtnerdienste an ihm.

Ich muß Sie noch etwas fragen. War Ihnen das Hausieren gehen mit Schiller nicht auch zuwider?\*) Eine falsche, idealisierende biographische Arbeit von 100 Jahren hat etwas aus ihm gemacht, das er nicht ist. Und das er ist, so wie wenige es sind, das hat man nicht gefeiert; wenn wir nervöse, subjektive, ganz individualistische Menschen aus unseren Schillerreden ernst machen müßten, da müßten wir unser Bestes, unseren Auftrag hergeben. Die Schillerfeier, die den wahren Schiller feiert, die fällt in das Jahrhundert, wo er mit Cromwell zu diesem neuen Säkulum gehört, als sein Kern, Sinn, Ziel und Symbol. Aber da leben wir nicht mehr und nicht mehr mein blondes Völkchen.

Hier beginnt die Rede meiner Herzliebsten. Ihnen und der lieben Frau Dora herzlichen Gruß und Dank für die herrlichen Blumen und die liebe Karte vom Piz Beverin. Ade, ade Ihr

Hermann Defer.

Von Hermann Defer.

Karlsruhe, 6. September 1905.

Die Unruhe, in der wir seit unserer Abreise von Morcles lebten, hat es verschuldet, daß Sie nichts von uns hörten, trotz der lieben Anrufe, die von Ihnen beiden noch kamen. Wir ver-

---

\*) Es war das Jahr der Feier des Schiller-Jubiläums.

ließen Morcles ■■ 25. August, fuhren auf der schönsten Bahn der Schweiz von Montreux nach Zweisimmen, übernachteten dort und kamen am 26. nach Basel über Interlaken, Brünig und Luzern; in Basel legte sich das Netz vielfacher Beziehungen und Sorgen fest um uns, so daß ich wenigstens stark heim verlangte . . . Am Montag, den 4. September, marschierte unser Bublein wieder mit dem Bücherränzchen aus Seehundsfell in seine Schule, und wir hatten schon seit Sonntag den ersten Logiergast. Such is life.

Ein wenig wissen Sie schon von unserem Leben in Morcles. Von St. Maurice geht die Fahrt prächtig hinauf auf schmaler Fahrstraße, in zweieinhalb oder drei Stunden, je nachdem der Regen gehaust hat. Die kleine Welt dort ist im Grunde eine trichterförmig nach dem Rhonetal sich verengende Schlucht, die von der Dent de Morcles und der Festung Dailly im Halbkreis gebildet wird. Auf der letzten grünen Terrasse, ehe der Avangon de Moreles in zwei Wasserfällen nach Laven hinabfällt, liegen die zwanzig Hütten von Morcles. Sie bergen 14 Familien, und diese haben mit 64 Kindern an die Zukunft der Menschheit gedacht. Kein Kirchlein ist droben, keine Uhr schlägt, kein Friedhof redet zur Seele. Alle Pfade gehen hinauf, hinunter, Wiesen- gelände, Lärchenwälder, Tannen, Edeltannen, auch Buchen, nahe, sehr alpine Matten, Felsen und hohe Häupter setzen das Bild zusammen. Das Bild des Tales wird rhonewärts gewaltig abgeschlossen durch die dunkle Masse des Dent du Midi, daneben stehen prachtvoll die Gletscher des Trient und der schöne Grand Combin. Eine Mondnacht in diesem Tale ist ein Märchen.

Die Vielfältigkeit der kleinen Gänge in den doch schmalen Bezirk unseres Schluchtländchens war erstaunlich: Besonders liebten wir ganz schmale, oft weglose Stege durch die steilen, mit Wald umkleideten unteren Gehänge des Dent de Morcles. Da und dort stand eine Bank ■■ diesen Geißenspfaden. Von der schönsten aus sah man unter sich die Häuslein wie ein kleiner Schwarm sich duckender Tauben. Für mich war der liebste Gang der, der der deutschen Heimat am meisten glich, da ging es durch Buchenwald an einem Kohlenmeiler und einer Köhlerhütte vorüber, wie das in Hessen einst war. Diese Köhlerhütte aus Rinde, mit Tischen und Bänkchen davor unter zwei mächtigen Tannen, mit

dem Blick auf das Rhonetal, war das Schönste für mich, wie für Gertrud die Geißen mit dem Geißenpeter. Meine herzallerliebste Schweizerin sehnte sich in die Höhe. Das ist ihr denn auch einmal geworden und uns allen, in schönster Erfüllung. Montag, den 21. August, kommen wir fünf und unsere Schwester W. . . . aus Basel von den 1200 Metern, die Morcles hat, noch weitere 1200 empor, zu der Militärhütte unter dem Dent de Morcles: Riondaz. Der Montblanc kam und stand schließlich frei und mächtig da, der Genfer See mit seinem Kranze heller Städtchen, Villen und Dörfer lag vor uns, die Diablerets, die Rhone mit ihren vielen Windungen — wo man hinschaute, war Glanz und blaue Ferne, Größe und Reichtum im Bild, Form und Farbe. Von Riondaz geht ein Militärweg in solcher Höhe fast eben, über den schmalen Kamm, auf riesigem, grünem Dachfirst nach der Croix de Javernaz (2100 Meter). Da liegt Bex, Grion, Villars, Lesin tief, fern und licht wie eine sanfte Welle von Wald, Wiese und Höhenstreifen und -furchen wundervoll durchschaubar unter einem. Den Abstieg vom Croix werden wir nicht vergessen. Es geht ein steiles Mattendach hinunter, der Pfad gerade am steilen Absturz der Croix (nach Bex hin), hinunter, Emmy trug Gertrud auf dem Rücken, immer den Blick auf die tief unten liegende Landschaft von Bex, das Kind schlief ihr ein und hielt sich nicht mehr, wie waren wir glücklich, als der erste (immer noch miserable) horizontale Pfad kam. Aber als diese Tour von 11 Stunden zu Ende war, spielten unsere Kinder noch vor dem Abendbrote, als wäre nichts gewesen. An dem Tage sang Frau Emmy wie der Tailleser, sie hat das Höhenglück rein und ganz, das andere nur durch solche Glückliche kennenlernen.

Gelesen haben wir in Morcles nichts, geschrieben konnte nicht werden, gute Tage duldeten keine Seele in den Holzhütten, schlechte nötigten, die Kinder in kleiner, öder Stube zu belustigen. Gedacht wurde auch nicht viel. Was die Seele empfing, tut erst die Zukunft kund. Aber gesundheitlich und gemüthlich war es doch unser schönster Ferienaufenthalt, den wir je hatten.

Unser Brief ist noch nicht zu Ende. Wir schicken jetzt diese Hälfte und schreiben morgen weiter.

Liebe, teure Freunde, mein Brief von geſtern iſt jetzt, abends 6 Uhr, in Ihren Händen, ich fahre fort, als ob wir zuſammen geſprochen hätten.

Unſere Penſion in Morcles war höchſt unvollkommen, und doch zieht es uns auch dorthin zurück . . .

Das Haus, in dem wir ſchlieſen, war ein Haus, in dem ~~man~~ auch nicht ſchlafen konnte, je nach der Beweglichkeit der übrigen Gäſte, Ein-Bretterwände trennten die Stübchen, man hörte nachts, wenn ſich ein Schläfer in den ſchmalen, ſargförmigen eiſernen Betten umdrehte. Der Tag machte alles gut.

Immer war Bewegung in Morcles. Die Feſtung Dailly, die Dent de Morcles und die Alp ſorgen dafür. Aber das war immer unterhaltend. Mich als deutſchen Offizier intereſſierten ſtark die militäriſchen Dinge, das Kommen der Einberufenen, die Offiziere, ihre Art, ihre Anſchauungen, Ähnlichkeit und Gegenſatz zu deutſchen Verhältniſſen. Dabei ſah ich zum erſtenmal, wie der ſchweizeriſche Berufsoffizier dem deutſchen näher ſteht als die Offiziere, die nur einberufen ſind. Das Leben in der Penſion wurde heiter ländlich dadurch beeinflusst. So gab die „Muſikkapelle“ von Dailly ein Konzert unter „unſeren Bäumen“. Die junge elegante Welt unter den Sommergäſten hatte einen kleinen Ball mit den Offizieren oder an anderen Abenden Geſellſchaftsspiele. Wir Karlsruher zwei und zwei liebe Schweizer Herren, eidgenöſſiſche Topographen, die nach Dailly kommandiert waren, ſaßen dann abſeits, auf der Laube der „Reſtauration“, während die Kinder der Gäſte, ſo auch unſere drei, ſich die Näſchen am Fenſter des „Speiſeſaales“ plattdrückten und das Gewoge unter den Bäumen ahnungsvoll beſchauten. Dabei war das alles ländlich, aus der Großeltern Zeit. Zwei Lampen, von denen eine für den „Salon“ geholt wurde, wenn dort jemand leſen wollte, ſorgten für die Beleuchtung von „Speiſeſaal“ und „Terrasse“ und — Morcles, denn abends und nachts war in Morcles reſolut und abſolut Nacht.

Alles in allem — ein Winkel voll Energie, Unbequemlichkeit, Anregung und jenem Geheimnis der Anziehungskraft, das in der Abweſenheit der Kultur liegt.



Ich hatte von Thufis anderes, z. B. war dort die historische Anregung herrlich; die Landschaft in Thufis kam m e i n e m Bedürfnis stark entgegen, aber sie erforderte zu ihrer Bewältigung zu lange Gänge und war für die Kinder nicht so fruchtbar zu machen. In Morcles verbrachten wir Stunden im wilden Steingewirr der Schlucht, im Bachbett des Avançon, wo Wasserfädchen von den Kindern in Teiche umgebaut wurden. Ich hatte vier Schiffchen aus Lärchenrinde geschnitzt, erst trieben sie, nicht ohne Gefahr des Verlustes, in der Schlucht, dann in der „Gasse“ von Morcles, als ein kleiner Strom tagelang an unserem Häuslein vorüberlief. Emmys und der Kinder Fußbad in der Schlucht — very comical indeed — ist hoffentlich von niemand belauscht worden, zweimal geschah's, mit Tauchzen. Dann das Erdbeersuchen und Himbeerlesen Tag für Tag — das war ein „rächter Läftig“.

Den Gottesdienst hielt für katholische Arbeiter, Dienstboten und Kurgäste alle vier Wochen ein Kaplan im „Speisesaal“, für die evangelischen Morcler ist alle Sonntag Gottesdienst im Schulzimmerchen, da kommt ein Vikar herauf. Um 10 Uhr läutet dann die Schulschelle. Als Emmy am ersten Sonntag mit Hannchen kam, hob sich die Gemeinde auf acht Köpfe, da war der junge Vikar so erfreut, daß er vorschlug zu singen. Das geschah denn auch. Am folgenden Sonntag kamen wir zu dritt, das Gemeindlein umfaßte etwa zwölf Köpfe. Der Geistliche sprach stehend, im gewöhnlichen schwarzen Rocke, vom Katheder aus, in schönem, herrlich artikuliertem Französisch. Ich liebe diese Gottesdienste, die fast nur eine unbeholfene altertümliche Feldpredigt sind. Die im Maseiner Gotteshäuschen waren mir gleich lieb und recht.

Ich setze meinen Brief nun zum 10. September fort.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 3. November 1905.

Heute trug ich ein dünnes, weißes Büchlein hinunter ins Arbeitszimmer meines Mannli und las vor, während er an einem hohen Hausgiebel zeichnete. Da rauschten die Wasser der großen Simme lustig neben der strudelnden kleinen. Was für ein herrliches, liebes Büchlein haben Sie da geschaffen! Das ist „Ihr



Bestes“, wenigstens seit den „Stillen Leuten“. Es ist ganz wunderhübsch, das Ganze ist wie ein Blumengärtlein im hellen Junitag. Wo soll ich hinschauen, wo soll ich mich bücken? Es sprüht und blüht ringsum gleich lockend. Was mich in erster Linie wieder überwältigend berührt dabei, ist Ihre feine und detaillierte Seelen- und Menschenkenntnis, darin sind Sie einzig. Es ist fast „gfürchig“ zu denken, daß Sie einem kennen und durchschauen, ja auch den Schatten kennen, den man wirft. Bei diesem Kapitel mußte ich weinen. Weshalb sagten Sie das? O, ich kenne meinen Schatten, aber ich küsse ihn nie, ich hasse ihn. Sie dachten an mich, ich weiß es, dort auf Seite 10, bei den Scharfen. Sie haben klar gezeichnet mit Sattlerschem Strich. O wie schön ist der Passus auf Seite 3, von den Vorläufern, die dem Ewigen vorausgehen. Wir lasen miteinander und genossen Ihre Gedanken, es war, als schauten sich die Akelei und die Waldlilie schweigend und gewiß an. Wie köstlich sind der Enkel von Valmajour und die Kappen des Herrn Echarti, so „famos“ (verzeihen Sie den banalen Ausdruck, er paßt nur an dieser Stelle, bei den Kappen) — und das Gabelchen, es ist alles so fein empfunden und so ausgemeißelt und gemalt, es könnte nicht anders, nicht schöner sein. Diesem Büchlein wohnt die Kraft des Kunstwerks inne: die Selbstverständlichkeit, das „es könnte nicht anders sein“.

Lieber Herr Doktor, wie beneide ich Ihre Schülerinnen! Wie viel bekommen diese in Ihren Stunden von Ihnen, von Ihrem innersten, eigensten Wesen. Aber vielleicht muß man älter sein, um Sie zu verstehen.

Das letzte Kapitel hat uns so traut angemutet. Wir standen mit Ihnen auf dem Hügel neben der einsamen Mauer. Es war so schön dort oben, so weit und einsam still!

Wie schön ist auch das Kapitel über die beste Gesellschaft. Wir lasen jedes Wort mit Kopfnicken und Zustimmung und lächelten innig froh, als Sie Carlisle und Sören Kierkegaard sich grüßen ließen . . .

Viele werden sich vertiefen in Ihre Bilder und Gedanken. Man kann immer wieder neue Kristalle darin entdecken, neue Lichterchen und Blicke. Mein Mann und ich stehen heute an Ihrer Türe und danken Ihnen.

Ich muß den Sonntag und eine vorübergehende freundliche Geneigtheit meiner rechten Hand benützen, um Ihnen zu sagen, wie lieb ich Sie habe. Meine Seele läuft manchmal, wie ein Büblein, zu Ihnen, um Sie etwas zu fragen oder Ihnen etwas zu zeigen. Aber zwischen uns liegt nicht bloß der Raum, sondern noch viel mehr die pausenlose Arbeit. Als im Oktober der Winter mit seinem großen Programm für mich anfang, da dachte ich manchmal: so, nun muß ich meinen St. Galler Freunden einen Abschiedsbrief schreiben, denn ich werde lang und weit verreisen.

Eben, während ich schreibe, pilgern meine Zuhörer in unsere Aula, die 72 Nachbildungen nach Rodin anzusehen, die ich für sie ausgestellt habe, ehe ich über sie spreche. Wie gerne hörte ich, was Sie über Rodin denken. Ich versenke mich gerne in sein Werk. Auch er treibt wie Whistler und Segantini die Wellen aus dem Gestein, die einmal einen so großen Strom darstellen werden, wie einst die Renaissance-Kunst. Die „Kunst für Alle“ brachte in dem Jahrgang 1904/05 zwei gute Hefte über ihn, auch mit gutem Texte.

Und nun — innigen Dank für Ihre mir so teuren Grüße zu meinem Geburtstage. Was Sie mir über „Zweismimen“ schrieben, hat mich ganz außerordentlich erfreut. Sie sprechen mit w a n d e r n d, andere gönnen einem nur einen eintönigen Nachruf. Ich hatte die Hoffnung, Sie fänden Fühlen und Denken, dem inneren Reichtum meines Lebens seit 1895 entsprechend, gewachsen und Sie bestätigen mir das so liebevoll. Überall zeichnen sich auf dem Wege dieses Büchleins die Schritte von Frau Emmy und den Kinderlein ab. Meine liebsten Freunde in St. Gallen sind a u c h d r i n, aber anders, als Frau Dora glaubt. Sie sind mir ein Maßstab, ein Wegweiser, ein Ziel — so ist es, niemals anders.

So wie Sie mir zu diesem Büchlein die Hand reichten, so hat sie mir nur noch eine Seele gereicht, eine ehemalige Schülerin, eine Zwanzigerin, sie hat tiefsinnig, heftig, fragend und bereichernd (wie Sie) zweimal darüber geschrieben.

Mit Ihren lieben, ausgezeichnet schönen Kunstwerken ist es lustig gegangen. Wer kam, steuerte auf die Chrysanthemen zu,

wie Sie es verdienen, denn sie sind so, wie nur Sie Blumen malen, — aber wenn ich nun nachdrücklich auf die Silhouette\*) hinwies, dann sah ich wieder, wie wenig die Menschen zu lesen verstehen. Wenn ich sagte: die Kopfhaltung — das scharf-rechtliche Profil, die Zuverlässigkeit des Tatsachensinnes — was für ein konkreter Charakter — dann hieß es: ach, Sie kennen ihn? Und wenn ich dann nein sagte, so hieß es: ach, Sie kennen ihn nicht?! Voila tout! Ich danke Ihnen herzlich für das schöne Angebinde.

Und nun noch Ihnen, lieber Herr Salomon, für die schönen Bilder aus Graubünden. Bei Ihnen ist der Respekt vor der Architektur und das malerisch-künstlerische Auge einander nicht im Wege. Erinnern Sie sich, was die Zeichner für Reisewerke und für die illustrierten „Führer“ vor dreißig Jahren da einen Unfug trieben? Die moderne Kunst hat in diesem Unrat flott ausgelegt und Sie haben an Ihrer Stelle das mit besorgt.

Ich muß noch an unsere Großherzogin schreiben, sie hat heute Geburtstag.

Von Hermann Dejer.

Locarno (Hotel du Park), 14. April 1906.

Hoffentlich geht es dem lieben Herrn Salomon besser, oder: wieder gut. Gleich mit der Ankunft hier wollte ich Ihnen schreiben, aber ich lebte bis heute den ganzen Tag im Freien. Ich bin nur zu den Mahlzeiten im Zimmer. Meine Liebe hat mich fortgetrieben. Schließlich ging ich gern, um einsam zu sein und mich dem zu überlassen, mit dem ich auf die Welt gekommen bin und das niemand zu Hause, bei Frau und Kindern, gestattet ist: der Trauer. Aber auch an diesem Orte der Ruhe, und das ist Locarno, machen die Menschen Ansprüche an einen, und auch hier ringt sich über die stillsten Gedanken des Grames doch immer wieder das Ungeweihte empor. Auf dem Wasser, wenn einen niemand auf dem Dampfer kennt, da lebt sich's heilig-traurig. Als ich Ihnen im Januar schrieb, war dieser Brief nur eine Dreh-

---

\*) Bei einem kurzen Herbstaufenthalt in Rüschlikon bei Zürich hatten die Schlatter Bekanntschaft mit dem Naturforscher W. Wilhelm Meyer, dem sogenannten Uraniameyer, gemacht und seinen Schattenriß aufgenommen.

seite, die zweite fehlte. Ich wollte immer schreiben, aber in den rastlosen Tagen kam's nie dazu. Die zweite Drehseite ist die Herkunft der Seele und was sie infolge davon mitbringt. Gestern sagte der Pfarrer in seiner an sich vortrefflichen Karfreitagspredigt, der zweite Schächer am Kreuz sei ewig verdammt. Aber wenn die Menschen unselig auf die Erde kommen und von ihr unselig gehen, dann kommen neue Dinge, nicht die „ewige“ Verdammnis. Ich habe bis jetzt hier — seit Montag abend — nichts gelesen als den 1. Johannisbrief. Er ist die Sonnenblume auf der langen Fahrt durch die norddeutsche Sandlandschaft am Bahnwärterhäuschen, wie unser Heiland die Sonnenblume ist auf der Wallfahrt der Seele durch viele Welten. Hier, am Bahnwärterhäuschen „Erde“ steht er und nickt und läßt die Seele nicht mehr los, die die Blume geschaut hat. O, wenn ich die Zuversicht nicht hätte auf eine andere Erde, ich lebte noch schwerer auf dieser.

Auf meinen Gängen durch diese Frühlingswelt denke ich oft an Sie, liebe Freunde; hier ist alles schlatterisch. In Locarno sind Winkel — Hof, Treppchen, Balkone, Giebel und Gartenhalde ineinander verschachtelt und so schwarz und zigeunermäßig und so auf die Tatsachen zugeschnitten, daß Sie, lieber Freund, zeichneten und malten, was Sie könnten, um das zu retten, was die „Hebung“ von Locarno morgen mit dem Besen der „täglich wachsenden Frequenz“ wegfegen wird.

Leben Sie beide wohl, teure Freunde, Gottes Liebe mache Sie gesund und schenke Ihnen ein Osterfest, wie der Freund es Ihnen wünscht.

(Auf zwei Postkarten fortlaufend geschrieben.)

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, Ostermontag 1906.

Ihre heutigen Karten waren uns eine warme Berührung Ihrer Hand, ein Gruß Ihrer Seele. Wir verstehen Sie in dem, was Sie vom dunklen Begleiter schreiben, der neben Ihnen stand Ihr Leben lang. Wie gut kenne ich ihn! Ich habe nie ein sorgloses Tageslicht gekannt, nie ein wirklich frohes Herz. Das Leid stand schon in meiner Kindheit immer bei mir in all seinen schwer zu deutenden Formen.

Ob Ihre Trauer sich in bestimmte Namen oder Erlebnisse knüpft, sagen Sie nicht. Wir fühlen nur leise mittragend, wie Sie es meinen. Ja, Leid ist etwas Heiliges, und wo man's nicht sieht in einer Menschenseele, da friert man im Mangel. Und doch — ach — wer löste mir einmal, nur für einen Tag, dies dunkle Gespinnst? Lieber Herr Doktor, wie gut ist's, daß die Sonne des Südens Sie anlacht, belebt und froh macht. Sie waren zu müde, um all das zu bewältigen, was der Winter an seelischer Arbeit von Ihnen forderte. Aber gerade mitten in Ihrer Trauer haben Sie uns getröstet. Ich habe in stiller Stunde an die Worte Ihrer „Sonnenblume“ gedacht: „Sehet, welch eine Liebe!“ Es ist der Psalm der Ewigkeit, den wir einst hören werden in endlosem Jubel. Hier a h n e n wir's nur; aber wir werden's erleben! Meine Seele muß sich fest dran halten, sie geht durch tiefe Wasser . . .

Von Hermann Dejer.

Karlsruhe, 24. April 1906.

Ihrer beider Briefe haben uns beide bewegt und gefreut. Daß der liebe Herr Salomon mir schreiben konnte, das nahm ich als ein frohes Zeichen dafür, daß die inneren Widerstandskräfte wieder am Werk sind. Wir haben es nicht gerne, wenn wir an unsere Freunde mit Sorge denken müssen. Wo wird Sie der Vossommer-Ausflug hinführen? Ich denke an Sie beide am liebsten oder am beruhigsten, wenn ich Sie fern von St. Gallen sehe, wie Sie draußen finden, was Sie beglückt. Daß Sie schon in Locarno waren, ahnte ich nicht. Da kennen Sie ja die herrlichen Bergdörfchen Orselina, Brione, Contra und südlich Ronco sopra Ascona. Die Landschaft ist dort im Intimen so reich. Dagegen fehlt die geschichtliche Romantik gar sehr. Der Genfer See ist daran gerade so reich. Es muß irgendwie in der Geschichte der Seegestdade liegen, daß sich der Burgenbau nicht bedeutend entwickelt hat. Erinnern Sie sich, was an alten Schlössern zwischen Neven und der Rhonemündung liegt, die grünen Gelände hinauf zerstreut? Im Locarner Castello sind aber feine Sachen erhalten und neuerdings aus der Verkleidung herausgeklopft. Das Castello di Ferro habe ich nur von außen betrachtet, mit einiger Be-

Kommenheit. Ich bin Freitag, abends 10,20, abgereist, war einen Tag in Basel und war am Sonntag um 12½ Uhr mittags wieder hier; auf dem Bahnsteig standen meine vier Lieben mit lächelnder heller Erwartung, eine glückselige Ankunft.

Meine Allertreueste und Allerherzlichste hat aus Ihrem so ganz lieben und tiefen Briefe, liebe Frau Schlatter, ersehen, daß ich von der Schwermut gesprochen habe, die bei mir über den Zaun mit spielenden Blumen und Blättern wohl einmal seit der Kindheit herüberschaut, und hat nun Sorge, Sie, liebste Freundin, dächten, die Ursache dieser kommenden und gehenden ernsteren Gedanken liegen in unserer Ehe. Ist sie nicht ein lieber Tor, unsere Frau Emmy? Und sollte man sie nicht schelten?

Nun leben Sie wohl, liebste Freunde. Ich will zum Schlusse sagen, daß ich mich in Locarno sehr erholt habe und mit großem Dank an die Tage dort denke.

Meine Liebe fand ich fröhlich und auch erholt, denn sie hatte eine liebe Schwester zu Gaste, und Emmys Lebensflamme lebt aus dem Al der Liebe.

Eiseris Bild\*) war mir ganz und gar unsympathisch. Das Ansprechende darin ist die Schulung von Barock. Aber der Geist ist so schwarz wie der Hofmannsche — „Promenadenwege“ links an Golgatha vorbei.

Salomon Schlatter schrieb am 20. Mai auf die betreffende Bemerkung in Hermann Desfers Brief:

Ich muß mich nur für Locarno wehren gegen Ihren Vorwurf des Mangels an Historie. Uns schaute aus allen seinen Gäßchen, ganz abgesehen von den unaufhörlichen Kämpfen aller Mächte um den Besitz jener wichtigen Gegenden, die mächtig große Reformationsgeschichte Locarnos entgegen mit ihrem tragischen Ende. Sie veranlaßte den Vater von A. F. Meyer zu seinem großen zweibändigen Werke, das wir kurz vor unserem Aufenthalt dort gelesen hatten, und so lasen wir fast an jedem Ladenschilde einen bedeutsamen Namen.

---

\*) Grablegung des Tessiner Malers Eiseri in der Kirche Madonna del Casso ob Locarno.



Weihnachten führt uns zu Ihnen mit herzlichem Gruß und mit der Verkörperung vieler Gedanken ■ Sie, die uns umwoben, während die Kühle in aus dem Holz krochen. Viele Abende standen sie bei uns auf dem Tische, erst eins, dann zwei, erst in Rohform, dann nach und nach in Schritt und Bewegung. Wir wissen wohl, daß Ihre Kinderlein fast solchem Spiel entwachsen sind, aber vielleicht führt Trudeli doch noch den Kuhreigen zur Alp, und Mutterli singt dazu: „Use, use, us em Stall, mit de liebe Küie“ usw. Möchte auch dies Jahr wieder der Böllner freundlich walten ob dem „fremden Holz“.

Das Buch ist ein echter Zahn. Vielleicht bleibt es mir das Liebste von allen. Ich habe es lange in mir bewegt und tief nachempfunden, kenne ich doch seit meiner Jugendzeit viele solche Menschen, die die Krone des Titelvortes in aller Verborgenheit trugen.

Ich wünsche Ihnen frohe, selige Weihnachten im Glanz der Liebe, die in reiner Vollkommenheit vom Himmel kam, damit wir Kraft eines Strahlchens, das unsere arme Seele zu fassen vermag, wandelten auf Erden anderen zu Dienst und Segen. Möchten Sie im Jubel Ihrer Kinder reich und glücklich sein und dankbar hinschauen in den Lichtglanz, der uns hilft:

Zu lieben und zu loben  
Hier unten und dort oben.

Wir zwei Einsame und Schwache werden es auch stammelnd versuchen. Wir denken an Sie in warmer Liebe und bitten Sie uns ein liebevolles Gedänklein zu weihen am Festabend.

Von Hermann Deser.

Karlsruhe, 27. Dezember 1906.

Für wie viel Liebes habe ich Ihnen zu danken. Ihr Aufsatz über den alten köstlichen Brücken-Mann hat mich sehr beschäftigt und tut das noch. Einmal das Tüchtige am Manne, dann seine für mich rätselhafte statische Kunst. An den beiden Rissen habe ich lange studiert, aber die Vernunft und das Willensleben in den Linien kann ich nur ahnen. Sie müssen mir einmal mündlich das Geheimnis dieser sich tragenden Gerüstlinien klar machen.

— Der Schweizer Kalender hat mich ganz ungemein erfreut. Ich sah vor allem wieder, wie sehr die Bildniskunst einer bestimmten Zeit viel weniger auf „Einfluß“ und „Nachahmung“ beruht, sondern ein Seismometer ist, der das Zittern im Gesinnungsleben einer Zeit treufleißig aufzeichnet und an so viel Stationen, als wackere Maler da sind. — Ihre Kuhherde mit dem Küeher ist mir als „Spielware“ mit 15 Pfennigen Zoll auf dem Zollamte richtig, bieder und lächelnd eingehändigt worden. Ich fand 15 Pfennig Ihnen, Ihrem Können und Ihrer Liebe gegenüber unartig wenig. Für uns und die Kinder ist das nun eine Wiederholung unseres kleinen Erlebnisses am Fuße von Rigi-Scheidegg. Da kam ein Küeher mit etwa 15 müden, eigenwilligen und sperrbeinigen Kühen mühselig daher; alle 20 Schritte blieb er stehen und rief seinen Widerspenstern so innig herzlich zu: Chömet, Chüeli, chömet, alli alli — tä—ti—tu—ta! Das ist uns in Gemüt und Phantasie hängen geblieben. Heute habe ich es mit Ihrem Herdlein mit Gertrud gespielt und haben Bläß, Schofer, Spiegel und Scheck auf vielen Unziemlichkeiten und Eigenwilligkeiten ertappt. Treuen Dank für das L i e b e Geschenk.

Mit Emmy danke ich dann noch herzlich für das jüngste Werk Ernst Zahns. Wir freuen uns darauf, es gemeinsam zu genießen. Wir haben ihn auch lieb.

Und nun ein großes, dringliches Anliegen. Wir fürchten manchmal, Sie möchten aus dem längeren Verstummen im Briefwechsel falsche Schlüsse ziehen. Tun Sie es ja nicht. Schließen Sie nur daraus, daß unser Leben ungünstiger für einen Briefwechsel geworden ist als früher. Niemand kann es so sehen wie ich, wie Emmy an kein Buch und keinen Brief kommen kann. Wir haben einen bewegten Haushalt . . .

Ich habe 18 Pflichtstunden, 6 (immer überbesetzte) Sprechstunden. 4 Stunden außer Haus, die Vorlesung. Alle besondere Arbeit (150 Aufsätze im Monat), Schulvorbereitung, wissenschaftliche Arbeit und Schriftstellerei (ach! ach!) muß zwischen 5 und halb 8 Uhr getan sein, selten ist mir diese Zeit ohne Unterbrechung gegönnt. Nach Tisch abends lese ich vor, wenn ich nicht zu müde bin. Nein, unser Leben ist Arbeit. Und das Frohgefühl, daß das Leben der Mühe wert ist, gelebt zu werden. Aber Sie, liebste Freunde, wissen ja alles, und es war

nur die Angst, Sie könnten einmal denken, wir würden laß, die uns zu dieser Vorstellung trieb.

Von diesem und jenem möchte ich noch gerne eine Zeile schreiben, aufs Geratewohl.

Unser deutsches Volk hat mehr als ein anderes europäischer Kultur den Gegensatz von Petrinismus und Paulinismus in sich. Petrinisch ist das regierende evangelische Christentum in Norddeutschland und Schwaben und der deutsche jesuitische Katholizismus. Der verstorbene Greifswalder Gremer ist für mich das abschreckende Beispiel eines katholischen Evangelischen. Ich saß einst neben ihm, er sprach über Harnacks Vorträge über das Wesen des Christentums und zitierte falsch: er erzählte, daß er über christliche Ethik lese, bei ihm komme das Wort *Wille* nicht vor. Also petrinische Unfähigkeit zur Wissenschaft und zur Wahrnehmung des Wirklichen. In Deutschland verquicken sich diese großen Gegensätze des petrinischen und paulinischen Denkens immer mit den politischen Arbeiten der Nation. Friedrich Wilhelm IV. nährte die katholische Unmaßung — Bismarck forderte sie dann seit 1872 heraus. Da er den deutschen Katholizismus nicht kannte als ein innerstes Halbteil unseres geschichtlichen Daseins. Nun haben wir das Schauspiel, daß erstens das jesuitische Deutschland, zweitens das katholisch-evangelische Deutschland unsere Politik in der schwersten Weise lähmen. Die Katholisch-Evangelischen („orthodox“ in Norddeutschland, „positiv“ in Süddeutschland) halten die jesuitischen Katholiken für Christen und die Sozialdemokratie für den Antichrist. Rom wagt lächelnd seine Gense.

In Rußland ist Krieg\*). Ich erkenne als „Kriegsführende Partei“ die Enkel der einst nach Sibirien verbannten, von der gottlosesten Polizei gewürgten Großväter-Generation an — so schlechte Soldaten diese revolutionäre Partei hat, kurzfristige Draufgänger, nervöse Helden der Planlosigkeit. Aber daß sie unerzogen, ungeschult sind, ist ja nicht ihre Schuld. Der Dichter dieser Versäумten ist Dostojewski (in den „Besessenen“) und Gorki.

Ich habe es mit „Hilligenlei“ gemacht wie Sie. Ich habe nicht

---

\*) Die Revolution der Jahre 1905 und 1906.

einmal den (oder die?) Aufsätze in der „Christlichen Welt“ und den von Bartels im „Kunstwart“ gelesen. Ich kenne nur Ihre brieflichen Äußerungen und dazu hundert gesprochene. Dreimal habe ich mich mit dem Buche befaßt: als es kam, las ich die Hälfte, dann nahmen mir die Vorlesungen die Möglichkeit, es zu Ende zu lesen, in Locarno fing ich es frisch an und las 40 Seiten; als Emmy in Klingenstein war, las ich es in einem Zuge. Die Hälfte habe ich mit dem Bleistift nach der Seite der Komposition hin genau skizziert. Mit inniger Dankes- und Abschiedstrauer legte ich das Werk hin. Von wenigen Büchern habe ich in meinem Leben solch einen lieben, köstlichen Eindruck davongetragen als von „Hilligenlei“. Gleich der Grundgedanke ist mir lieb: in Ehe und Religion Rückkehr zur Natur, zum Wirklichen und Gesunden. Seine (Frenssens) Tendenzschrift für die Ehe vor Aufgang der Scham ist jedem begreiflich, der die gequälte Pietistenehe kennt. Ich weiß viel von ihr. Frenssen hat nicht für Kant geschrieben, seine Ehen sind nicht dazu beauftragt, eine „Maxime“ festzustellen, sondern sie sind eine Jägerfanfare gegen die theologisch verdorbene Ehe. Seine Tendenzschrift für seinen Jesus hat mir ausnehmend gut gefallen — für ihn, nicht für mich. Unser Heiland kommt zu jedem, der ihn liebt, auf die Art des Liebenden. „Hilligenlei“ liegt hier, der Katholizismus (als Welterrscheinung) liegt dort. Wo anders liegt meine Heimat. Aber „Hilligenlei“ geht auf das Echte, wie nun Björnsens, „Mary“ — auch eine Tendenzschrift gegen die Konvenienz, die, weil sie wie ein dünner Schleier über den Konturen der Natur liegt, den Dressierten wie Natur vorkommt. Weil ich jede Dressur, jede Konvenienz, jede Tradition (soweit sie Ansprüche macht) ablehnen muß, darum liebe ich „Hilligenlei“ und „Mary“. Das Problem der Ehe ist das Problem der neuen Zeit. Für unsere Generation ist es als Lösung unlösbar. Das ist ein ungeheures Unglück für die Völker. „Hilligenlei“ geht links vorbei, die „Theologen“-Ehe rechts. Das Kind ist nicht nur Zweck der körperlichen Ehe, nicht mehr der Zweck allein. Die Folge dieser Stellung der Majoritäten in den Völkern zur Ehe ist unabsehlich. Der Theologe ist nicht mehr der Schiedsrichter in dieser Frage, der Mediziner nur halb. Die Praxis ist Elend. Das alles ist nur von denen gesagt, von denen es gilt.

Fräulein Marie Martin hat in der „Täglichen Rundschau“ über solche Anliegen geredet. Sie handelt von einer Ehe, die ich nicht sehe: nach ihr ist die Frau ■■■ sich die Hüterin usw., die Geschädigte, die edle Mißhandelte. Ich sehe in Deutschland und in der Schweiz, daß im allgemeinen die Frau im Hause herrscht, ihren Willen durchsetzt, ihre Stimmungen durch- aus die Temperatur der Häuslichkeit bestimmen. Solche Sachen, wie Fräulein Martin, schrieb ich auch vor zwanzig Jahren, in- zwischen habe ich so viel reale Ehen beobachtet, daß ich sagen muß: diese unverheirateten Frauenrechtlerinnen setzen uns Männer als Ganzes zu Unrecht auf die Anklagebank.

Ich studiere eben für meine Vorlesungen den höchst interessanten Franzosen Beyle Stendhal. 33⅓ Prozent seiner scharfen Car- kassen sind recht. Er ist nicht so hoch gestiegen, wie Goethe, Goethe hat mehr Menschenkenntnis als Stendhal, er sah auch hinter Stendhals 33⅓ Prozent an Lüge, Selbstbetrug, Gemein- heit die Grundschuld des Menschenwesens oder der Zeit, und er sah noch den Goldfaden im gemeinen Gewebe. Aber ich lese den verwegenen Denker mit Erstaunen, den naiven Heiden mit Ver- wunderung.

Teure Freunde, leben Sie wohl! Das neue Jahr finde Sie tapfere Seelen uns zum Vorbilde wieder auf dem Plane!

Von Hermann D e s e r.

Karlsruhe, 29. Dezember 1907.

Sie haben so viel Nachsicht mit mir, daß ich mich getrost an diesen Brief setze, als hätte ich nicht seit August geschwiegen. In- zwischen ist manches liebe und tiefe und erquickende Wort von Ihnen beiden zu uns gewandert und hat seinen Glanz über die Tage gelegt, in denen es zu uns kam. Daß Sie, liebe Freunde, es sich immer in schweren Tagen abringen mußten, war für uns der Schmerz in dem Lieben, das wir empfangen. Gottes Liebe helfe Ihnen beiden in dem neuen Jahre! Daß gute Tage kommen, gute N ä c h t e. Die Leiden führen ja tief in das religiöse Geschäft — daß man das Z e i t l i c h e tiefer versteht, G o t t tiefer versteht, s i c h kennenlernt und religiös zu handeln anfängt. Aber einen Beruf fröhlich erfüllen können und seine Lust haben am Objekt — das ist auch ein religiöses Geschäft, so gut wie das andere, zwar



nicht am Sonntag der Theologen, aber bei den Kindern, die der Heiland segnet, uns zum Muster.

Nun muß ich Ihnen danken für die lieben Geschenklein. Erstens für das Heft von den Bauernhäusern\*). Es liegt im Wesen unserer Kultur, daß sie an den vernünftigen Dingen eben die Vernunft, das Notwendige, von innen Gewachsene nicht erkennen kann oder doch nichts daraus lernt. Früher hat man die „alte“ Ästhetik dafür verantwortlich gemacht, aber die neue ist nicht besser. Ich las neulich ein gescheitertes Buch über Max Liebermann (von Karl Scheffler), da sah ich mit Betrübnis, wie doch heute keiner den ihm fremden Planeten ihren Mittelpunkt, ihre Drehungsachse und ihre Bahn lassen kann. Die Versenkung in das alte G u t e ist diesen Stubenkünstlern und Stubentheoretikern des Neuesten ganz unmöglich, und wo sie Altes wieder aufnehmen, tun sie doch, als hätten sie das Ei gelegt, das eine kluge Henne vor 4—500 Jahren der Welt geschenkt hatte. Jetzt geht es hier in Karlsruhe zurück zur Frührenaissance, nachdem der Jugendstil nicht die Hoffnungen, daß zur Entstehung eines Stiles fünf Minuten genügten, erfüllt hatten und Barock nicht alles leisten konnte. Dafür kommen nun die Stimmen für das O r g a n i s c h e, wie die Ihre, und erkennen die Gründe im Alt-Wachstümlichen, das ist ein großer Gewinn.

Der Geldsäckel\*\*) zu meinem Geburtstage mit dem Siegel in seinem Bäcklein hat mich innigst erfreut. Ich kannte diese Form des Geldbeutels noch gar nicht. Wessen Wappen ist das feine Gebilde, das Sie mir schickten? Ich liebe Siegel sehr, das spürt man auch aus meinem Bäcklein, nicht wahr? Der Nußknacker ist aber der „Star“, um mich schicklich und verständlich auszudrücken. Erst gefiel er den Zöllnern (die Ihr Kunstwerk mit fünf Pfennigen Badische Staatseinnahme belegten), dann allen Sündern, die seither zu uns kamen. Das ist nun ein wahrhafter Nußknacker! Ich habe ihn mir heute in mein Studierzimmer gestellt, die Nase gegen das Seminar gerichtet („daß mir werde Klein das Kleine!“). Als in Ihrer lieben Sendung der gemalte

---

\*) „Unsere Heimstätten“, Neujahtsblatt des Historischen Vereins St. Gallen von Salomon Schlatter.

\*\*) Arbeit eines Loggenburger Bauernkünstlers, der hauptsächlich für das dortige Sennentum arbeitete.



Teller zum Vorschein kam, sagte Emmy so recht aus ihrem dankbaren Herzen heraus: „Het sie jeh' ■■■ wieder g'wißt, daß mi Unkedällerli e Schprung het!“

Ist's nicht so, daß Ihnen zwei lieben Freunden „Walden“ und Kiellands „Menschen und Tiere“ nicht so zum Herzen sprechen wie mir? Ich will Ihnen sagen, warum ich von beiden Büchern gut denke. Thoreaus Namen kannte ich seit vielen Jahren, in Verbindung mit Emerson, und was ich in den Biographien Emersons las, zog mich aufs stärkste zu dem unbekannten Manne. Ich faßte mir vor zwei Jahren ein Herz und bestellte mir die biographische Literatur. Da fand ich einen ganzen Mann und Heiligen. Ganz anders als Emerson, gegen den ich, neben aller Bewunderung, die leise Abneigung empfinde, die ich immer und überall gegen Eelen habe, die nicht brennen. Was nicht lichterloh brennt, macht mich befangen. Ob die Flammen durch das Fenster schlagen, ist mir gleichgültig, innen muß es brennen. In Thoreau loht es! Mir spricht er ein Letztes aus: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis“, und ein zweites: „Nichts von dieser Welt macht mir Angst“, und ein drittes: „Laßt euch nicht durch das Leben vom Leben abhalten!“ „Bitte keine Umstände!“ sagte der alte Herr Jordan, wenn man bei ihm eintrat — „bitte, keine Umstände!“ sagt Thoreau nicht bloß zu den Lindheimer Pfarrkindern. Alexander Kielland war 1845 geboren, also mein Altersgenosse, ich lernte ihn 1886 kennen, im selben Jahre mit Carlyle und Kierkegaard; unter den modernen Dichtern hat mich keiner so beeinflusst als er: ich fühlte sofort, als ich „Gist“ 1886 las, daß ich das Wesen der Menschen genau so empfinde wie er. Ohne ihn, ohne den Mut, den er mir machte, hätte ich das Element in meinen armen Büchern, das man das satirische nennen könnte, wenn ein so vornehmes und tiefes Wort von mir und für mich gebraucht werden dürfte, nicht zu seinem Rechte kommen lassen. Kielland sieht ohne Magie des Blickes, wo er ablehnt, und mit so viel Magie, wo er liebt. Und gerade diesen furchtlosen Blick, diese Ehrlichkeit seines Urteils und jene Kraft seines Herzens (die das nie verlöschende Opferfeuer vor dem Bilde seiner früh von ihm genommenen Mutter ist), finde ich in dem köstlichen Buche „Menschen und Tiere“. Kielland ist reell — nur der Protestantismus konnte ihn erzeugen und ertragen.

Sagen Sie mir, liebe Freunde, was Sie über Amiel<sup>\*)</sup> denken. Wir nannten ihn uns noch nie. Ich gebe mit Regelmäßigkeit Aufsatzthemata aus seinem „Journal intime“, z. B. „La rêverie est le Dimanche de la pensée“. Mich zieht er ganz mächtig an. Er ist für mich das rührendste Beispiel dafür, daß die Heiligung ein Schiff ist, in das man nicht zu viel laden sollte; man soll eine Menge Dinge so ohne Lärm besorgen, wie das in Gott unbewußt ruhende Tier. Noch niemand hat ein Tier für nackt gehalten, und doch trägt es keine Kleider. Aber Amiel ist mir das größte Zeugnis dafür, daß die *maladie de l'idéal* doch ein sabbatliches Ding ist, ein Anliegen feinsten Geelen. Aber ich sah auch, daß Sünder, deren Sünde eine dunkle Blut ist, diesen Amielizismus betreiben. Liegt nicht eine Warnung vor dem allzu Subtilen darin? Amiels Jugendbriefe sind 1906 erschienen, ich gehe eben daran: ich spreche am 8. Januar über ihn.

Ja, die Weihnachtsfrau in der kleinen Geschichte ist Frau Emmy, und die Geschichte mit dem Brote und dem Garn war gerade vierzehn Tage alt, als sie gedruckt wurde<sup>\*\*)</sup>. Unser lieber treuer Pfarrer Jaeger las die Weihnachtsnummer der „Christlichen Welt“ in unserer Religionsstunde vor. Die jungen Zuhörerinnen erkannten den Verfasser bald, aber als die Geschichte von der Weihnachtsfrau kam, die sie alle vorhin selbst miterlebt hatten, ließ ihr Jubel die Vorlesung nicht mehr zu Ende kommen. Unser lieber Herr Pfarrer! Der ist nun ein Geschenk Gottes an uns. Sie finden ihn mit seinem „P. J.“ fast in jeder Nummer der „Christlichen Welt“.

Treuen Wunsch des Guten und Schönen für 1908. Wir umarmen Sie, liebste Freunde, Frau Emmy und ich, und danken Ihnen dafür, daß Sie für uns ein Herz haben. Treu mit Emmy  
Ihr Hermann Deßer.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 30. Dezember 1907.

Ganz fest war mit mir der Vorsatz in den Tag gewandert, heute mein Dankbrieflein nach Karlsruhe zu schreiben, und da brachte der erste Briefbote des Tages Ihre herrlichen lieben

---

\*) Genfer Philosoph.

\*\*) In „Drei Weihnachten“ („Zweifsimmen“ Seite 174).

Briefe ■■ mein Bett! Ich danke Ihnen von ganzem Herzen dafür. Sie machten uns zu reich, lieber Herr Doktor. So viele Briefe von Ihnen mit dem reichen, tiefen Inhalt verwöhnen uns. Wir genießen sie aber immer sehr und besprechen sie gründlich im Dämmerweilchen und im Tageschein.

Ich gebe Ihnen vollkommen recht, daß ich Frenssen zuerst ethisch beurteile und dann vielleicht gar nicht mehr künstlerisch. Ich meine, daß Frenssen diese Bevorzugung des ersteren Momentes sollte aushalten können. Ich bin ihm tief innerlich böse. Er, der die „Dorfpredigten“ schrieb, die ich liebte, und von denen ich etwas halte, er hat die Verantwortlichkeit, seine Kunstbegabung in den Dienst des Reinen und Guten zu stellen, in ganz anderer Weise als der Haufe anderer Dichter. Frenssen hat in meinen Augen sich einen sittlichen Schatten aufgelegt, den ich immer zuerst sehe. Er machte, um wessen Willen? — ich weiß es nicht — einen Kompromiß mit seinem Gewissen und diente dem lüsternen Auge unserer Zeit. Wie anders steht Zahn da, und er ist eine Stütze und eine Kraft für unsere Zeit. Es freut mich, daß die viellesenden Herren sagen, Zahns „Einsamkeit“ sei langweilig. Mir ist's ein hohes Buch. Ich habe den neuesten Frenssen angefangen: „C. H. Baas“. Noch habe ich kein Urtheil. Aber der Ton der ersten Kapitel ist wieder so schillernd, wie ich es nicht liebe.

Ich bin steckköpfig und werde es bleiben, lieber Herr Doktor. Ich habe mir auch „um Ihre Willen“ Mühe gegeben, Goethe anders ansehen zu lernen, und krieg's nicht fertig. Ich bewundere die Vielseitigkeit seines Geistes immer mehr und mehr und die Treffsicherheit seiner Gedankenäußerung; aber seine Gemütsseite bleibt mir dunkel. Ich sehe immer und immer wieder seinen starken und kalten Egoismus, der mich einfriert und mich von ihm wegscheucht. Ich glaube, ich habe meine Verehrung zu einseitig dem Gedanken Christi verschrieben: „daß der groß ist, der sich selbst nichts achtet“. Es ist das ein Grundzug meines starren Wesens, an dem ich unheilbar krankte.

Was Sie über die Ehe schreiben, ist nun ganz meiner Zustimmung sicher. Ich verstehe Sie. Der Pietismus steht sonderbar zur Ehe. Theorie und Praxis stehen dort nicht im Einklang. Sie sagen, Sie hätten nur solche Ehen kennengelernt, in denen die Frau den Ton zur Ehe gab. Ich glaube Ihnen. Ich

habe aber beide Seiten kennengelernt. Ich kenne Frauen, die seelisch und körperlich bitter leiden unter der „ehelichen“ Pflicht. . . . Letzthin sprach ich mit einer ausgezeichneten Frau, die einen starken Mann hat. Sie vermag ihn zu leiten durch geistige Interessen, aber sie seufzt unter dieser Arbeit. Ich habe von einem Manne Bekenntnisse vernommen, die mir Beweise sind, daß der Mann in vielen Fällen die Ehe leitet, und zwar nach seiner Auffassung. Ich glaube, daß es wenige Frauen gibt, die auf einem so einfach natürlichen Standpunkte stehen, wie Sie ihn sehen möchten. Es wäre schön, wenn es so wäre und sein könnte!

Verzeihen Sie, daß ich auf dieses Thema einging. Wer über solche Gebiete schreibt, muß den Talisman der Geschlechtslosigkeit um sich legen. Wissen Sie, lieber Herr Doktor, ich liebte das Wort schon seit Jahren: „Sie werden weder freien, noch sich freien lassen“ — ideal wird's erst dann und erst dort, wo dieses Wort gilt. Das ist „Atem aus der ew'gen Stille“, nicht? . . .

Lebt wohl, liebste, herrlichste Freunde. Behaltet uns Einsame und Arme lieb im neuen Jahre. Es ist Euch dankbar für alles  
Eure  
Dora Schlatter.

Von Hermann Dejer.

Karlsruhe, 4. Juni 1908.

Alles Freundliche und Herzliche wünschen wir Ihnen zum Geburtstag und neuen Jahre. Als Geschenk bringen wir Ihnen heute unsere Liebe und Anhänglichkeit und das Geständnis, daß wir mit besonderem hellen und aufgeschlagenen Gemüt und Antlitz an Sie denken, dieweil Sie zu den lösenden Menschen gehören, während ein gutes Teil Menschheit zu den einschnürenden gehört. Sie haben sich selbst um das Ihnen zugedachte Geschenk gebracht: ich hatte Ihnen eine prächtige Fanggrube gegraben, aber Sie purzelten nicht hinein; ich hatte in meinem Neujahrsbriefe gefragt, was Sie von Amiel dächten — aber es blieb stumm von St. Gallen her. Diesen feinen, allerfeinsten Selbstbeweiner hatte ich Ihnen zugedacht, französisch oder deutsch. Aber Herr Salomon, zwischen uns gibt's kein „zu spät“; wenn Sie Ihr Schweigen in Sachen Amiel reut und Sie Buße tun, so kommt er. Aller schönsten Dank für den prächtigen Ma-

206

noggel, den Sie Gertrud schickten, er wird allen Besuchern vorgeführt als ein treuer, humorvoller und sorgfältiger alter Herr!

Wir sind von morgen Freitag bis Donnerstag nach Pfingsten in Ottenhöfen (badischer Schwarzwald).

Von Hermann Deser.

Ottenhöfen (Schwarzwald), 11. Juni 1908.

Euer Pfingstgruß war uns eine große Freude. Sie sollten einmal hier sein! Die Schwarzwaldtäler, die hier in Ottenhöfen zusammenstreffen, sind ein Ideal an deutscher Wiesen- und Waldlandschaft. Unser hochgelegenes Haus ist wagen-, velo- und autofrei. Uns gegenüber liegt ein alter Alemannenhof, mit guten Leuten, da schlüpfen unsere Kinder aus und ein. Im Birnbaum an unserem Fenster wohnt ein Hornissen-Paar, prächtige, energische Tiere. Gestern waren wir am Mummelsee, das war eine schöne Tagestour — sieben Stunden. Es ist kühl hier alle die Tage, aber draußen gibt's kein Wetter.

Mit Amiel ist's also nichts, das ist fein! Nun suche ich für meinen lieben Herrn Salomon etwas anderes. Mir geht's fast, wie Thnen, ich liebe eben nichts so sehr, wie Steine, Blumen und Tiere — alles Leute ohne Reflexion. Ade

E. und H.

Von Hermann Deser.

Grabs, 5. August 1908.

Herzlichen Dank für Ihren lieben Brief mit der feinen Nachricht. Ich sehe aus Ihrem Worte vom Alter, daß wir älteren Freunde, wenn wir uns wieder sehen, als die „drei Weißen aus dem Mohrenlande“ uns begrüßen dürfen. Samstag wäre in dieser Woche der einzige Tag, an dem wir kommen könnten. Wir sind noch ein wenig müde, auch kommt Verwandtenbesuch . . . Die Kinderlein brächten wir nicht mit. Sie sehen, liebe Freunde, daß ich in lauter Konjunktiven rede, wie diese hypothetische Welt es fordert.

Von Dora Schlatter.

Sonntag (August) 1908.

Wir beide leben noch in der Erinnerung an Euch und schauen Euch nach, wie dem versunkenen Conneli. Gestern abend schauten



wir ihm zu, wie es von einer kleinen Wolke in die Arme genommen und zur Ruhe gebettet wurde, und da freuten wir uns, daß ihr goldener Strahl die Berge beleuchtete, nach denen Eure Blicke schweiften nach der Talsfahrt.

Wir danken Euch nochmals warm für Euer Kommen! Es war so herrlich, Euch anzuschauen und zu hören. Mein Lieber sagt immer wieder liebe, schöne Worte von Euch, und ich stimme mit ein. Wir zwei Einsame leben ja in einem viel engeren Kreise der Gedankenwelt und des Erlebens, und da ist es uns bei Euch, als öffnete sich ein weites blumiges Tal. Gestern hatte ich das Gefühl einer warmen, geistigen Gemeinschaft, und mein Mann sagte auch: „Ich bin so froh, Herr Doktor denkt in allen wesentlichen Fragen ganz wie ich.“ Nur eines zittert in mir nach, und das ist die Überzeugung von der allzu großen Arbeitslast, die ihn beugt. Ihr müßt jetzt lange, lange ruhen. Ich freue mich, daß Ihr nach Arosa geht, die Bergluft erfrischt wunderbar. Schlafwirkend ist sie ja freilich nicht, im Gegenteil; aber man kommt mit weniger Schlaf aus als im Tal.

Ich wollte, ich könnte Euch beiden alles geben, was Euch froh und stark und gesund machte. Und doch — wer wollte am Menschenbild das missen, was nur der Schmerz zeichnen und herausmeißeln kann? Wer wollte die tiefen Töne im Liebe der Seele entbehren? Ich habe sie gehört bei Euch beiden und wollte sie nicht mangeln in der Erinnerung an den gestrigen Tag. Viel hätte ich zu sagen gehabt, das verborgen blieb in mir. Mit besonderer Freude durchzuckte mich's beim kleinen Tischgebet, daß wir miteinander denselben Gott haben. „Ich glaube eine Gemeinschaft der Heiligen.“ Es war wie eine sichtbare Darstellung einer großen, herrlichen Verheißung, etwas von dem, was Fox „der lebendige Same“ nennt.

Und heute? Wie geht es Euch heute? Ich habe Euch begleitet in die Kirche zu dem einfachen Völklein und dem großen Wort. Es war gewiß schön. Wenn ich mir das Schönste in der Sommerfrische vorstelle, dann ist es immer das, daß ich einmal wieder in ein Kirchlein kann. Hier hat es zu viele Menschen, und diese Menschen haben Hüte und bringen Erde mit. Im Bündnerland ist's ganz anders. Da kommen Menschen mit hungernden Herzen.

Was sagten wohl die Kinderlein zu den hölzernen Blumen?



Ist Gertrudli gut durch den einsamen Tag gekommen? Oder gab es Tränen des Heimwehs? Es war so lebendig, was Ihr erzähltest von ihnen.

Montag. Heute habt Ihr nun einen schönen, sonnigen Tag. Die Nebel verschwinden über den Bergen, und Ihr schaut glücklich ins Blau.

Friedli Holzer war gestern eifrig am Werk, er baut ein lustiges Wasserrad für Gerhard. Es wird schon bald fertig sein. Wenn ihn etwas packt, dann ist er riesig fleißig.

Wir grüßen Euch vielmals und lieben Euch mehr als je. Gott beschere Euch wonnige Tage!

Dies der Wunsch von

Salı und Dora Schlatter.

Von Hermann Deser.

Grabs, 13. und 19. August 1908.

Liebster Herr Salomon,

als ich diese Anrede schrieb, war es noch Donnerstag in der vorigen Woche seitdem ruhte das Blatt, aber nicht die Erinnerung an Sie beide. Schon in St. Gallen, in Ihrem lieben Heim, hielten wir es für möglich, daß Ihre silberne Hochzeit bevorstände . . . Hätten Sie es uns doch gesagt! Uns ist Ihr Ehrentag ja so rührend, wir wissen, über wie viele Steine auf steilem Wege Sie Gottes Wille zur Höhe dieser 25 Jahre geführt hat. Aus Ihren Nöten sind Sie als die hervorgegangen, die nicht nur uns auf Horeb stellen, denn so war uns die Stunde in Obstalben und die Zeit bei Ihnen in Ihrem Heim. Es gibt wenig, das an Bedeutung der Wirkung des Menschen auf den Menschen gleichkäme. Darum sind Ihre Jahre der Gemeinsamkeit denen zugute gekommen, die mit Demut zu Ihnen kamen. So ist's uns ergangen, wir kamen als Glaubende und Liebende und gehen als Gesegnete. Zu einer Zeit, in der ich noch nicht dachte, daß ich einmal doch ein wenig schriftstellern werde, als ich 29, 30 Jahre alt war, sagte ich als junger Lehrer am Prinzeßin-Wilhelm-Stifte: „Wenn ich einmal ein Buch schreiben sollte, so könnte es nur ein Buch über die Befangenheit sein“. Ihre eisernen Arme hatten mich viele Jahre fest umklammert gehalten; ein armer Bruder, der an seinem 18. Geburtstag im tiefsten irdischen Elend starb, hatte über mein Kinderleben den schwarzen Schatten

der Angst gelegt. Das ist seitdem so geblieben, ich erlebe alle Menschen als Wirkung auf mich, — lösende und quälende Menschen. Sie beide, teure Freunde, waren, sind und bleiben für mich lösende.

Am Sonntag abend hatten wir ein interessantes Gespräch mit Herrn Pfarrer C. aus B.

Arosa, 22. August 1908.

Am Donnerstag sind wir bei herrlichem Wetter im offenen Wagen von Chur hier herauf gefahren. Ich kannte die schöne Poststraße bis St. Peter, aber die Sonne schenkte sie mir noch einmal. Emmy sah sie zum erstenmal mit Entzücken. Wann die schwarzen Häuslein ernst, aneinander still gereiht, von hoher Halde zu uns herabschauten, dachten wir an Sie, für die die Natur und die Geschichte das alles hingestellt haben. In Arosa erlebten wir ein großes Entzücken, wir hatten von ferne keine richtige Vorstellung gehabt. In dem allerschönsten Hochtale stehen auf grünen Halden bunte Häuser ungewachsen und nur so hingestellt; aber malerisch schön und auch Geschichte, nur geschwinde Geschichte.

Hierhin kamen, zu unserem Mittagbrote in dem lieben Hotel „Hof Arosa“, wo wir wohnen, Ihre schönen Häuslein\*), liebster Herr Salomon, wir guckten uns die Augen aus dem Kopfe bei allen Paradiesli und schlossen sie fest, fest bei den Preisen. Eins namentlich hat mich sehr in die Nase gestochen. Die Schnecke hat ihr Haus, die Schwalbe ihr Nest, das Reh seinen Wald, die feine Schnecke ihr rollendes Meer, und wir, Emmy und Hermann, sollten unser Häuslein nicht erhalten, u n s e r Häuslein?

In meinem Büchlein kennen Sie alles, nur nicht das Tagebuchblatt „Die Dritte“. Es war zu wahr, als daß es der frühere Herausgeber der Christoterpe hätte aufnehmen können. Liebste Frau Schlatter, ich bitte Sie, dem Büchlein irgendwo eine gütige Zeile zu widmen.

Also, das Gespräch mit Pfarrer C. Wir drängten uns in zweistündigem Ringen, still, leidenschaftlich — stumm — erregt, in die Ecke, aus der es keinen Ausweg mehr gibt, — daß es nichts

---

\*) Skizzen zu kleinen Einfamilienhäusern, als Vorbilder für das erträumte Paradiesli.

anderes in der Frömmigkeit gibt, als die Kinderarme des Hungern und Dürstenden, die sich zu Gott emporstrecken. Da sagte G., als wir in dieser Ecke ankamen: „Aber was soll ich meine Leute lehren?“ — Das war die aufrichtigste Formel der Orthodogie, die ich bis jetzt hörte. Ich wollte, Sie hätten den Teil unserer stummen Schlacht gehört, wo wir um Christus rangen. — Wo Innerlichkeit und Gesetz miteinander ringen, gehen sie auf einer dunklen Wendeltreppe, vier-, fünfmal kommt ein Fensterchen, dann sagen sie erschöpft ausruhend: „Im Grunde sind wir doch einig“ — aber gleich kommt die Dunkelheit wieder.

Von Dora Schlatter.

Samstag (August) 1908.

Mein Lieber saß neben mir im Läubeli, und während er seinen Tee trank, las er mir eine Sentenz\*) um die andere vor. Wären Sie Emmy und nicht Herr Doktor, ich würde „weiblich“ sagen: „Ich hätte Sie umarmen mögen dafür.“ So kann ich nur tief gerührt danken! Wie herzig ist die zarte, tiefe Empfindung, das große, ernste Erleben darin erfaßt und ausgedrückt; 's ist wie eine Lilienwiese in Versam, so rein und weiß.

Schon der Kontrast, den Ihre Worte bilden zu der Flut gegenwärtiger unverhüllter Besprechungen, ist eine Missionstat. Man atmet so viel freier. Ich wußte, daß Sie so denken, ehe Sie das schrieben. Ich fühle Ihr Wesen ganz genau, und jedes Sätzlein ist mir aus der Seele gesprochen.

Aber lieber Herr Doktor, Sie zeigen mir auch, wie weit entfernt mein Lieben ist vom Ideal. Sie zeigen mir die Flecken und die Schründe —. Ich kann nicht darüber sprechen, etwas in mir weint und möchte. Aber ich weiß das alles schon lange und weiß jeden Tag, daß niemand mehr die dritte Bitte im Unser-vater zu beten hat, als ich.

Lieber, uns alle Tage lieberer Freund, wir denken stets an Sie und die, die Sie lieb haben.

Ich grüße Ihre liebe Emmy, deren liebes Gesicht aus Ihren Zeilen schaut . . .

Von Herzen danken Ihnen lernend und liebend Ihre Bergli-freunde.

\*) Chzuchtbüchlein.

Geeben habe ich eine kleine Besprechung Ihres lieben Buches geschrieben. Ich weiß zwar sehr gut, daß sie nicht so hübsch geraten ist, wie ich sie hätte machen mögen. Mein Kopf arbeitet doch lange nicht mehr so klar wie früher. Einen Gedanken zu runden, wird mir schwer. Früher war mir's eine Freude, jetzt ist's mir eine Arbeit. Der Schlafmangel wird darin immer mehr spürbar.

Ich werde das Sätzchen an den „Christlichen Volksfreund“ nach Basel schicken. Jener Leserkreis ist reif für Ihr Buch, weiß, was das Rauschen der großen Stimme bedeutet. Er ist auch noch das einzige Blatt, das mich gern aufnimmt. Bei den andern bin ich nicht in Gnade und habe längst aufgehört, mich um sie zu bewerben.

Die große Grabstätte meiner Bücher im ehemals Reichschen Verlag hat auch den Mut zum Schreiben zugedeckt. Es hat auch nichts zu bedeuten. In meinem Lebensbuch ist eine neue Seite aufgeschlagen, und die heißt (ich spreche mit Ihren Worten): „daß eh' ich sterb, — ich sterben mag“. Ich dachte in den letzten Nächten das Wort: „Wenn ich nur Dich habe!“ Ich hab' das noch nicht gelernt, und doch muß ich's haben zum Sterben-Können!

Ich hätte so viel zu fragen, das aus Ihrem lieben herrlichen Brief emporstieg. Hätte ich doch Ihr Gespräch gehört mit Herrn Pfarrer G.

Ja, das, was uns „ewiges Leben“ ist, ist sicher unendlich einfach und klein, ist nichts als der unlösliche Hunger, den nur Gott decken kann und der gelöscht ist, wenn wir Gott schauen. . . . Es ist ein Fünkchen nur, ein Strahlchen nur (man fühlt es wohl), das nach Ewigkeit verlangt und deshalb auch ewig bleiben wird — vor Ihm, dem Lebendigen.

Ich möchte, lieber Herr Doktor, Sie schreiben Ihre Jugendzeit. Das müßte schön sein! Noch wußte ich nichts von diesem Bruder, ich möchte alle die Ursprungsbüchlein kennen, die Ihr Leben speisten. Dann käme das Verstehen erst recht. Ist es nicht möglich, einmal Erinnerungen von Ihnen zu hören, einfach, ungekleidet? Fast möchte ich bitten darum.

. . . Wir sind immer bei Ihnen, weil Ihr Buch bei uns ist.

Von Hermann Deser.

Arosa, 26. August 1908.

Ihr Brief, liebe Frau Schlatter, und Ihre liebe Gabe füllten uns einen Abend mit stillem Glücke aus. Emmy las mir die feine im Leben stehende Novelle vor, und da Sie in Ihrem Briefe diese Geschichte in so innige Beziehung zu Ihrem eigenen Leben gesetzt hatten, so bewegt sie uns um so mehr. Ich merkte diesmal wieder, wie schon früher, wie gesättigt mit schweizerischer Wirklichkeit Ihre Geschichten sind; während mir Emmy vorlas, sah ich den Vorgang in dem Hause „Im Einfang“ hoch über Grabs. Ihre lieben Worte über mein „Ehzuchtbüchlein“\*) fielen wie freundlicher Tau auf mich. Aber denken Sie nur daran: jedes „Ehzuchtbüchlein“ ist eine Selbstanklage, und es gibt nur weinendes Glück. Eine Schwester in Deutschland hat aus dem Korrekturbogen diese 70 Sätze, jeden auf besonderer Seite, dem Bruder und der Schwägerin, die vor der Hochzeit stehen, zum Geschenk angeschrieben, das freute mich sehr. — Wir sind von Arosa sehr entzückt. Es hat — für uns — das gewaltigste Gebirgs panorama, dazu die schönen, alten schwarzen Häuslein in Inner-Arosa, die einsam auf dem Mattenlande stehen, und dann das Menschenvolk im modernen Arosa. Noch nie ist mir die bedürfnislose Rauhigkeit des Alpenlebens so konkret vor Augen getreten als in der prächtigen Monographie Dr. Just's über Arosa. Gestern erlebten wir eine lustige Szene: Im Obersee badeten Lili (8 Jahre), Gerhard (10), Huldi (12), Hannchen (12), Maria (15 Jahre). Geschrei, Rahnfahren, Plätschern, und wir Zuschauer bei diesem Spiel der Wellen.

Von Hermann Deser.

Karlsruhe, 22. Dezember 1908.

Das wäre doch kein rechter Weihnachtsbrief, den ich ohne eine Beschreibung meiner Odyssee nach Ihrer lieben Weihnachtsgabe begänne. Und also . . . gestern morgen ging ich nach dem Zollamte, drei junge, feine und unbeschäftigte Zöllner studierten zu-

---

\*) Ein „Ehzuchtbüchlein“ von Hermann Deser. 1913 neu verlegt von Eugen Salzer, Heilbronn.

sammen laut den Bollschein, dabei flog mein Name so laut durch den Raum, wie ich ihn noch nie gehört hatte, ich fuhr wie beschämt zusammen. Als dann Ihre Sendung gefunden wurde, konnte ich mir aus der Form keine Vorstellung bilden, was nun zum Vorschein komme, auch die drei jungen Unbeschäftigten nicht, denn sie sahen gespannt zu: Aha! sagten wir zu viert, als die schönste „Brente“ zum Vorschein kam. Gleich rühmte ich Sie, lieber Herr Salomon, wie ich das an jenem Orte — und allerorten — tue, so oft es schicklich ist, dann erhob der Zöllner selbst den Honigkuchen, besühlte ihn, glaubte mir, daß es nur ein Honigkuchen sei — und verfällte mich in eine Zollgebühr von 5 — schreibe fünf — Pfennigen. Und nun kam die Papierhülle. „Das Papier da“, sagte der Zöllner, und griff es ein wenig an, „des wiegt nix, — des kocht nix!“ Und so zog ich fröhlich von dannen: Ihr ganzes schönes Schutzwerk ließ ich dort und trug Ihre schöne, liebe Bücher- und Schmucksäckchen-Brente offen nach Hause, damit die guten Karlsruher etwas Schönes zu sehen hätten, und sie beschauten alle Ihr Werk und beschauten mich.

. . . Von meiner neuen Schulaufgabe wissen Sie, von dem „praktischen Halbjahr“, in dem die jungen Lehrerinnen in ihren Beruf eingeführt werden. Sie besuchen hier die Schulen, hören zu, unterrichten selbst und halten zwei amtliche Lehrproben vor mir, das führt mich in viele Schulhäuser und zu unzähligen Kindern, und das ist eine herrliche Anregung für mich.

Von meinen Winter-Vorlesungen wissen Sie auch schon. Sie sehen äußerlich sehr zusammengewürfelt aus, aber sie sind alle verbunden durch die Bitte: Gerechtigkeit und Liebe für die moderne Welt, auch wo sie krank ist. Seither sprach ich über die Geschwister Guérin, Ludwig Feuerbach, Oskar Wilde, Baudelaire, Puvion de Chavannes, Watts, Karl Hauptmann und Fontane, nun kommen noch Nietzsche, Bourget, Ruskin, Browning, „Mann und Frau“, William Morris, Farina, Flaubert und Guy de Maupassant.

Unser Kaiser hat die ganze Welt beschäftigt, uns hat er das Herz umgedreht und eine heilsame Energie des politischen Willens entfacht.



Karlsruhe, 27. Dezember 1908.

Heute fahre ich fort mit dem, was wir ſeither erlebtten. Am heiligen Abend brannten die Lichter auf unſerer großen Edeltanne zwei Stunden; als ich ſie löſchte, waren ſie nur noch kleine Strümpfchen. Die Kinder waren voll Seligkeit in dieſem hellen Weihnachtsglanze . . .

Die letzten Abende waren für mich beweglich schön. Wenn man älter wird, ſtehen die lieblichen Dinge der Häuslichkeit in einem leidvoll ſanften Abendschein vor einem. Sobald das Abendbrot vorüber iſt, ſind wir im Weihnachtszimmer, Emmy iſt am Klavier und ſpielt die ſchönen (vollkommen ſchönen) Melodien zu echten Kinderliedern („Unſer Liederbuch“, herausgegeben von Friederike Merk, Mainz, Schott), Hannchen ſingt mit der Mutter. Gertrud „ſpielt“ auf der Halbvioline, die ſie als ihren höchſten Wuſch jezt unter dem Baum gefunden hat, das heißt, ſie läßt mit muſikaliſchem Vorgefühl immer einmal einen Ton mit hinein- klingen, und ebenſo macht es Gerhard mit ſeiner Trommel, auch einem Weihnachtsgeschenk. Das iſt dann ein heilig nährliches Konzert, bei dem meine Seele ohne Worte betet, daß Gott mich noch eine Weile auf Erden laſſen wolle. Nach dieſem wunderlich- lieben Konzert geht Emmy im Zimmer herum und belehrt uns mit Stolz und Eifer über die Schönheiten des Baſler und Berner Marſches, ſie trommelt mit ſtarker Hand und iſt Eidgenoſſin vom Scheitel bis zur Sohle. Dann meldet ſich Gertrud zum Aufſagen ihres großen Weihnachtsliedes, macht ein ſittiges, deutſches Knickſchen vorher und nachher und hält ſtreng darauf, daß Hannchen auch ihr franzöſiſches Weihnachtsverſchen aufſagt, auch eine Reverenz macht und ſich auch den Dankeskuß der Eltern holt. So war es am 24., am 25., am 26. und ſo wird es wohl auch am 27. werden.

Auf meinem Weihnachtstiſche lag auch die neue Überſetzung des Alten Teſtamentes von Rauſch (ſo weit ſie bis jezt da iſt). Da war ein ſtiller Wuſch von mir erfüllt. Das Alte Teſtament iſt mir immer fremder und ungeſchwisterlicher geweſen als das Neue. Aber in dieſem gelehrten Bibelwerke geht mir manche Lüre auf. Sie ſehen, daß ich kein Calviniſt bin, weder von Geburt,

noch nach erworbener Neigung. (Doch habe ich von Calvin eine große Vorstellung.)

Es ist mir eine rechte Glücksempfindung, daß auf einigen hundert Weihnachtstischen des Jahres 1908 mein kleines Buch „Zweistimmen“ gelegen hat. Daran hat die Liebe freundlicher Beurteiler einen wesentlichen Anteil gehabt. Sie haben so schön über mein Büchlein geschrieben, liebe Frau Schlatter, ich meine, es sei eine besonders schöne Besprechung gewesen. Ihr beider Anteil an uns ist eine Gabe Gottes an uns, meine Mutter ist tot, Rudolf Reich ist heimgegangen, Emmy hat die gleichen hergegeben, die Mutter, den Freund, aber Sie beide leben und haben uns lieb und wir knüpfen alles an Sie an, auch wenn Sie es kaum einmal hören. Wenn wir zusammen lebten, trüge ich alle meine religiösen Fragen zu Ihnen, denn in diesen lebe ich und atme ich.

Christus und das Schöne, das sind meine Polarsterne. Ich kann eigentlich nur mit Laien reden. Mit Theologen über Jesus Christus reden, ist für mich aussichtslos.

Montag, 4. Januar 1909.

So lange ist mein Brief unvollendet geblieben. Zwischen Anfang und Ende lag die mühselige Arbeit, einige tausend Zettel für meine wissenschaftlichen Arbeiten in Ordnung zu bringen.

Und nun fahre ich fort. Auch mit Ihrem Herrn Bruder könnte ich nicht reden, wenn er noch derselbe ist, der 1905 Paul Jaeger wegen der Methoden des Atheismus anging. Eine wissenschaftliche Theologie kann nie wissen, wohin sie auf dem Gebiete der Wissenschaft gelangt. Wenn die Theologie weiß, wohin sie zu gelangen hat, so ist sie katholisch. Das nur nebenbei. Die Ansprache Ihres Herrn Bruders und seine Antworten auf der Freudenstädter Konferenz haben mir das Herz vor Freude bewegt. Zwischen den zwei ersten und dem letzten Vortrage steht sie als eine reife, männliche, nüchterne und frische Mahnung da. Ich kenne seit 1868 so viele Theologen, die als Studenten faul waren und dann, als die Gnade kam, auf einmal alles wußten, „Zeugnis“ gegen Harnack ablegten und damit Gott lästerten, für den heilige Unwissenheit, wie sie die frommen Laien haben, wohl-

gefällig ist, aber die gesalbte Unwissenheit ist ihm ein Greuel, denn man dient dem Wahren und Wahrheit liebenden Gott nicht durch bekenntnisfreundige Unwissenheit. Die theologische Arroganz ist mir ein Greuel. Die Greuel der Christenheit sind viel schlimmer als die der Heiden. Denn den Christen ist die Lehre geworden, den Heiden fehlt noch das Verständnis des Menschenlebens. — Sollte je unser Gerhard Theologe werden, wie das mein Herzenswunsch ist, so wäre ich glücklich, wenn er ein Schüler Ihres Bruders würde.

Wenn Gott es so fügt, werden unsere Kinder einmal bei Paul Jaeger konfirmiert. Sie kennen ihn aus der „Christlichen Welt“; wir kennen ihn durch die Predigt, die treue Seelsorge und durch die häusliche Freundschaft. Er ist ein rechter Gottesmann in dieser Stadt Karlsruhe und ein großes Zeugnis für die Möglichkeit, daß ehrliches wissenschaftliches Denken sich mit starker Frömmigkeit paare.

Ich sehe, daß uns Frau Dora die Kunde von einem Büchlein unterschlagen hat! Das holen wir uns nun hinter Ihrem Rücken und lesen es und schreiben Ihnen dann, was es mit uns geredet hat. Eine meiner Heldinnen ist dort besprochen, über die ich zwanzigmal vorgetragen habe: Elisabeth Frý. In jedem Schuljahre nehme ich zwei Stunden heraus für diese Kaiserin des Tiefblicks für das Elend und die Bedingungen, es von innen heraus zu mildern oder zu heilen.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 11. Januar 1909.

Liebe Emmy! Der herrliche Brief Deines lieben Mannes mit seinen lieben, lebendigen Bildern hat uns beide wunderbar nahe zu Euch gebracht. Wie deutlich sahen wir Eure Weihnachtsstube mit dem lichten Baum, das stille Gesicht des Herrn Doktors und Deine hohe Gestalt mit der Trommel vor Dir:

Träm, träm, trärädidi,  
Uese Muß ist au derby!

Wer doch Flüglein hätte und könnt' einmal auf die Fensterbank sitzen und hineingucken wie ein Späglein!

Wir sind sehr glücklich, daß Ihr fröhliche Weihnachten gefeiert

habt und die Erinnerung an das Herzenstrünklein mitnehmt in den langen Winter hinein.

Herr Doktors Satz von den zwei Sternen, die sein Leben begleiten: Christus und das Schöne, hat uns sehr bewegt. Ja, es ist wahr, es sind seine Sterne. Das ist das Schöne in unserer Zeit, daß wir unser Christusbild in uns tragen dürfen und niemand fordert ein scharf umrissenes Bekenntnisbild. Wie verschieden käme es heraus! Christus ist gerade in seiner Anpassung groß. Wir alle finden in ihm, was wir suchen. Für alle hat er, was wir ersehnen. Für jede Lage und für jede Frage gibt er das richtige Zeichen.

Ich denke nur immer, die Theologen müssen den Christus schärfer umgrenzen als wir Laien. Indem sie jungen Leuten über ihn sprechen, müssen sie ihn klar bestimmen und heraus Schälen aus der Lichtatmosphäre in menschlich faßbare Begriffe.

Herr Doktor schreibt von den Reinhardt'schen Büchlein, die ich Euch vorenthalten hätte. Siehst Du, das sind nicht meine Büchlein\*). Ich habe ja nur ausgezogen und verschlechtert, was andere gemacht haben. Er wollte solche kleine populäre Lebensbildchen und so machte ich sie im Gedenken an die Freundinnenkreise und Mädchenabende. Sie Euch zu senden, hätte ich mich geschämt. Ihr lest die Originale und nicht mein Extrakt. Ein Traktätchen, das nächstens in Basel zum Vorschein kommt, sende ich dann schnell . . .

Von Hermann Deßer.

Karlsruhe, 3. Juni 1909.

Liebster Herr Salomon, heute werden Sie allein angeredet und bekommen das erste Schmüzli als unser liebes Geburtstagskind! Ich bin nicht sicher, wie viel Lichtlein um das Biskuithertz wir Ihnen anzünden müssen, Gertrud leuchteten am 1. Juni sieben Lichtchen. Von Herzen wünschen wir Ihnen das salomonisch beste Jahr. Darin liegt das Wohlergehen der liebsten Frau Dora, Ihr körperliches Befinden mit seinen Attacken und die Bewahrung vor Steigerung, — die Erhaltung Ihrer Tapferkeit,

---

\*) „Von edlen Frauen“, sechs Biographien von Dora Schlatter und Anna Bachofner und „Unsere Vorbilder“, zwölf Biographien von Alexander Voemel und Dora Schlatter. Reinhardt, Basel.

worin Sie diesem Kleinmütigen, der eben die Feder führt, zum edlen Beispiel und zur Buße gesetzt sind. Als Geburtstagsgeschenk erhalten Sie den Ton, in dem zehntausendmal im Jahr bei uns „der Herr Salomon“ gesagt wird und eine kleine Kindergeschichte. Ihre drittletzte Karte kam, ich las vor und sagte bei der Stelle über Zeppelin\*) unmutig (nicht gegen Sie, sondern um meines lieben deutschen Volkes willen): Am jüngsten Tag muß jedes Volk seine größte Sünde vorzeigen, die Franzosen ihr Verhältnis zur Frau, die Engländer ihre absolute Gleichgültigkeit gegen außerenglisches Glück und Recht, die Deutschen, daß sie mit dem Ultramontanismus sich selbst vernichten, und die Schweizer, daß sie mit den Fehlern der Deutschen beschäftigt waren . . .

Gertrud stand neben mir und sah, daß ich mit der Karte irgendwie nicht einverstanden war, übersetzte sich das in ihre Schulvorstellung und sagte mit strengem Tone: „Er muß die Karte noch einmal schreiben!!“

Wann habe ich den liebsten Freunden zum letztenmal geschrieben? Ich fürchte, im Februar. Damals war ich voll von Morris, las die Biographie des Mannes und redete vor meinen Zuhörern mit heller Wärme von ihm. Und schrieb Ihnen von ihm. Seitdem ging bei uns mancherlei. Sie wissen ja von der schweren Arbeit, die die neue Einrichtung des praktischen Halbjahres für den Direktor unserer Anstalt ein für allemal gebracht hat. Bei der großen Lehrernot mußte ich die Halbjahrsschülerinnen plötzlich auf 1. März entlassen, das hieß, ich mußte 34 Lehrproben in den Schulen mit ihnen vornehmen, in 14 Tagen. Die Schulhäuser lagen bei der Verteilung unserer Zöglinge manchmal eine Stunde voneinander entfernt, da gab es gehezte Tage! . . .

Für die Zusendung Ihrer Lithographie treuen Dank. Drei Exemplare geben wir diese Woche in eine „Bude“. Wir verwundern uns über den Wandel der Zeit. Paul Jaeger, der „P. J.“ unter so vielen Betrachtungen in der „Christlichen Welt“, Übersetzer Carlyles, gehezter sozialer Pfarrer in Karlsruhe, stellt für seinen Arbeiter-Diskussionsklub (10 Arbeiter, 200 Damen-

---

\*) Salomon Schlatter hatte geschrieben: „Wir sahen von hier aus wieder ein paarmal Zeppelin über den Bodensee schweben. Leider wissen die Deutschen wieder einmal mit einer schönen Sache nichts anderes anzufangen, als „Soldätlis“ spielen, ■ ist schrecklich armselig.“

hüte, 15 Professoren, darunter Hans Thoma) eine Bude auf unserer Pfingstmesse auf, um Bücher, Bilder, Postkarten und was ihm die Laune der Gönner dorthin schenkt, zu verkaufen. Wir werden auch dorthin gehen und sehen, was wir dort um der Sache willen zu wählen finden . . .

Daß Sie in Neßlau sind, freut uns aus der Maßen . . .

Das Toggenburg durften wir mit unverbrauchten Augen sehen, wir freuten uns an ihm auf köstlicher Fahrt im offenen Wagen. Ihr grauer Freund in Karlsruhe, Lindheimer von Geburt, Hesse von Beruf, liebt sich eine Landschaft mit Wiesen und springenden Wassern, Kirchen darüber, Waldsäume darüber, hohes Gebirge am Rande, also Enkelkinder, auf deren Spiel die Großeltern runzelig, grau, ernst und gut herunter schauen.

An unseren Vater im Himmel darf man sieben Bitten richten, an Menschen, und wären es die „liebe Schlatters-Litli“, natürlich ein paar Bitten weniger. Ich denke, ich komme heute mit d r e i aus:

Erstens: Ich lese eben, was Gutes über Calvin erscheint. Ich will am 10. Juli meinen Schülerinnen evangelischen Bekenntnisses sein Leben erzählen. Gewiß wird in der Schweiz ein gutes Bild des Mannes hergestellt. Ich bitte meine Freunde, mir zur rechten Stunde Verlag und Preis des Bildes kund zu tun. Zu Mittag schon wandelt sich Morgentraum gar wunderbar. Gewiß habe ich keine tiefere Antipathie gehabt als die gegen Calvin, aber ich spüre jetzt doch seine Größe.

Zweitens: Es gibt ein schönes Werk, das eben für gebildete evangelische Laien geschrieben wird: „Die Religion in Geschichte und Gegenwart“ (Tübingen, bei Mohr). Dort habe ich einige Artikel übernommen: a) Koedukation, b) Denker und Dichter des Auslandes in ihrer Beziehung zur Religion; c) Eltern; d) Christliche Schriftsteller Deutschlands im 19. Jahrhundert; e) Volkschriftsteller. Ich bitte Sie beide herzlich, die Namen zu überlegen, die ich dort in d und e behandeln ■ ■ ■. Die Schweiz gilt uns für deutsches Land, darum nehme ich Jeremias Gotthelf auf, ebenso Frau Dora. Finden Sie nicht, daß die moderne Literatur die alte Volkschriftstellerei (Gotthelf, Glaubrecht, Stöber, Caspari, D. M. von Horn) auf den Aussterbeetat gesetzt hat,



die treuherzige und notwendige Tendenzdichtung jener Männer ist bei dem jetzigen Realismus fast unmöglich geworden.

Drittens: Kennen Sie Spitteler? Schätzen Sie ihn? Was soll ich von ihm lesen?

Viertens: Gibt es Bücher (Romane u. dgl.), die die Neuwertung der Arbeit (wie sie durch Millet, Segantini, Meunier, Thoma auch offenbart wird), zum Gegenstand haben? (wie Fischers „Freude am Licht“)?

Das Büchlein über Ihre Urgroßmutter\*) haben wir mit tiefer Herzbewegung gelesen. Es zitterte Tage lang in uns nach. Die Frage kommt einem, wie weit Ihre Urgroßmutter im Sinne der mittelalterlichen Sprache eine „leidendliche“ Natur war, die im Hinnehmen des fast Unerträglichen stärker sind als starke Naturen, auch im Erleben des Schweren oft schwerer leiden als die sogenannten starken Naturen. Das Wort dieser wahren Heldin: „Mache nicht aus jedem Hölzchen am Weg ein Kreuz“ habe ich mir in das Herz geschrieben.

Von Dora Schlatter.

Neflau, Samstag nachmittag (Juni) 1909.

Es ist ein kleines Idyll, wie wir alle im Burestübli sitzen und uns beschäftigen. Mein lieber Mann schreibt eifrig, und da muß ich „uf und nache“. Wie nahe versetzte uns Ihr lieber Brief in Ihre ganze Atmosphäre. Er brachte Ihre Persönlichkeit mit und machte uns dadurch froh. Wie gut verstehen wir Ihr volles Leben und wie viel Ausgabe an Liebe, Hingabe, Selbstüberwindung schaut uns aus demselben an . . . Wie wunderbar ist die Arbeit des Lebens an uns, die uns formt und meißelt, den einen durch die Fülle, den andern durch die Armut . . .

Ihre Artikel, die Sie schreiben werden, sind prächtig und in Ihren Händen am besten versorgt. Ich kann Ihnen nur unendlich wenig raten und helfen. Schweizerische gute Schriftsteller hatten wir in unserer Jugendzeit einfach keine. Wir lasen Jeremias Gotthelf als etwas Einzig-Dastehendes und Meta Heusser als die einzige Dichterin. Die jüdischen Briefe von Pfenninger

---

\*) „Im Glauben fest“. Aus dem Leben der Frau Helene Schlatter-Bernet von Dora Schlatter. Basel, Verein zur Verbreitung christlicher Schriften. 1910. Zweite Auflage.

ragten aus dem 18. Jahrhundert zu uns herüber. Als Anna Bachofner zu schreiben begann, begrüßte man die Schweizerfeder mit besonderem Jubel. Wir nährten uns damals ausschließlich von deutschen Schriftstellern, außer denen, die Sie nennen, war bei uns Barth besonders oben auf mit seiner „Uhrfeder“, seiner „C-Feder“, „Urvätern“ usw. und seinem lieben Lied: „I such my Heimat um und um“. Dann lasen wir auch Schuberts Geschichten, aber weniger gern als Glaubrecht, Horn und Fries. Sie haben ganz recht, daß wir alle diese moralischen Erzählungen fast nicht mehr lesen können. Aber es ist mir aufgefallen, wie die jungen Leser sie immer noch sehr eifrig lesen und ganz begreiflich finden, daß eine Thekla von Gumpert sehr lange Ermahnungen einspricht. Es kam damals das Aufregende schon von England herüber und das Stark-Frome auch. Unsere Mütter lasen nichts lieber als den „Dunallan“. Was damals in der „Spinnstube“ vereint war, ist alles, was ich an deutschen Volkschriftstellern kannte, eben die Namen, die Sie aufführen. Wir verschlangen auch alle Nierig-Bändchen und alles von Louise Pichler und die schrecklichen Hofmännchen.

Wenn Sie von mir etwas sagen können und wollen, ist es sehr lieb von Ihnen; aber ich fühle immer mehr, wie klein mein inneres Lichtlein war. Eins freut mich, daß ich nun in recht manchem Schullesebuch eingebürgert bin in der Schweiz und in Deutschland.

Von Hermann De ser.

Karlsruhe, 9. September 1909.

Ich wünsche Ihnen zum neuen Lebensjahre alles das Gute, das Ihnen der Herr Salomon wünscht, der mehr als alle anderen Menschen weiß, daß Ihr Kämmerlein die Aufschrift „in dolore“ hat. Das klingt ja auch durch Ihr Frauenbuch. Als Jüngling, 20jährig, schrieb Dante Gabriel Rossetti auf eines seiner ersten Bilder „tot dolores tot gaudia“, so viel Schmerzen, so viel Freuden, aber das Leben war ihm noch unbekannt, er mußte damals noch nicht, daß von den dolores keine schöne Rüsternallee zu den gaudia als dem Kern und Gewinn aller Schmerzen führt. Auf unseren deutschen Wanderkarten steht manchmal } und das bedeutet: „sehr steil!“

Seit Ihren lieben Antworten auf meine Anliegen bin ich stumm geblieben, der Juni und Juli schloß mir den Mund (das ist sein Geschäft bei mir seit 1882) und der August tat ihn mir nicht auf (das ist sein Geschäft bei mir seit 1879, damals ward ich Badener mit Augustiferien). Herzlichen Dank für Ihre treue Auskunft. *K e i n e* verwertete ich, denken Sie nur. Die Calvin-Ansprache übernahm der Religionslehrer (Paul Jaeger), die Arbeit über die deutschen Volkschriftsteller habe ich aufgegeben, da ich meine Mitarbeiterschaft an dem schönen Werke meiner Gesinnungsgenossen aufgeben mußte: ich brachte weder Zeit noch Kraft zusammen für solch eine verantwortliche und dringende Arbeit. So konnte ich in diesen Ferien ohne Lektüre sein, ein Dingenichts nach Eichendorffs Rezepten: Wiesenlieger, Wegleingeher und Waldhüter. Den Wilhelm Meister wollte ich lesen, zu zwei Dritteln gelang es, Kierkegaard wollte ich lesen, es geriet mir nicht zur ersten Zeile. Nichts las ich außer Frau Doras Frauenbuch.

Jetzt geht fern im Osten schon der blasse Mond meiner Winter-Vorlesungen auf. Mit Hans Thoma fange ich an. Mit Bastien-Lepage fahre ich fort. Für uns ist dieser Franzose der 70er Jahre nicht verschollen, da er hier nie bekannt war. Sie sehen, ich hänge mich zuweilen an Namen, die andere nicht locken, aber es hat sich mir immer gelohnt, der Strom des großen, geheimnisvollen Lebens geht durch alles, auch durch das Unbekannte und Vergessene. Meine Beziehung zu ihm ging mit dem Arger über sein Bild les foies an: gewöhnlich sind bei mir Antipathien der Zwang zur Gerechtigkeit; ja, ich habe mir Antipathien schon manchmal als Arznei eingegeben, z. B. ging es mir so mit Leibl, auch Steinhausen. Eine echte, nicht oberflächliche Antipathie ist eigentlich nur das Bekenntnis, daß man auf ein *F r e m d e s* gestoßen ist. Also — lernen wir das Fremde kennen! Hinunter mit ihm, wie Chinin! — Hinter den zwei Malerleuten kommt der Preis der Arbeit in Büchern: anknüpfen will ich an Bourget's feinen Roman „Ein Emigrant“.

Kennen Sie den *U l m a n a c h*: „Kunst und Künstler“ (Berlin, Cassirer)? Eine Sammlung von Äußerungen hervorragender Künstler, voll des Interessanten, teils Blumenbeet, teils Dornen-

hecke. Ein Buch für Undogmatiker. (Kann man so sagen, Herr Salomon?)

Sie sollten schon heute, zum Geburtstage, ein Wort über Ihr Buch empfangen. Ehe die Ferien zu Ende gehen, schreibe ich es, da es in mir fertig liegt. Vielleicht wäre die „Christliche Welt“ doch die rechte Stelle oder der „Kunstwart“ (nur bin ich dort unbekannt), denn beide Blätter gehen auf die Absicht eines Buches und nicht auf die Zufriedenheit der Gegner.

Das ist nun einmal ein Brief, in dem ich Ihnen nichts von Emmy und den drei Kinderchen erzähle. „Das nächstemal besser!“ sagte die unverbesserliche Wormser Mine, die wir 1879 in das Land mitbrachten.

Und nun, teure Freunde, lebt wohl, im neuen Pilgerjahre und in seinen Tagen, behaltet den lieb, der diese drei Seiten schrieb.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 13. September 1909.

Ihr lieber Brief war ein Glanzpünktchen meines Geburtstages. Ich danke Ihnen herzlich dafür. Wir schätzten Ihr Schreiben um so mehr, als Sie dasselbe einem müden, ferienbedürftigen Kopf abgerungen haben. Was so mit einem Stücklein Selbstvergessen geschenkt wird, trägt seinen inneren Schimmer ins andere Herz.

Sie können sich denken, wie sehr uns die Kunde interessierte, daß Ihre schriftlichen Arbeiten von Ihnen abgefallen sind. Ich bin ganz froh für Sie und für Emmy. Ihre Vorträge im Winter sind wieder Arbeitsvorrat genug.

Für Ihr Büchlein danke ich Ihnen herzlich. Ich habe es gelesen mit dem inneren Entgegenkommen, das man Ihre Freunde von selber zollt und ich fand darin eine starke, ehrliche Seele und ein energisch-sittliches Wollen, samt einem klaren Blick aufs Ewig-Große.

Eins wundert mich, wie er von der „Partei“ verlangen will und kann, was (nach unserer Auffassung) nur Sache des einzelnen.

Was Sie über Antipathie sagen, ist ganz richtig; es ist mir auch schon manchmal so gegangen, und es erfüllt einem nachher ein Glücksgefühl, wenn man sich selbst die gerechtere Auffassung abgerungen hat.

....

Daß Sie über mein Buch ein Geleitswort fertig gebildet haben, ist mir eine dankbar machende Freude . . .

Ich habe nur so sehr den Eindruck, daß Sie zu einem Büchlein herunter steigen, das tief unter Ihrem geistigen Niveau liegt. Es gibt mir ein unbehagliches Gefühl. Aber nicht wahr, das Kinderliedlein heißt:

„Wohl, wohl dem, der geben kann,  
Wohl, wohl dem, der danken kann“

und so erfüllt sich das Wohl an uns beiden.

Mein lieber Mann grüßt Sie herzlich über sein Reißbrett. Bald wird er Ihnen selbst schreiben und Ihnen sagen, wie lieb er Sie hat.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 21. November 1909.

Mein Lieber hat Ihnen so alles gesagt, was in unserem kleinen und schmalen Leben Farbe bedeutet und bringt, daß ich nichts mehr zuzufügen weiß, sondern nur noch durch die eigene Handschrift bezeugen kann, daß auch ich zu denen gehöre, die von ganzem Herzen mitfeiern.

Es ist zwar nicht im Sinn der großen Thoma-Feier, daß sich mein Lieber nur einstellt mit „mittelalterlicher“ Kunst, aber Sie wissen's ja, — im Herzen feiern wir so volltönend mit, als „Schlatterli“ es eben können.

Wir wünschen, daß es in Ihrem Herzen klinge in großer Melodie: Du bist meines Herzens Trost und mein Teil!

Dies Psalmwort in seiner ganzen Bedeutung sagen zu können, scheint mir das Ziel des ganzen Ringens und Lebens.

Gott segne Ihr neues Jahr und Ihr ganzes neues Jahrzehnt und mache Ihnen den Festtag zu einem Sonnentag.

Von Hermann Deser.

Karlsruhe, 19. Dezember 1909.

Eure Grüße zu meinem Geburtstage haben mich recht von Herzen erfreut; weil Ihr immer mit uns geht, in Gedanken und Gesprächen sind Eure Briefe das plötzliche Lautwerden der Stimmen, die wir an sich täglich leise hören.

....  
Ihr ahnt, daß dieser Winter arbeitsreich ist. Er hat für mich zur nun gegebenen schweren Winterarbeit diesmal eine neue, vorübergehende, sehr hübsche gebracht, ich gebe jeden Dienstag sieben jungen Mädchen eine Stunde „Kunstgeschichte“, d. h. erstens: einen Überblick über die deutschen und die gepumpten Baustile mit hundert lustigen Beispielblättern (Postkarten, Kunstkalender, Blätterauschnitten) und zweitens: italienische Renaissance-Malerei — — so wurde es von mir gefordert. Da hat es sich mir wieder bestätigt, was ich seit vierzig Jahren weiß, daß mir nur zwei Architekturen der Vergangenheit ernstlich gefallen, die romanische Kunst und das deutsche Bauernhaus und Bürgerhaus. Als ich als junger Student die herrlichen Reste der Burg Münzenberg in meiner Heimat zum erstenmal sah, fing es an. Gotik liebe ich an Rathhäusern und Wohnhäusern, aber gotische Kirchen — — br! Den Kölner Dom sah ich 28 Jahre alt zum erstenmal, und hatte nichts vom Anblick — nicht aus theoretischer Befessenheit, ich erlebte ehrlich n i c h t s in dieser vornehmen Halle.

Das neue große Werk Hodlers kenne ich nicht; ich kenne ihn überhaupt nur aus den im Züricher Künstlergütli aufgehobenen (oder 1908 nur ausgestellten?) Sachen. Damals empfing ich keinen angenehmen Eindruck. Ich könnte es Ihnen mit einem wetterauischen Worte klar machen, wie ich seine Art empfand, aber Emmo sagt, das Wort sei zu unanständig in einem Briefe, den auch Frau Dora liest. Hochdeutsch und zierlich drücke ich es nun aus mit „gesuchtem Starktun“, eines der Bilder schien mir sogar purer Dunkelschmus. Ich höre aber von dem Jenaer Bild, es bezeuge eine wahre Reifung.

Liebe Frau Dora, meine Anzeige Ihres lieben Buches ist k u r z. Hätte ich sie damals geschrieben, als ich mir die Kapitel ins einzelne und innerlich zurecht legte, so wäre ich auf das Inhaltliche recht eingegangen, so aber schrieb ich erst im Gedränge der Winterarbeit. Nehmen Sie doch liebevoll mit den wenigen Zeilen vorlieb. „Aufmerksam machen“ ist vom Kierkegaardschen und vom buchhändlerischen Standpunkt aus ja das Beste. Wegen zweier Dinge habe ich Lust mit Ihnen zu raufen. Einmal, daß Sie Frenssen ethisch und nicht k ü n s t l e r i s c h auslegen. Seine „Anna Boje“ ist in der Schilderung des unheiligen Bandes die



magna peccatrix, die sündige Magdalena; sie gehört hinein, sie darf nicht fehlen. Was künstlerisch zu tadeln ist, ist das, daß sie zu viel Raum im Buche einnimmt. — Dann empfinden Sie Goethe nicht genug in der tiefen Herzlichkeit seines Wesens. Vielleicht fügt es sich freundlich, daß Sie in St. Gallen das herrliche Werk „Gespräche mit Goethe“, zehn Bände, herausgegeben von Biedermann, finden, da hat man die Hand am Pulse dieses besten Menschen.

Sie erinnern sich, daß ich für die Vorlesungen zum Thema von der Neuwertung der Arbeit nach Büchern suche. Ich wählte für den Vortrag „Ein Emigrant“ von Bourget, „Die Hanseaten“ von R. Herzog, „Gertrud Baumgarten“ von Ludwig Detter und „Claus Hinrich Baas“ von Frenssen, alles ehrliche Bücher, alle fähig, mit dem Problem in die Tiefe gehen zu lassen . . .

Von Hermann D e s e r.

Karlsruhe, 28. Dezember 1909.

Das wäre kein Weihnachtsbrief von mir, der nicht mit dem Gang zum Zollamte anfinge. Also — Donnerstag den 23. hujus wanderte ich hinaus. Ihr Kistchen war schon bereit gestellt, denn das junge Zöllnervolk versprach sich von dem wunderbaren Männlein, das Herr Salomon treufleißig dem Deckel einverleibt hatte, etwas Jokoses. Ihre herrlichen Teller wurden stark bewundert, als das schöne Bildchen zum Vorschein kam, sagte der Verständigste von den dreien (schwarzhaarige Esche): „Des ischt auch von Hand gemalt“. Ihr Männchen überließ ich diesem Verständigen, da ich das Kistchen dort lassen mußte, denn es regnete und stürmte und ich hatte schon auf dem Hinwege meinen Schirm störrig gefunden. Allerschönsten Dank für das Blümlein Poesie, das Sie uns ins Herz pflanzten.

. . . .

Es hat mich sehr gefreut, daß in meiner kleinen Anzeige Ihres schönen Buches etwas war, das Sie freute. Aber wie manches sollten wir r e d e n dürfen! Aber dann r e d e t e ich vielleicht doch nicht darüber. Ich habe in Ottenhöfen, als wir das Buch durchsprachen, manchmal gesagt, Sie schreckten vielleicht manche junge Leserin von der Ehe ab, indem diese und jene Stelle, vielleicht so-

gar Grundüberzeugungen der Verfasserin den schon so reichlich durch die Frauenliteratur genährten Ehepessimismus vermehren werde. Ich sehe, daß von seiten des Mannes nur zu oft das innere und darum allein wahre Glück der Ehe durch verborgenen Bruch im Gewissen aufgehoben werde, von seiten der Frau nur zu oft durch die mystische Auffassung der Ehe vor der Ehe; der Pietismus entgöttlicht die körperliche Seite der Ehe dadurch, daß er sie für Sünde hält, die Frauen alle, indem sie ihre Töchter nicht unterrichten über das Körperliche. Sobald eine Braut das Gefühl hat, daß sie mit ihrem Körper ein Opfer bringt, so ruht dies Gefühl auf jener Mystik. Ich finde, um es genau so auszusprechen, wie ich fühle: es wird zu viel Lärm gemacht um die Vestalin! Eine gesunde, ungezierte Frau soll sich freuen auf die Ehe. Die Brautzeit sollte sie darauf vorbereiten, in ihr sollte der lebhafteste Wunsch nach ehelicher Gemeinschaft in ihr geweckt werden. Statt dessen liegen die Mütter auf der Lauer, die Tanten sind voll Angst. Dann denunzieren die deutschen Lehrerinnenvereine den Mann als Barbaren. Ich wiederhole aber dagegen, was ich Ihnen beiden schon einmal gesagt habe — in allen Ehen, die ich kenne, wurde und wird der Charakter der Ehe durch die Frau bestimmt, und zwar für + und für —. Die schlimmsten Verallgemeinerer der Anklagen gegen den Mann sind manche Ärzte: erst erfragen sie als medizinische Jesuiten, was sie hören wollen und dann rücken sie der beichtenden Frau die Dinge in das fatalste Licht. Das fatalste und verworfenste Kunststück dieser Beichtstuhl-Enqueten ist die Behauptung, 80 Prozent aller Männer seien Syphilitiker!

Du aber erhöere mich, und gib mir Edles!

Liebe Freunde, von Herzen wünsche ich Ihnen ein gutes Jahr  
1910 . . .

Von Hermann Döfer.

Balgach (Rheintal), 28. März 1910.

Ich darf also am Mittwoch kommen? Mit dem Zuge, den Sie nannten, 11.45 in St. Gallen? Und ich darf müd' und sparato, gerupft vom Leben kommen? Denken Sie, ich will in St. Gallen eine Teekanne kaufen, braun glasiert, die Kontur oval, großer Ausguß (norddeutsch „Tülle“, mitteldeutsch „Baute oder Zotte“,  
228

schweizerisch — — —?). Die liebe junge Frau Pfarrerin beweint eine zerbrochene Kanne derart, und ich möchte sie mit einer Kannenschwester beglücken.

Von Dora Schlatter.

November 1910.

Wir feiern so gern und so fröhlich Ihren Geburtstag mit und gehören mit zu denen, die dankbar sind um dies Sternlein. Das ist ja schon ein Grund zum Freuen, nicht wahr? Wenige Menschen sind andern „eine Ursache des Dankes“.

(Wer es nicht mehr ist, wie ich, der weiß das.)

Ich wünsche so recht aus tiefem Herzen, daß Gott Ihr Herz fröhlich stimme und ihm „große Kraft verleihe“ zum mutigen Beginn der neuen Lebensbahn: ein neues Jahr im Lieben und Arbeiten — das ist ein fröhlicher Ausblick.

Ich sende Ihnen trotz innerem Widerstreben diesmal meine Hefstchen\*). Es ist mir eine schwere Aufgabe gewesen, auf sechzehn Druckseiten ein kleines Lebensbild zu fassen und ihm darin sein zentrales Licht zu geben. Wenn man an ein nahestehendes Lebensbild gelangen möchte, wird einem der Stoff nur so karg gereicht von den Verwandten, wie Sie es an Frau Pfarrer Rüetschi sehen. Also, lieber Freund, schauen Sie die Hefstlein an als das, was sie sind, eine bestellte Arbeit.

. . . Denken Sie an uns in Liebe, wir haben Freundesliebe so sehr nötig . . .

Von Dora Schlatter.

Dezember 1910.

Immer ist es eines der schönsten Sternlein am Weihnachtshimmel, wenn wir zu Ihnen kommen dürfen mit unseren kleinen Gaben und Wünschen.

„Wie du bist, so darfst du kommen  
Und wirst freundlich aufgenommen,“ —

so tönt es in mir, wenn ich an Sie denke. Sie verstehen das Feiern und das Freuen — ein Geheimnis, das wenigen sich ganz erschließt.

---

\*) Die schon erwähnten kleinen Frauenbiographien.

Mögen Sie recht schöne Festtage erleben mit den Kindern. Diese sind es ja, die zum Feiern und Freuen erst recht froh bereiten. Ich merke das heuer ganz besonders, da wir alte geknickte Leutlein uns nicht so recht festlich zu stimmen vermögen . . .

Ist es der Mühe wert, aufs Zollamt zu gehen um unserer Kleinen „Hauskunst“ willen? . . .

Behaltet uns lieb!

Von Hermann Dejer.

Karlsruhe, 26. Dezember 1910.

Diesmal war ich z w e i m a l bei den Zöllnern, ich unterstreiche die Zahl, damit Sie diese wunderbare Sache auch recht mit mir genießen. Die Rorschacher Zöllner hatten ein geheimnisvoll Zettelchen auf Ihre liebe Sendung geklebt, das die Nummer 531 trug, und hatten aus lauter Weihnachtsfreude von dem Kleister auch ein wenig auf die Nummer gestrichen. Das sah der Weihnachts-Mephistopheles und legte ein Ohr des Zettelchens gerade auf den Fünfer. Da trocknete das Ohr durchaus sachgemäß an. Die Karlsruher Zöllner finden in dem Begleitblatte 531 stehen, nehmen das Berglipaket für etwas ganz anderes als das steuerlose 531 und legen es als Nummer 31 in Reih und Glied, ein Kinderspiel es aufzufinden. Da komme ich und schwenke meinen Postschein und schwenke mein Herz und die Zöllner rennen und suchen und rennen, und geraten in das Kochen und Sieden, rufen den „Deiwel“ an — und gerade das hätten sie nicht tun sollen, denn der „Deiwel“ setzte sich jetzt erst recht mit seinem diabolischen Schwanz auf den verklebten Fünfer. Nach langem Suchen macht mir der Oberste dieser Aufklärungspatrouille eine Verbeugung und bittet mich, morgen wieder zu kommen. Ich gelobe das mit fröhlichem Herzen. 24 Stunden später trete ich lächelnd in das Zollamt ein, fünf Gesichter lächeln mir wie ein Richterscher Vollmond entgegen. Der oberste Vollmond übergibt mir das Paket unter gründlichem Unterricht über das „Deiwels-Ohr“ an dem Zettel und sieht dabei erwartungsvoll zu, wie ich Ihr liebes Paket öffne und — — nimmt mit einer bei einem deutschen „studierten“ Mann sehenswerten Direktheit das Pfefferküchli, das ich ihm aus Ihrem schönen Trübeli darreiche, und verzehrt es auf der Stelle. Das war so hübsch, daß ich Sie, liebe Freunde,

bitten muß, mit mir diesen deutschen Mann zu bewundern. Mit Ihren Briefen in der Tasche fuhr ich dann mit der Tram nach Hause. Ich hatte die Hände, wie ich das oft tue, gefaltet auf den Knien liegen, vielleicht dachten die Mitfahrenden: seht, da sitzt ein alter, weißhaariger Bauer und betet. Ich aber war verloren in Ihnen beiden und hatte Not für Sie um Ihres Schicksals willen und sah Sie darben und krank sein. Ein Glück, daß ich zu Hause Ihre Briefe mit Emmy lesen konnte und aus ihnen einigen Mut für Sie zurückgewann.

Und nun, herzliche Freunde, bedanken wir uns schön für Ihre Gaben . . . Ich, Herr Salomon, was meinen Sie, daß ich gesagt habe?! Sie sage e lieber Ma. Und nun kämen die Briefe, die ich beantworten muß, in die herzige Truhe, auf meinen Schreibtisch, gerade vor Ihr Bild im Stehrahmen . . . Wer Sie nicht kennt, aber bei uns Sie in Ihrem Werklein vorgeführt bekommt, hat immer gleich die rechte Vorstellung von Ihnen — als einem redlich-feinen Wanderer, der auf der Straße von Albrecht Dürer zu Wilhelm Raabe seines Gottes und des eigenen Herzens voll dahinzieht und „pfift wie die Vegeli pfife“.

Was hätten Sie beide eine Freude an unserem Herrn Jaeger. Auch mit ihm ist nie ein Mißverstehen möglich, so wie mit Ihnen und weiland mit Rudolf Reich. Auch wo die Wege wirklich sich einmal trennten oder trennen, gönnt es jeder dem andern, daß er da oder dort anderer Meinung ist. Eben sehe ich, daß Sie drei mir liebste Freunde, gerade so vor mir stehen, der Bildgröße nach . . . in einer Linie, Ihr drei guten, ehrlichen Männer, und so wohnt Ihr, ohne Größenformate, in meiner Seele.

Frau Emmy trommelte wieder am Bescher-Abend (die Trommel hatte nämlich ein neues Fell bekommen) und Gerhard drückte die Huppe, die er für seinen „fliegenden Holländer“ als Christkindchen erhalten hatte — ein Himmelspektakel in summa . . .

Diese Weihnachten kauften die deutschen „Christen“ Burnand (das Heft oder die Parabeln, je nach dem Vermögen). Als die neue Kunst ihnen doch ein wenig ihre Schönherr, Ploekhorst, Hofmann verdächtig machte, griffen sie ohne Lust zu Uhde. Jetzt sind sie vom Banne erlöst — sie kehren in Burnand zu den verlassenen Göttern zurück. Sie schlucken die gestäubten Bärte und die rollenden Glutaugen Burnands getrost hinunter, weil dahinter

die romanische Linie des Schönen steht, ohne die ein wahrer Christ nicht auskommt. Raffael geht nicht mehr, das ist gewiß, aber durch eine Hintertüre, — — —

Eben ertönt Gerhards Huppe, dann singt es in der Nähe: „Fröhlich soll mein Herze springen, da vor Freud' alle Engel singen“ — aber durch eine Hintertüre holen sie ihn sich immer wieder herein.

Die ganze Zeit über, in der ich schreibe, dreht sich draußen auf unserem „Balkon“ Ihr Windrädchen wie besessen — aus lauter Pläsierr, daß ich an Frau Dora und Herrn Salomon schreibe.

Lebt wohl, Ihr Treuen, Guten!

Iuer treuer Hermann Ferdinand Karl Ludwig Deser.

Von Hermann Deser.

Karlsruhe, 3. Juni 1911.

Liebster Herr Salomon!

.....  
Unsere Abendlektüre war seither „Amalie Dietrich“. Noch nie hat uns eine Erzählung vom Menschenleben so ergriffen wie diese. Wir sahen der Verklärung einer Menschenseele zu, wie sie aus dem Geprügeltwerden und Verhämmerwerden langsam leuchtend herausglänzte. Ganz ergriff mich die Brief für Brief eindringlicher werdende Gewißheit, daß sich Mutter und Tochter aneinander vorbei lebten. Ach, diese kleine Charitas, sie wurde bald mein ganzes Interesse.

Denken Sie, neulich sahen wir in dem Dorfe Stigheim, in einem Tälchen mit jungen Buchen und Föhren, den Wilhelm Tell von Bauern aufgeführt, wie ihn kein Hof- oder Stadttheater aufführen kann. Tauben flogen durch den sonnigen Grund, die Bäume neigten sich unter dem Maiwind und die Landleute spielten mit einem Ernste, daß alle diese Dinge zum erstenmal geschahen! Keines dieser braunen Gesichter schaute in den vier Stunden nur ein einziges Mal in die 4000 Augenpaare, die auf sie gerichtet waren. Jetzt spielen sie Sonntag für Sonntag bis zum Oktober ihren „Tell“. Da hätten Sie Hannchen sehen sollen! Versunken und vergessen, im Banne erhöhter Wirklichkeit.



Den Tag darauf waren wir vier Stunden bei den Fliegern.  
Das war auch groß und schön und bewegend.

Nun wünschen wir Ihnen beiden schöne Pfingsttage!

Lebt wohl, treue Freunde                      Eure Emmy und Hermann.

Unser nächster Brief gilt Italien, die Reise war vollkom-  
men schön.

Von Hermann Dejer.

Morcles, 12. August 1911.

Liebe teure Freunde!

Der Briefumschlag hat es Ihnen schon verraten, wo wir sind.  
Unser liebes altes Morcles hat uns wieder gerufen und beschenkt  
uns noch mehr als früher. Wie unser Sommer war, können Sie  
sich vorstellen, die amtliche Arbeit liegt manchmal schwer über  
mich her, wie ein Atna über den armen Enkelados, und dabei habe  
ich nicht einmal die Möglichkeit, die Enkelados hatte, sich die Last  
zu erleichtern; ich schreie nicht „Feuer“ und rüttle nicht wild, daß die  
Erde bebt, da ich eher zu den „Gelassenen“ gehöre, die das Leben  
geduldig hinnehmen. Emmy wird zwar die beiden letzten Zeilen  
mit Lächeln lesen, denn ich werde manchmal am falschen Orte un-  
geduldig, z. B. wenn ich über den Zustand des Brückleins in der  
Morcler Schlucht schelte und sehr viel dergleichen mehr.

Als wir am 1. August nach Basel reisten, waren wir alle müde  
und ausgekocht. Emmy müde vom Hause und von dem langen  
Kampfe um Hannchens Gesundheit, die Kinder müde von der  
modernen Kopf- und Kelter-Schule, der Herr Archemoros müde  
vom „Betrieb“, aber die Fahrt über den Jura und an den Seen  
vorüber blies uns an wie ein feiner Mairwind.

Hier oben fanden wir die alte Freundlichkeit, feine Mitgäste  
und eine Million der allerschönsten Schmetterlinge. So lange  
Sie nicht nach Morcles reisen, wissen Sie gar nichts von  
Schmetterlingen, außer daß man sie als schöne Frauen behandeln,  
also sie lieben und nicht betrüben muß, wie es im Kinderliede heißt.

Es ist jammerschade, daß ich Ihnen nicht eine Probe von Emmys  
und meinem Französisch schicken kann (denn hier oben sprechen  
schon die kleinen Kinder Französisch, wie Gerhard in der ersten  
Woche gar nicht begriff). Emmys Französisch ist wie eine Früh-

renaissance-Schule, meines wird durch eine Zeile eines Dialektgedichtes meiner Heimat am besten verdeutlicht:

„unn hot Franzehsch sich ausgedrickt, gor net ze irwerseße“.

Dafür liegt es mir am Herzen, daß meine Kinder einmal diesen Bildungsmangel ihres Vaters nicht wiederholen. Das Gymnasium der alten Zeit lieferte im Lehrer des Französischen die nach ihren Begriffen an jeder guten, gemüthlichen Anstalt nötige komische Figur. Unserer war ein wunderlicher Kauz, nicht ohne verborgene Krallen, der ganze Mann eine einzige Kugelrunde Glaze; die Klasse war ihm verdächtig, wenn sie brav war, und er ruhte nicht, bis er wieder „Leben“ in uns gebracht hatte, außerdem ein Franzose des angschangentemang: das Ergebnis ist mein Morcler Französisch. Übrigens war er, der Dicke, des Namens Heinebach, Jugendfreund meines Vaters und hatte den wahren Glauben, als ob er Mitglied eines preußischen „Spruchkollodiums“ gewesen wäre.

Matho hat uns zu seiner Zeit stark geplagt, und in unseren Seelen bleibt es ein großes Erlebnis. Aber für die deutsche evangelische Welt sinkt jene hohe Flutwelle ganz in die Ebbe zurück. Er selbst war es weniger. Aus den Freimaurerlogen kenne ich diese schwungvolle, bewegliche, ehrliche Rhetorik des geschichtslosen Enthusiasmus seit 1877 zur Genüge. Nein, die Spruchmänner kränkten uns, und weniger ihr Spruch, als daß sie den Mut hatten, da zu sein. Wo die Theologie anhebt, steht der Jurist und der Rechthaber zugleich auf. Wo die Theologie anhebt, beginnt das Sakrament der Oberfläche. Wo die Theologie anhebt, stirbt der Sinn für das Wirkliche. Wenn Gott in Sachen des innersten Seelenlebens Festsetzungen hätte haben wollen, hätte er sie geschaffen, diese Kristalle, da er das nicht getan hat, so wollte er sie wohl nicht. Darum — ist Orthodoxie Gotteslästerung. Zum Glück bei den schönen Seelen unter ihnen nur theoretische.

Warum gibt es so wenige „gläubige“ Maler und Bildhauer? Warum gibt es so wenige gottferne Maler und Bildhauer? Sie leben in der Anschauung und gehen nicht in die Kirche, wenigstens nicht in die, wo man auf der Kanzel auf alten Pergamenten trommelt.

Wirf ein Wort in die Welt, und es erzeugt aus sich eine Million Kinder, diese zerfleischen sich mit einem Ernst, als handle

es sich um Tatsachen. Nur wenn sie in das Spruchkollegium kommen, nehmen sie die Miene der Besonnenheit und der Objektivität an, denn sie wissen, was sich schickt. Bäffchen-Würde, Salar-Ernst. Für etwas, das nicht da ist. Denn wo ist „die“ Kirche? Wo bindet uns der Lebendige an einen Glauben? Alles nur Stoff für Spruchkollegien und die „Gläubigen“.

Ja wohl, ja wohl, Herr Salomon, ich schweige jetzt. Denn wo bleibt sonst Italien?

Nein, es muß noch heraus: die Theologie ist Verkündigung dessen, was nicht ist.

Nach Italien reisten wir ab.

Morcles, Sonntag, 13. August 1911.

Wir waren eben im Gottesdienst, ein junger Pfarrer Marion aus Lavey-Village predigte im Schulhause, über einen Spruch des Paulus im Philipperbriefe: er möchte sterben, um bei Jesus zu sein, aber aus Liebe zu den Seinigen will er noch in diesem Leben bleiben. Er predigte köstlich, religiös-wirksam. Und so schön gewiß. Wie gut ist es, daß wir eine Kirche haben, die der Pfarrer wie eine Schutzwand hinter sich fühlt; sie nimmt ihm die Befangenheit, sie macht ihm Mut zum schlichten, freundlichen, stillen Reden, sie entkleidet ihn des Individualismus und hofft, daß er, gedeckt durch sie, sein Persönlichstes gebe.

L i e b e K i r c h e !

Lieber Pfarrer Paul Jaeger und Pfarrer Marion.

\*        ■        ■

Donnerstag vor Palmsonntag, zuerst nach Basel. In herrlichem Schneeglänze fanden wir am Freitag das liebe Lugano. Die Fahrt nach Genua am Palmsonntag nahmen wir über Mailand. Dort im schmutzigsten Bahnhof der Welt aßen wir zu Mittag, so ungemütlich, wie es nur sein konnte. Aber die Fahrt nach Genua war dann so schön, wie es nur sein konnte, wenn die Seele weiß: i c h f a h r e n a c h G e n u a . Wir hatten uns im „Christlichen“ Hospiz angemeldet: nun gab es dort seit 1899 z w e i , derjenige, bei dem wir uns angemeldet hatten, haderte mit

uns, weil wir zu dem gingen, bei dem wir uns nicht angemeldet hatten, und enthielt uns die Korrespondenz vor, die bei ihm eintraf, so daß die erste Nachricht von den Kindern uns erst durch einen telegraphischen Notschrei in Santa Margherita erreichte. Genua fanden wir voll Menschen wie Babylon, voll Automobile und voll Interessantem. Am Palmsonntag morgen saßen wir lange, lange am Strande von Sampierdarena, das Meer sang uns sein Lied und unsere Seele sprach kein gottfernes Wort. Köstlich war dann der Ausflug nach Pegli, gleich von der Gasse fort abseits, die Rebgeleände hinauf, an Gärtnereien vorüber, zu Kiefern hinan, das Meer voll Dankbarkeit für unsere Liebe zu ihm uns immer zur Seite. Am Palmsonntag nachmittag fuhren wir dann nach Nervi. Dunst über den Straßen, heiß überfüllte Trame, Zehntausende unterwegs, wir vom Morgen gesegnet froh auf dem Wege nach Nervi, dort entdeckten wir als die aller-allerersten die Palmenstraße nach dem Meere, mächtige Palmen als Allee-bäume, und dann entdeckten wir als die aller-aller-allerersten den herrlichen Strandweg hoch über den Strandklippen. Das Meer war blauschwarz und sein Nieder besetzt mit weißen, zerfließenden und entstehenden Flocken. Dann nach Hause, gehoben, in das von Rückkehrenden, vom Staub und Menschengewoge überflutete dämmernde Genua. Keine Tram kann uns nehmen. Endlich nimmt uns ein Rükschlein und jagt hinein in die Menschen- und Wagenflut, gerade hinein in eine Tram, ein Automobil und eine Droschke, der Chauffeur, der Schaffner und die Kutscher brüllten einander an, e i n e Sekunde später fahren wir still weiter, die Tram geht davon, das Automobil verdirbt weiter die Luft, und unser Palmsonntag geht ruhig zu Ende. Am Montag fuhren wir nach Santa Margherita Ligure, unserem Mekka, besehen das Hotel Metropole, das fröhliche Santa Margherita, wanderten nach Rapallo, die hohen Linien dieser Meereslandschaft legten sich als zarte Maschen in dem Fangnetz der Riviera um unsere Seelen. Als wir nach Genua zurückfuhren, sang unser Herz: m o r g e n heim nach Santa Margherita.

Montag, 14. August 1911.

Unsere Fenster gingen auf das Meer. Rechts ging die dunkle Linie des Monte fino, bis sie in Porto fino abschloß; die Straße, 236

die einst Nießsche gerne wandelte, wurde uns wohl vertraut, wir fuhren sie nach Porto fino und wandelten ihr entlang. Das war der dunkle Vorhang, der die Bucht im Westen abschließt; nach Osten war der Hotelgarten die Grenze: dies kleine Meer war an Farbe und Form ein Stück Hellas. Um die kleine Bucht legte sich das kleine Santa Margherita. Am Strande spielen Kinder, sticken Frauen, stricken Fischer Netze und stecken Fremde, stranrieri, ihre Nase in alles. Der Typus der Eingeborenen unterschied sich von dem, den wir im Bochetta-Passe kennen lernten. Dort sahen wir ganz fremdartige Gesichter, die ich aus antiken Münzen kannte, schmale sibyllenartige Köpfe, ernster Blick, lange strenge Linien von der Stirne bis zum Kinn. In Santa Margherita bedienten uns runde, schwarze, funkelnde Köpfe, darunter von Adams Enkeln Pfiffikus und Pfiffika, aber alles scharmante, bewegliche und kluge Leute.

In unserem Rücken lagen schon die Frühlingswälder des Botticelli — auf Sonnenflächen und Sonnenhalden, die mit Primeln und Veilchen und Anemonen bestreut waren, in breiten Abständen lichte, schmale Buchenbäume. Keine germanischen Wälder. Aber an schönem Tage schöne Wälder.

Underswo hielten Zypressen, alte, schwermütige Helden, Wacht über ihr romanisches Land, und schauten auf die kohlschwarzen Wellen, über die funkelnde, goldene Wellenkämme sprangen, die von Chiavari nach Porto fino rollten und uns trugen.

Nach Chiavari hatte mich Fiesko, Graf von Lavagna, gelockt. Dorthin fuhren wir über Meer im Segelboot, mit zwei freundlichen Schiffen. Sie konnten das Wetter nicht ändern, sie mußten zu unserem Kummer das Segel reffen und mußten am Strande, der von Wellen gepeitscht war, den badischen Hofrat trotz seinem Zappeln in ihre starken Arme nehmen und durch die Wellen ans Ufer tragen, und dann die badische Hofrätin, die sich mit unglaublicher Hoheit wie die ligurischen Frauen im Bochetta-Passe in die Arme des jüngeren Fischers begab, um die Stadt des Fiesko betreten zu können.

Eine Woche lebten wir ein erhöhtes Leben in Santa Margherita. Ich las dort Emmy das Buch vor, das Sie, liebste Frau Schlatter, mir Ostern 1910 empfohlen hatten, Amalie Dietrich

von Charitas Bischoff, ich las es im Garten des Hotels vor, während Eidechsen geschwind im Dienste Gottes über die Kieswege eilten.

Dienstag nach Ostern nahmen wir Abschied von den freundlichen Wirten Giala und fuhren nach Pisa. Das Hotel Nettuno, an allen Gartenmauern und Dorfswänden empfohlen von Spezia bis ans Ende der Welt, nahm uns in seine Fangarme, worüber nicht zu reden ist. Sorgfältig vermieden wir bei unserem Gange in die alte Stadt das Große. Wir wandelten still durch enge Gassen, wir schauten in alte Kirchen, beschauten Läden, entdeckten die Markthallen, musterten die Massen, die durch die dämmernden Gassen in Schleiern, kurzen runden Männerhüten und drohenden Arbeiterhüten still, ohne Stauung und ohne sichtbaren Nutzen fluteten. Am Mittwoch früh gingen wir mit dem schnellen Schritte unseres Glaubens an das Unvergängliche auf den großen Platz, auf dem die vier marmornen Königsburgen der Anbetung stehen. Eine helle Morgensonnenglut lag auf dem Marmor. Zuerst betraten wir den schiefen Turm: Euer hier schreibender, oft von erregbarer Phantasie leicht in Furcht versetzter Freund ging beklommen hinauf und beklommen hinab, als er draußen war, beglückwünschte er sich freudig, den Wunderturm nun von außen und innen wahr- und leibhaftig zu kennen. Den herrlichen Dom betraten wir ohne gedruckte und ungedruckte Vorurtheile. Jedem Volk sei n e Kirchen. Uns dünkte, dieses Gotteshaus sei keine kündbare und oft leerstehende Gebetskaserne, sondern ein gottwohlgefälliges Haus. Die gleiche Rede sprach das Battisterio zu uns. Alles Werke einer breiten, nachdrücklichen und romanisch ernsthaften Aussprache des Heiligen in Stein. Der Camposanto war uns das mächtigste unter diesen Königshäusern. Die schöne Gotik, die Gewißheit, daß die Baumeister dies ihr Haus geliebt hatten, die armen zerschliffenen Zipfel vom Mantel der Helena in den erloschenen Bildern des Benozzo Gozzoli und anderer, der grüne Hof inmitten dieses Geisterhauses und das Zweiglein blühenden Flieders, das der Hausmeister meiner ligurischen Frau von Basel in die Hände legte: — das alles macht uns diesen Campo zu einem Santo.



Lieber Herr Salomon! Einer gegen tausend — unsere Briefe haben sich getauscht: heute haben wir den Ihren vom 4. August empfangen, Thymian, heute haben Sie den unsern vom 12. bis 14. August empfangen, Wermut und Rosen. Teure Freunde! Wie schwer tragen auch wir mit an Frau Doras Elend! Trost wissen auch wir nicht, außer dem einen: treue Teilnahme; Demut und Ehrerbietung gegen die ernste Dulderin. Liebe Frau Dora, ich will Ihnen einen ordentlichen zweiten Brief schreiben zwischen heute und Weihnachten, damit Sie wieder ein klein wenig lächeln!

Von Dora Schlatter.

Montlingen (Rheintal), 17. August 1911.

Der gestrige Abend war so reich durch den herrlichen Brief Deines lieben Mannes und seine ergänzende Karte, die mit derselben Post zu uns gelangten. Mein lieber Mann wird dann noch selbst danken für die vielen italienischen Bilder und Bildchen, die da vor einem aufstiegen in wechselnder Tönung.

Mich hat Herrn Doktors Auslassung über das Spruchkollodium sehr interessiert. Ich glaube aber, daß es eine Theologie geben kann und muß, so gut wie eine Astronomie, und daß Gott solche Kristalle für das Geelenleben geschaffen hat; nur sind sie außerordentlich einfach, so daß sie das kleinste Kind erfassen und der Weiseste ausfüllen kann. Die Kirche hat nur eine viel zu komplizierte Hecke gebaut, in der niemand mehr Platz hat mit den eigenen Gedanken. Und doch freue ich mich über Herrn Doktors Bezeichnung: „liebe Kirche“, wüßte ich doch nicht, wo es ein Zusammenhalten der Massen gäbe ohne diese umfassenden Arme.

Es scheint mir das Leben immer geheimnisvoller, je älter ich werde, und der fragliche Punkt, „ob ich Gottes sei“, immer kleiner und einfacher. Immer mehr sehe ich in den Stunden der Not, wo die Entscheidung ist: „Vertraust du mir in der Angst, im Verbrechen alles Irdischen, — dann findest du mich drüben in der unsichtbaren Welt!“ Es ist ein geheimes, feines Fädchen, das mich an die unvergängliche Gottesoffenbarung bindet, und das gehört mit zu meiner großen, oft überwältigenden Not, daß mir der innere Zusammenhang mit Gott reißen will

und ganz entschwinden. Ich weiß, es ist körperlich, und ich hoffe darauf, daß Gott den Durst meiner Seele nach „dem Lebendigen“ sieht und kennt und einst stillen wird in Seiner Weise . . .

Von Hermann Desfer.

Morcles, 21. August 1911.

Am dem gleichen Tage, an dem wir Herrn Salomons Brief erhielten, kam uns auch die Nachricht zu, daß unser Freund Julius Keller, ein Gymnasialdirektor, sterben werde. Er ist inzwischen heimgegangen und am letzten Freitag in Ziegelhausen am Neckar, bei Heidelberg, begraben worden. Er war einer der bedeutendsten Menschen, mit denen uns das Leben zusammengebracht hat. Er war schroff ehrlich, ein Diener des kategorischen Imperativs der Pflicht, kirchenpolitisch konservativ, religiös schroffer Theist, aber ohne Dogma. Sonderbarerweise glaubte er an die „Gottheit“ Christi, wo doch Jesus, wenn er Gott wäre, nicht von Gott abstammen könnte, — denn der Lebendige schafft nur Werdenendes. Er war leidenschaftlich musikalisch. Bach und Händel waren ihm sein Höchstes. Er war kritisch bis zur Unleidlichkeit, aber sein Herz trat ihm alle Augenblicke in umflorten Augen zutage. — Das alles schreibe ich nur um des folgenden willen.

Dieser ganz große Mensch litt seit vier Jahren und mehr an Lähmung des Nervensystems, das den Gaumen, die Zunge regiert, am Schlusse des ersten Krankheitsjahres konnte er nur noch in ganz langsamem Sprechen zerhackte Sätze sprechen, im zweiten nur noch ja und nein, im zweiten gelang ihm nur noch die Aufnahme flüssiger Nahrung — dann erstarrte die Zunge, das Sprechen — man schüttete Breie, Kakao, Milch in den Mund, sie flossen hinab ohne jede Leitung, sie führten zu schrecklichen Erstickungsanfällen, und einem solchen ist er vor acht Tagen erlegen. In keinem Augenblick trübte sich sein genialer Geist. Solange er noch die Hand bewegen konnte — denn auch dahin ging die Lähmung, auf Arme und Beine — schrieb er seine Antworten auf Schreibblöcke, da stehen nun wunderbare Echos voll höchsten Scharffinns und herzerreißenden Jammers. Schließlich sprachen nur noch die Augen.

Auch dieses alles schreibe ich nur ■■■ des folgenden willen.

Oft werden die Edelsten entsetzlich heimgesucht, wie Frau Dora und mein armer Gebattersmann Julius Keller. Er hatte den Glauben an Gott nicht festhalten können in seiner Not, wenn er nicht zuletzt ihn wieder gefunden hat. Frau Dora kennt auch die Harnesnächte, in denen sie nach Gottes Händen tastet.

Ihr zwei teuren Märtyrer habt mir mein „alt Evangelium“ von neuem gewiß gemacht, daß Gott mit Eurer Not nichts zu tun hat, wenigstens nicht als Verursacher und Verhängen. Er freut sich, wenn die Leidenden aus dem Flußschutt des Elendes Gold gewinnen, er stärkt ihre Seele, dies Gold zu erhalten in der Form von innerer Kraft und lauterer Ergebung, aber er will das Leiden nicht.

Der Mensch hat es so gewollt. Einmal vor alter Zeit verließ meine Seele Gott und ward also Materie. Und nun kommt ganz ohne Gottes Willen und verschärfende Zutat die Materie über mich, der ich Gott verließ und in die Zeit einging, die Materie mit ihrem starren Kausalzusammenhang als Krankheit, Ertrinken, Geldverlust, Familienzwist, und alles, was nur je von einem alten Mütterchen fromm zusammengefaßt wurde in das alte Wort: „Gott hat gewollt,gefügt, in seinem unbegreiflichen Ratschluß“ u. dergl. mehr.

26. August 1911.

Dem, der dieses irdische Leben verläßt, wird nach dem Maße des hier erreichten Gemüts- und Charakterstandes eine neue Erde zuteil, mit einem neuen Christus. Viele aber haben auf dieser unserer Erde die letzte Höhe erreicht, und ihr Tod führt sie in das Vaterhaus zurück, so ist wohl Michelangelo sterbend „selig“ geworden.

Nicht wahr, das alles klingt so unglaublich wie die Aussagen der Pfarrer und „Gläubigen“ — keine Rede löst diese Fragen. Gott aber weiß es besser.

Inzwischen verstehe ich nur so das Leiden der Frau Dora und aller anderen „ungerecht“ Leidenden. Ich meine das Wort ungerecht ernstlich.

Wir waren seither, liebe Freunde, zu neunt . . . Darunter zwei junge Mädchen — 18 und 24 Jahre alt. Sie waren vier-

zehn Tage mit uns und schrieben in diesem Zeitchen über 100 Postkarten. Welch ein Strom von Nichtigkeiten! Ich war entsetzt für unser Volk. Daneben las unsere 15jährige Johanna freiwillig begeistert, mit roten Wangen das köstliche Leben, das Agnes Sapper von ihrer Mutter Pauline Brater geschrieben hat: das tröstete mich für unser Volk. — Wieder erkannte ich in diesen vierzehn Tagen, daß Antipathien die große Ursache der Verödung des Seelenlebens sind: ich erkannte es an mir selbst. Immer suchten mich Abneigungen heim und beherrschten meine Gedankenwelt und erhielten Maßstäbe, die die wahre Bedeutung der antipathischen Dinge übertrieben und verzerrten. Wer ein Kind des Lebendigen sein will, sollte nur im Positiven leben, wie die alten Mystiker und die echten Pietisten.

Nun geht das Lied von Italien weiter.

Mittwoch nach Ostern verließen wir Pisa und fuhren in die Stadt, in der an einer Wand das Bild Primavera hängt, und in ein Haus, in dem der Name Adolf Schlatter\*) wie ein Sakrament verwaltet wird. In das Gästebuch des Evangelischen Hospizes habe ich ein grimmiges Gedicht geschrieben, ganz etwas anderes als die gütigen Worte, die Ihr Herr Bruder dort einschrieb. Und ich denke nicht gerade frohen Herzens an den Pferdehuf, den ich allda in den feuchten Sand drückte. Trotzdem schicke ich Ihnen einmal das Gedicht, wenn ich das Aufgesetzte wieder finde, denn es handelt vom Schönen und den Kunstgänsen und ist im Geiste der Frau Dora und des Herrn Salomon abgefaßt, steht aber am falschen Platze.

Von der Stadt des teuren Dante haben wir diesmal mehr gehabt, als neulich vor zwölf Jahren. Wir erlebten diesmal alles so innig und sahen viel weniger und also viel mehr als das vorige Mal. Damals hatten wir Santa Croce mit dem Grabmal des Michelangelo nicht gesehen, also gingen wir diesmal hin und sahen das Werk und sahen durch den kalten und nicht überwältigenden Stein das glühende Herz des Gewaltigen. San Marco hatten wir nicht gesehen und gingen nun in dieses ganz und gar mächtige Haus. Gleich im Hofe steht ein breiter, herrlicher Baum, und wer ihn versteht, geht stracks auf ihn zu, setzt sich auf

---

\*) Er hatte kurz vorher mit seinen Töchtern ebenfalls Florenz besucht und im gleichen Hause gewohnt.

die Rundbank unter seinem Dache und ist beglückt, im Hause des Fra Angelico und des Savonarola zu sein. Gegen unsere Gewohnheit gingen wir auch zu dem Zerbrochenen: eine Reihe von Räumen hat zahllose Trümmer gesammelt, die Volkswut und fromme Wut und Feuer hinter sich geschleudert hatte — Reste von Statuen, Sarkophagen, Inschriften, kleinen Gebrauchsgegenständen und solcher Dinge mehr. Nachher stieg recht liebevoll ein Bild von der Wand zu uns herab, das Ghirlandajo vor 400 Jahren für unsere Gertrud gemalt hat, das heilige Abendmahl mit der Kasse an Judas Stuhl. Endlich gingen wir, ganz gegen unsere Gewohnheit, mit einem Führer, durch die Zellen, die das zarte Kind gemalt hat. Der köstliche Führer redete kein Wort, nur hielt er einen Metallspiegel wortlos vor ein Bild des Fra Angelico nach dem andern: keines von uns dreien war beschuht bei dieser Wanderung. Als wir den letzten Raum verließen, legte ich einen Franken in die Hand des ernstesten Führers, dann nahm ich ihm das Geldstück wieder ab zu seinem unruhigen Befremden und drückte ihm fest seine Rechte. Das freute ihn ohne Worte, und er machte eine stille Verbeugung, wie die Wetterauer Bauern, wenn sie den Kelch aus der Hand des Pfarrers empfangen.

Ein andermal gingen wir in die Uffizien und sahen einen völlig mißlungenen Versuch der 5000 Europäer, die sich in den Uffizien drängten, aus den Körben der Kunst zu speisen. Auch wir sahen vor Kunstfreunden die Kunst nicht mehr und gingen müden Herzens davon. Aber dafür beschenkte uns unser alter Freund, der Palazzo Pitti, um so reichlicher. Dort strahlt das Schöne in eigenem Glanze. Das geistliche Konzert in seiner heiligen Innerlichkeit, die schöne Frau, die sich einen herrlichen Bambino geliebt hat, sie hing im Lindheimer Pfarrhause mit der italienischen Unterschrift *La madonna della sedia*, ein Wunder der Farbe — dann Tizians hüßende Magdalena mit dem schönsten Frauenhaare, auch ein paar „unechte“ Bilder (ist das nicht ein drolliges Wort, eben wie: ein unechter Apfelbaum?) und noch 13 andere schöne, gute Sachen.

Michelangelos Mediceer-Kapelle sahen wir mit erneuter Demut, seinen „David“ und andere schöne Werke des Ungleichlichen.



Auch Botticelli. Diese drei liebe ich: Michelangelo, Lionardo und Botticelli. Gründe???!! Gibt es keine. Verstehen Sie das, daß ich Botticellis Frühlingsbild Primavera nicht ausstehen kann und so sehr liebe? Es beschäftigt in unnützen Stunden zu sehr meinen Kopf. In nützen Stunden aber begrüße ich den schönen Mann, auf den die Natur ihre Wunder hinhaucht, die schönste Frau den Segen ihrer Augen senkt, für den der Falterflug feinsten Gedanken den Reigen der Anmut schwingt, damit er als die Menschheit das alles mit starker Seele sammle und irgendwie verwirkliche. Ach, diese schöne Frau, diese feinen Seelenkörper, wie haben sie gelebt wie Uhdes derbe, mir so liebe Menschen, und leben immer, leben nicht in einem frechen Mittagslicht wie Liebermanns Andeutungen von Menschen, sondern in einem Mut machenden Morgenschein.

Michelangelo liebe ich wegen der Majestät seines Lebens, Lionardo wegen seiner lichten Klugheit, Botticelli wegen der Nächte seiner Traurigkeit. Natürlich hätten wir Fiesole gerne wieder gesehen, aber wir sahen es, wie der Gießener Commis voyageur, der im festen Rupeeschlaf morgens um 4 Uhr durch den Magdeburger Bahnhof gefahren war. Wir fuhren in der Tram an tausend Wagen, Automobilen und Radfahrern vorüber hinauf, an dem Nachmittage, an dem dort der „König Dedipus“ gespielt worden war. Zehntausend Florentiner warteten auf unsere Tram in Fiesole — — da blieben wir in der Tram, als der allerletzten Möglichkeit auf Erden, im Dunkel nach Florenz zurückzugelangen. Trotzdem war selbst diese Fahrt göttlichen Inhaltes. Wir hatten Fenster in der Tram, Augen im Kopfe, die Sonne beleuchtete mit rotem Scheine Florenz und das Arnotal und die Frühlingswiesen des Hügels und die Windungen der schönen Straße und das Haus unseres Arnold in San Domenico.

Hört nun den Sang von Siena!

Manch ein jemand hatte gesagt: Siena müssen Sie sehen.

Also fuhren wir am Freitag vor dem Weißen Sonntage über Empoli nach Siena, durch eine bezaubernde Landschaft breiter Täler, Hügel, die mit Goetheschen Pachthöfen gekrönt waren, durch Felder, die von Damon und Phyllis erfunden waren, wohl geordnet, sinnvoll ausgenützt, drei Ernten in einem vorbereitet, —



Weinreben von Maulbeerbaum zu Maulbeerbaum sich schwingend zum grünen Rahmen um das Ackerfeld, über dieser nutzbar schönen Gegenwart die Vergangenheit des Trostes und der Manneskraft. Jede Vor-Vorstellung von San Gimignano versagt vor der Wirklichkeit, denn wer kann sich vorher eine steinerne Stadt vorstellen, die aus dem steinernen Berge emporsproßt in einer finsternen, gewaltigen Mauer, man sieht nur die schwarze Mauer überragt von fünf finsternen Türmen, fünf abgestumpften schwarzen Kegeln? Man sieht kein Haus, keinen Schornstein, keinen Rauch, nur ein schmales Tor zeigt, daß diese Riesenbildung eine Stadt ist. Das Auge des Vorüberfahrenden hängt an diesem Werke des Zornes, bis der Zug zu lieblicheren Bildern den tief Erstaunten entführt. Dann kommt die große Stadt auf dem Berge, in der die fromme Frau einer Königin schrieb: „Wache auf, meine Tochter, denn die Zeit entflieht und wird dir nicht mehr gegeben.“ Der Berg ist ein  $\Sigma$ , ein liegendes Ypsilon, wo die Schenkel zusammenstoßen, gehen die flachen, amphitheatralischen Treppentufen hinab auf das prächtige Rathaus zu, dort sitzen noch heute, alljährlich, auf diesen Stufen die Tausende Sienesen und Fremde, um das große Rennen zu sehen, das auf dem obersten Bogen dieses riesigen Amphitheaters dahinjagt, in ihrem Rücken und doch sichtbar. Zwanzig Paläste stehen noch heute zum Zeugnis dafür, daß Siena seine marokkanischen Angelegenheiten mit der Schärfe des Schwertes ordnete. Und über dieser wunderbaren Curia, diesen sauberen Gassen und zwanzig Palästen krönt sich die Bergstadt der heiligen Katharina mit dem schönen Dom, der Dom mit der schönen Kanzel und dem malerischen Fliesenboden. Höchst wunderbares Siena, wohl wert, daß man dort Wochen weile, versenkt in seine Architekturen und in die Fernblicke in die weite Landschaft.

Am Weißen Sonntag fuhren wir von Florenz nach Lugano. Die Fahrt über Pistoja nach Bologna hatten wir damals in schwerem Regen und Dämmerung gemacht, jetzt hatte der Himmel alle Vorhänge beseitigt, und wir hatten zum zweitenmal die Freude, den steilen Apennin deutlich zu sehen. Wer Augen hat zu sehen, der sieht von Bologna bis Mailand fünf Stunden lang den Zauber der Ebene: Wiesen von Maulbeerlinien geschieden, Gräbchen, weiße Farmen, ferne kleine Städtchen, ferne kleine

Residenzen, Straßen, die ferne ziehen, der Apennin zieht mit bläulichem Stifte steigende und fallende Linien am Horizonte.

Schlachtfelder, Namen von Männern und Frauen, Maler, Bildhauer, Baumeister, Drang und Sorge, Deutsche, die dort fielen, Italiener, die dort lachten, geigten und schwärmten — dann führt der Zug uns vorbei.

Nachts um 12 Uhr ruft es: Lugano.

Ein Großes an der Selbstbildung ist das Wachsen und Reifen des Sinnes für die Gerechtigkeit; lasset Euer Kirchspiel nicht zugunsten der weiten Welt, hungert nach der weiten Welt, damit Euch das Kirchspiel nicht ausdörre.

Stand das nicht auf den ungeschriebenen Blättern unseres ungeschriebenen Tagebuches?

Heute ist Emmy mit ihren zwei Großen auf den Dents de Morcles.

Von Hermann Döser.

Karlsruhe, 9. September 1911.

Unsere Briefe aus Morcles waren nur eine einzige Sehnsucht für Sie, daß Ihr Leiden von Ihnen genommen werden möge und ein sanfter Lebensabend Ihnen beschert werden möge. Darum wollen wir heute, am Vorabend Ihres Geburtstages, nur sagen:

Mit Gott ins neue Jahr!

Wir fangen schier mit Ihnen ein neues ebenfalls an. Das neue Seminarjahr ist auf jedem Pfade bei Morcles mit mir gegangen, die schwerste aller Fragen war die nach mir. Wenn ich den 10. September 1912 erlebe, will ich Ihnen schreiben, was ich das Jahr zuvor an mich für eine Frage stellte.

Die ganz äußere Frage kann ich Ihnen aber heute schon beantworten.

1883 kauften „wir“ — das Stift, zwei Häuser in der Sophienstraße, die für alles paßten, außer für ein Schulhaus. Diese zwei Häuser enthielten das ganze Seminar\*), Schule, Internat und Dienstwohnungen. Da wir zusammengepfercht waren wie Schafe, so drängte ich, bis Behörde und Staat schrittweise nachgaben. Wir erhielten den ersten Neubau von 1890 — Sie

---

\*) Er hatte in dem Brief Grundriß-Skizzen der verschiedenen Häuser und Bau-Epochen eingezeichnet.

verstehen, daß es ganz ungenügend war . . . Also — kaum waren wir in diesem Puppenhäuschen, so mußte ich wieder betteln gehen, ungnädige Konferenzen, „uferlose Pläne“!

Und so schritten wir 1898 zum Erweiterungsbau . . . 1883 hatten wir 72 Schüler, 1890 ähnlich, 1898 100 und 1910 150 Schüler.

150 Leute in diesen bescheidenen Räumen. Da nehme ich Ende Juli 1910 meinen Chef nach den Prüfungen mit, kleidete mich mit Thors Stärke-Gürtel, zeigte ihm den Mangel und brachte ihn (den lieben Chef, denn lieb ist er) in Rage. Am 1. August dieses Jahres ersteht nun a) der Erweiterungsbau, b) der Neubau — . . . Halleluja!

Mein altes Amtszimmer 1890—1898 ist nun ein eben genügendes Landkarten-Zimmer!

Auf meinem Grabe mögt ihr lesen:  
Das ist ein Häuserbauer gewesen!!

Eben schlägt es sieben Uhr abends, der Brief muß fort, Emmy schreibt in einigen Tagen.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 14. September 1911.

Mein Büchlein wanderte zu Ihnen als vorlaufender Gruß und Dank für Ihr liebes Gedenken an meinem Geburtstag.

Ihr lieber Brief gab uns eine ganze Bangeschichte Ihrer Anstalt, und wir wunderten uns, wie lange Sie sich in unvollkommenen Räumen gedulden mußten. Wir sehen, daß Sie müde sind und die Neugestaltung und die daran hängende Arbeit mit Sorgen begleiten. Wer eben innerlich das Leben lebt und erlebt wie Sie, der fühlt die Last doppelt drücken. Ich begreife so gut, daß Sie nach einem Feierabend anschauen! Sogar wir tun es wieder mit Sehnsucht (allerdings vergeblich), da der Tram-bau an unserer Straße uns so schrecklichen Lärm bringt und uns für immer ins Gewühl stürzt.

Und nun erlauben Sie mir ein Wort zum Büchlein. Sie sehen, daß sich Max Grosse des verschnupften „Am Bach“ angenommen hat. Ich hatte ihm den Vorschlag gemacht, aus allen im früher Reichschen Verlag liegenden drei Büchern ein Bändchen zu machen. Er wollte den „Bach“ allein nehmen und bestand sogar

darauf, das „Tagebuch“ beizubehalten. So wandert es denn nochmals hinaus in die weite Welt. Ob es gelesen wird, weiß ich nicht. Ich schreibe eben nicht für die Lauten; mein Erleben ist ein kleines, stilles, wie Sie aus dem „Stock-Anneli“\*) sehen. Mein lieber Mann sitzt neben mir am Reißbrett und grüßt Sie herzlich.

Unser 10. September war bezeichnet durch einen Besuch meines Tübinger Bruders, der lebhaft erzählte von seinen Konferenzen in Barmen und Essen. Wir sprachen von Jatho. Er bedauert, daß sich die Sache gerade an diese Persönlichkeit und an die große Stadt Köln geheftet hat. Wir kamen aber nicht bis auf den Grund der Sache, da wir unterbrochen wurden mitten im Faden.

Von Dora Schlatter.

St. Gallen, 25. November 1911.

Emmys lieber Brief verrät uns, daß Sie morgen Ihren Festtag still und froh begehen. Da möchte ich Ihnen wenigstens warm die Hand drücken und Ihnen sagen: Gott segne Sie!

Jahr um Jahr zieht dahin als Seine Gabe. Er legt hinein Wachstum und Reifen und zeigt uns immer mehr den Wert des Lebens, der darin besteht, daß unser Lieben einfacher und reiner wird und dadurch ähnlicher dem ewigen Lieben.

Ich denke mit warmem Herzen an Sie beide. Wenn ich wieder einmal heller sehe durch den Urwald von Not und Arbeit, der sich gegenwärtig häuft, schreibe ich an Emmy. Vorläufig danke ich warm fürs liebe Brieflein. Marie ist seit gestern im Spital und wird an den Augen operiert. Nun bin ich etwas angespannt nach Leib und Seele.

Aber ich feire Ihren Geburtstag doch mit in heller Freude.

Von Hermann D e s e r.

Weihnachten 1911.

Liebe Frau Dora! Lieber Herr Salomon! Lieber Herr Salomon, an dem Tage, an dem Du Deinen Vater begrubst\*\*), nahm ich mir vor, Dir ein rechter Bruder zu sein. Hier steht es.

Liebe Freunde, wir legen heute zwei Büchlein in Eure Hand,

---

\*) Christoterpe 1912.

\*\*) Salomon Schlatters Vater war im Spätherbst im Alter von 81 Jahren gestorben.

die Eure Hand suchen. Sie sind von unserem Freunde Paul Jaeger geschrieben, einem Manne ohne Handbewegung und Mienenspiel, er spricht und schreibt ohne Mittel, so einfach, daß man meinen könnte, es wäre nichts dahinter, so einfach, wie man damals sprach, als es am Galiläischen Meer noch keine Bäckchen und noch nicht einmal einen Salar gab. Den „Krankentrost“) lege ich in Deine Hand, der Du ihres Herzens Tröster sein mußt, das Buch vom Lebendigen\*\*) in Ihre Hand, da Ihnen die schweren Tage und die langen Nächte anvertraut sind. Wenn Ihr auf der Schutzdecke „Asmus der Jüngling“ aufgedruckt findet, so entsezt Ihr Euch — sehr zu unserem Vergnügen.

Natürlich war das erste Vierteljahr des neuen Schuljahrs schwer, Ihr kennet ja schon lange das Päckchen auf unseren Schultern. Doch es war nicht zu schwer. Aber es hat das Persönliche stark verschnürt . . .

Am 4. Dezember abends 9 Uhr bis 9.20 habe ich in der Loge eine „Zeichnung“ über die einzige Realität in der Weltgeschichte über Jesus Christus gehalten, in zwanzig Minuten habe ich in das Sohlenleder fünfzig dicke Bergschuhnägel mit raschen, kurzen Schlägen getrieben, alles andere als eine Theologie oder gar ein Bekenntnis. Ich habe noch fünfzig Nägel übrig, die sind für die „Selbsterlösung“ für den 8. Januar bestimmt.

Kennt Ihr Rudolf Gucken, den feinen und ernsthaften Philosophen in Jena, Mann von weitem Einfluß in deutsch-protestantischen Kreisen? Er hat neulich ein Büchlein herausgegeben: „Können wir noch Christen sein?“ Ich will es in diesen Ferien lesen, dann erzähle ich Euch davon. Jetzt frage ich noch eines: „Kennt Ihr den armen, kleinen, im Januar gestorbenen englischen Schwarz-Weiß-Künstler Aubrey Beardsley?“ ein famoser Schmetterlingsfänger, er hat den modernen Moder gesehen und zu Papier gebracht. Er ist noch ernster als seine Bilder. Und so arm.

An das Vorlesen an den Abenden sind wir seit September so gut wie nicht, d. h. kaum je gekommen. Grund — Müdigkeit des Herrn Archemoros am Abend . . .

---

\*) „Gottfinden und Überwinden“. Krankenbetrachtungen. Stuttgart 1911.

\*\*) „Unterwegs“. Wanderungen zum ewigen Quell. Stuttgart 1911.

Lebt wohl, Ihr allerliebsten! Gute Weihnachten! Tren Eure

2 X 3.

(In das Büchlein „Gottfinden und Überwinden“ hatte Deser als Widmung geschrieben: Über allem Herrlichen ist eine Hülle, und in „Unterwegs“: Wo gehen wir hin? Immer nach Hause.)

Von Hermann Deser.

Karlsruhe, 27. Dezember 1911.

Erst muß ich Euch von Gertrudli erzählen. Sie ist eben mit neuneinhalb Jahren in einem köstlichen Alter, dem Alter, in dem die Verwunderung anfängt. Als Euer vorletzter Brief ankam, sah sie sofort, daß kein schwarzer Rand da war. Sie sagte so recht kindlich ernsthaft und halb verweisend: „Jetzt ist erst neulich der Vater gestorben, und es ist kein schwarzer Rand da!!“ Das war genau dieselbe Verwunderung, die die japanesische Doktorin hatte, die bei meiner Base, der Geheimrätin Külz in Marburg wohnte. Einmal vergaß man dort in der Eile das Tischgebet, sie aber vermißte das heidnische Sakrament der Form und sagte ganz verwundert: „Warum mach Sie nid Wö-wö-wö?!“

Mein lieber Vater, einst lutherischer Pfarrer in Lindheim, Hessen, erlaubte meiner Mutter nicht, schwarz zu tragen, als seine Mutter starb.

Wenn im Jahre 2012 ein Buch über die Ermordung der Seele durch die Form geschrieben wird, dann steht dort das entseßliche Wort, das das deutsche 19. Jahrhundert schuf als das große Zeugnis für das Absterben der Seele: „abtrauern“.

...

Und nun zum Weihnachtsabend. Wir haben  $3\frac{1}{2}$  Stunden beschert, in Worten drei und eine halbe Stunde! Wir ziehen von Platz zu Platz, jedes Geschenk ist eingewickelt und wird bei dem schönen Rundgang aufgewickelt, erwartungsvoll und ungeheßt. Die Kinder haben eine besondere Freude ■■■ Geschenken, die früher anderen gehört haben, etwa Hedwig, der Tante Lina in Gießen oder gar der Mama. Getrommelt wurde diesmal gar nicht, dafür steht Emmy unter ihren drei Musikanten und bringt Begeisterung in ihr Hörlein. Gertrud spielt auf der Geige vom Blatte, als bläse sie die Mutter[sprache ihrer Seele. Gerhard wird mit seiner dicken Madame von Cello jetzt auch besser fertig, Hannchen




spielt das Instrument, das ich nicht liebe, das Klavier, so gut, daß ich lächle, wenn ich zuhöre, und Emmy lernt sich in die zweite Geige ausgezeichnet ein. Zu meinem Geburtstage spielte das liebe Trio mir das Ave verum. Jetzt studieren sie die Musik, die das Christkind brachte.

Das Heft hat mich ganz beglückt\*). Das ist die natürlichste Form, in der tiefe Worte zu einem kommen sollten. Man erhielte dann weniger Bücher und hätte ein Vielfaches von ihnen. Ich habe das Büchlein durch und durch und besinnend und fragend gelesen, vieles, eigentlich alles gern. Ich verstehe nicht alles. Das kommt daher, daß ich langsam begreife. Rudolf Reich sagte mir vor Jahren, man müsse manches tun aus Liebe zu Gott. Ich verstand das gar nicht, und er konnte es mir nicht klar machen. Jetzt verstehe ich ihn . . .

Von Jatho etwas.

Wir vier Verbundenen sind nicht bestimmt abzulehnen. Wir sind zum Gehen geboren, zum Schauen bestellt. Das Echte in Jatho zu ehren, ist ein Befehl an uns, auch wenn wir gar nichts von ihm empfangen, oder besser: gerade, wenn wir gar nichts von ihm empfangen. — Ich bedachte dieser Tage, woraus unsere 143 Schülerinnen ihre Kultur aufgebaut haben, und erkannte, daß die Theologie gar keinen Anteil dabei gehabt hat. Die Theologie könnte verloren gehen und keine der 143 vermisse sie nur für eine Sekunde. Für sie ist die theologische Lehre keine historische Wissenschaft. Für sie ist die Theologie am Strome der modernen Kultur wie ein Hund, der einen fröhlichen Zug zornig anbellt. Ja, Christus hat sie alle erreicht, durch die Kinderjahre, aber als sie anfangen, an ihrer persönlichen Kultur zu arbeiten, sind sie der Theologie bewußt aus dem Wege gegangen. Seitdem ich im Hause bin, hatten wir fünf evangelische Religionslehrer, die drei ersten flossen ab, wie Wasser am Gummimantel, erst Jaeger und nun Hesselbacher fassen die jungen Seelen an, weil sie — Grenzfragen, Weltanschauungsfragen behandeln, und nur so weit sie diese behandeln. Seien wir also dankbar, daß es Leute gibt, die Kraft einer inneren, modern gestimmten Musik diese junge Welt von heute erreichen.

---

\*) Ein handschriftliches Heftchen mit kurzen, besonders prägnanten Sätzen  Predigten, Briefen usw. von Professor Adolf Schlatter.

Dieses Jungvolk will geschichtliche Wahrheit, und haßt sie — es will keine Mythologie von Christus, und will zugleich diesen historischen Christus nicht auf das Gewissen gebunden haben — mit Gottes Zulassung, denn er ist nicht so dippelig wie seine Pedanten im Salar.

...

Das „Stock-Anneli“ haben wir zusammen gelesen, neben Ihnen sitzend. Ottenhöfen hat uns eine Vorbereitung dazu gegeben: wir kannten die Passionsblume nur am hohen Strauch, der aus dem Boden am Hause klettert, in Seebach bei Ottenhöfen, im Fenster des „Hirschen“ aber stand im Topf ein blühender Stock, wie ihn Ihre Anne pflegte.

Eben schreibt in Deutschland niemand so wie Sie, auf die alte, ernsthafte, innige, schmucklose Art.

„Schwänberg“\*) habe ich so gelesen, wie man Bücher lesen muß, und habe eine rechte Freude darin gehabt. Wie verwaist und einsam und antwortlos liegen Dörfchen in ihren Mulden, stehen alte Häuser am Wege. Dann kommt der liebe Topfgucker, der Wilhelm Raabe oder der Salomon Schlatter, holt die „Zuberbühler“ aus den alten Stuben heraus und stillt uns Wanderern den Hunger nach guter Kunde von Häusern und Höfen.

Ja, der Topfgucker warnt schon heute die Wanderer, die in 500 Jahren des Weges kommen und über dem Türsturz lesen: „Wart ■ Wili.“\*\*) Dann stehen Frauen, Dichter und der Pilgrim auf Erden davor und wiederholen in ihrer Seele:

Wart ■ Wili!

„Am Bach“ ist eigentlich ein ganz neues Buch, mit sehr schönen neuen Gaben von edlen Seelen, ein Buch von der verborgenen Schönheit. Als ich das Neue las, kamen mir oft die Tränen.

Ihren Schweizer Frauenkalender habe ich gründlich angesehen, um seine Gesichtszüge zu erkennen. Die Frauenarbeit der Vergangenheit ist's nicht mehr. Kein Traktat, keine Sammlung

---

\*) Eine baugeschichtliche Monographie über den alten Weiler Schwänberg in der appenzellischen Gemeinde Herisau, von Salomon Schlatter, im Appenzeller Jahrbuch für 1912.

\*\*) Salomon Schlatter hatte gefragt: Wie soll unser neues Häuschen heißen: „Solavers“? „Wart e Wili“? „Zum stillen Hüsl“?

molluskenhafter Zarthelten. Es ist viel kräftig Gemeintes dort vereint.

Lebt wohl, Ihr Getreuen, herzlich lieb haben wir Euch! Glück auf mit dem neuen Hause, mit dem lieben — „Wart e Willi“, dem Häuslein, in dem Ihr nicht geschwinder sein wollt als unser Vater im Himmel.

Treu und dankbar

Euer Hermann Deser.

\*

## Sein Heimgang

Die Weihnachtsferien brachten stille, arbeitsfreie Tage, wie sie in unserer Häuslichkeit so selten geworden waren, und liegen nun für mich wie ein stilles Leuchten über dem Sonnenuntergange dieses lieben Lebens.

Am 8. Januar sprach mein Mann noch einmal öffentlich bei seinen Freunden, denen er in der Weihnachtszeit seine Stellung zu Jesus Christus in einem Vortrage klar gelegt, und nun am zweiten Abend ergänzt und vertieft hatte. Sie waren alle tief ergriffen von seinem lebendigen Bekenntnisse; er selbst hatte das Gefühl, daß er an jenem Abend sein Innerstes ihnen geoffenbart hatte, und da er sich scheute, seine ernstgemeinten ihm heiligen Bekenntnisworte zu verflachen, entzog er sich nachher still ihrer abendlichen Gemeinsamkeit und eilte ungesehen heimlich zu mir nach Hause. Ich war erst erschreckt, es sei ihm etwas zugestoßen, da er so unerwartet früh die Türe öffnete, aber die Weihe und das beglückte Schweigen, das über ihm lag, und seine Worte: „Es ist mir heute geglückt, Liebe, da verlangte es mich heim zu dir,“ beruhigten mich schnell.

Das Jahr 1912 hatte gleich mit Krankheit bei uns eingesezt. Erst legte sich Gertrud mit Röteln, die bei jedem Aufstehen von neuem ausbrachen und so sich über fünf Wochen hinzogen. Dann packte mich eine schwere Influenza, die seit Wochen schon mit asthmaartigen Anfällen mich geplagt hatte. Am 18. Januar sollte ich mittags zum ersten Male einen Aufstehversuch machen, der leider mißglückte. Die Betrübniß meines Lieben darüber war so groß, daß ich um seinetwillen es später nochmals versuchte, um ihn am Leetisch zu überraschen. Er selbst tröstete mich noch über meine Schwäche und machte mir Mut zum Bleiben. Obschon er sich selbst nicht frisch fühlte, wollte er dennoch um seiner lieben Schülerinnen willen auf ein Stündchen der festlichen Veranstaltung des Ostmarkenvereins beiwohnen, für die er selbst noch „Schillers Totentlage“ zum Vortrag bestimmt hatte. Dort ist er, von einem Gehirnschlag getroffen, zusammengebrochen.

Am Abend brachten sie ihn mir nach bangem Warten auf einer Bahre nach Hause, auf der rechten Seite gelähmt und ohne Sprache. Aber sein Auge suchte meinen Blick ununterbrochen, und als er mit Hilfe der herbeigeeilten Krankenschwester und unseres treuen Hausarztes wohl gebettet war, da streckte er mir die bewegliche linke Hand mit liebe reichem Lächeln hin, und der Druck seiner Hand und sein Blick ~~war~~ wie ein um

Verzeihung bitten um das große Weh, das er mir angetan hatte. Dann folgte eine schwere, lange Nacht und ernste Tage. Alle Lieben im Stifte, unsere mütterliche Freundin Frau Prinzessin Wilhelm von Baden, der nimmermüde Hausarzt, die treuen Diaconissen und der Krankenpfleger, sie alle halfen in nimmermüder Liebe um die Erhaltung dieses theuern Lebens zu kämpfen. Dann ward es scheinbar licht. Langsam, ganz langsam kam am Montag das liebe Leben zurück, Wort um Wort fand, wenn auch mühsam, den Weg zum dankerfüllten Herzen. Dem Leben zurückgegeben, wünschte der liebe Kranke etwas von mir, das wir nicht verstehen konnten, aber er ließ nicht nach, mit seiner gesunden Hand mühsam die Kranke zu suchen, dann hörten wir ihn langsam die Worte des Vater-Unser sprechen. Von da an beteten wir wieder jeden Morgen in der Frühe zusammen, wie wir bisher jeden Abend Hand in Hand den Tag beschlossen hatten. Da ich selbst noch nicht erholt war, mußte ich jede zweite Nacht von nun an schlafen gehen. Das war hart für uns beide, wir wollten aber gehorsam alles tun, was uns neues, frohes, gemeinsames Leben versprach. Wenn ich nach einer solchen Nacht morgens in der Frühe ins Krankenzimmer trat mit frohem, hoffenden Morgengruße an die beiden treuen Pfleger der Nacht, da erwartete mich schon immer ein beglückendes, glückliches Lächeln meines Herzens, und jeden Tag ging es ein sichtbares Stücklein voran, so daß der liebe Krankenbruder eines Tages meinte: „Wenn es so weiter geht, dann sitzen der Herr Hofrat in vierzehn Tagen im Fauteuil!“ Das machte unserem lieben Kranken Mut, und er versuchte manches Mal, wenn auch mühsam, mir seine Freude darüber kundzutun, daß er doch noch ein wenig bei uns bleiben dürfe. Sein krankes Gertrudli vermißte er sehr, deshalb ließ ich sie tagsüber im Nebenzimmer spielen, damit er sie hören und auch zuweilen kurz sehen konnte. Wenn sie an sein Bett kam und den lieben Vaterli still streichelte, dann ging ein Leuchten über sein Gesicht, und er strich ihr zärtlich über ihr blondes Köpfchen. Hannchen durfte sich oft ein halbes Gründchen still neben ihn setzen, das tat ihm wohl. Einmal ließ ich auch Gerhard zum „Guten-Morgensagen“ an sein Bett kommen, da kam ein schmerzliches Weinen über den lieben Vater, wohl im Gefühl seiner gebrochenen Kraft, die dem einzigen lieben Bübchen nicht mehr das werde sein können im Leben, was er sich erhofft hatte. So lebten wir die Tage still, aber hoffend und glaubend.

Am Mittwoch, den 31. Januar, kam nach dem Umbetten ein müder Tag für unseren lieben Vater. Er machte kaum einen Versuch zum Sprechen. Dann folgte eine bange Nacht der Unruhe. Auf seine Klage morgens um vier Uhr, daß sein Herz so unruhig sei, nahm ich ihn tröstend in meine Arme, wo er auch noch ein Stündlein erquickenden Schlaf fand. Der Donnerstag war still und ernst, der frohe Blick war verschwunden, und traurig sah er allem meinem Tun zu. Als ich einmal still am Bette stand, da sagte er mit Aufbietung aller seiner Kraft: „Du tapfere Frau.“ Das war sein letztes, liebereiches und mich immer tröstendes Wort an mich, der Abschied und die Mahnung, tapfer zu sein und zu bleiben für seine geliebten Kinder. Und dies Wort hat mich gehalten. Von da ab ging es mühsamer, langsam kamen die Herz- und Atembeschwerden, und wir waren oft zu viert um den schwer mit Lust Ringenden bemüht, ihm die qualvolle Bangigkeit zu erleichtern. Am Freitag in der Frühe, als ich herüberkam, waren die lieben Augen

müde geschlossen, aber er hörte meinen Gruß und streckte mir seine Hand entgegen, die ich nicht mehr gelassen habe, bis wir ihm beide Hände falten durften zur ewigen Ruhe. Samstag, den 3. Februar 1912, mittags  $\frac{1}{2}$  1 Uhr, ist mit einem letzten Seufzer seine Seele frei geworden. Friede und Freude lag in seinen stillen Zügen, und Friede war auch in meinem Herzen eingezogen trotz stillem Weh. Was ich am 18. Januar noch nicht gekonnt hätte, das hatte Gottes Güte durch die Gnadenfrist des Krankenlagers an meiner Seele gearbeitet: ich durfte still und dankbar in Seine Hand zurückgeben, was er mir an tiefem Glücke ein Leben lang geschenkt hatte, Seine Hand festhaltend und dessen gewiß, daß Er uns nicht waisen lasse, sondern zu uns komme.

März 1921.

Emmy Deser.

\*

## Dora Schlatters Lebensende

Der Glückwunsch zum „Wart u. Wili“, „dem neuen Häuslein, in dem Ihr nicht geschwinder sein wollt als unser Vater im Himmel“, war das letzte Zeichen aus dem irdischen Leben des lieben Freundes nach St. Gallen. Bald darauf erschütterten die Berichte von seinem Schlaganfall und seinem Heimgang Dora Schlatters Herz aufs tiefste. Sie schrieb am 25. Januar an Frau Emmy: „Wenn wir so viel entbehren und immer von dem Verluste sprechen und suchen, wo noch ein Schimmerchen von ihm übrig blieb, so viel mußt Du das Entbehren spüren. — Ich empfinde in seinen Büchern und Briefen wieder neu den ganzen Reichtum seines Herzens und Geistes . . .“ Es war eben ein Verkehr gewesen zwischen den beiden, wir dürfen sagen den vierten, viel intensiver, als die spärlichen Briefe ahnen lassen. Alles, was das Leben brachte, stand unter dem Gesichtswinkel des Freundes, wurde auch ohne Aussprache mit ihm erlebt und geteilt. Da war der so plötzliche Abbruch des Bandes ein schwerer Verlust und das Gefühl der Verarmung des eigenen Lebens, das jedes beim Tode eines Nahestehenden befällt, ein besonders starkes. Um so treuer wurde von da an das Freundschaftsverhältnis zur Witwe Desers gepflegt. Der Sommer des Todesjahres brachte ein Zusammentreffen in Grabs, wo wir ein paar Ferienwochen verbrachten, gefüllt mit wehmütigen Erinnerungen.

Der Bezug des neuen Häusleins hoch oben über der Stadt, mit dem weiten Blick nach Westen in die schönen Sonnenuntergänge brachte Dora viel Freude. Ihr „Schneckenhüsli“ verschönte ihre letzten Lebensjahre, die körperlich ja immer schwerer wurden. Zu aller eigenen Not kam nur zu bald noch die große Weltnot des Krieges. Ihr warmes Herz trug sie besonders schwer, und ihre Gedanken konnten sich nicht lösen von all den traurigen Bildern, welche die Zeitungen erfüllten. Wie froh war sie, daß Hermann Deser, der feinfühlende, der so warm zu den jetzt feindlichen Völkern, vor allem dem England Carlyles hinübergeschaut hatte, diese Fluten des Hasses und der Verheerung nicht mehr mit ansehen mußte. Als der Winter 1914—15 den mühsamen Stellungskrieg brachte für die kämpfenden Armeen und für sie allerlei neue körperliche Erschwerungen, da lag sie in ihren vielen schlaflosen Stunden in teilnehmenden Gedanken mit den Soldaten im Schützengraben und

mit den Verwundeten auf der kalten Erde. Zur lieben Freundin in Karlsruhe mit ihren drei heranwachsenden Kindern, wie zu den Familien der Verwandten in Deutschland ging ihr treues Gedenken gar eifrig. Standen doch drei Neffen in den deutschen Armeen, von denen einer schon im Oktober 1914 an schwerer Verwundung im Lazarett starb.

Der Frühling 1915 brachte Dora schwere Tage, eine heftige Bronchitis, wie sie sie schon früher ein paarmal überfallen hatte, wuchs rasch zur Lungenentzündung aus. Das Herz, das von allem Schmerz des schmerzreichen Lebens geschwächt war, hielt die Anstrengung nicht lange aus. Große Besorgnis um ihr Leben erfüllte die Nahestehenden. Sie aber, die dem Sterben durch Jahre hindurch mit Zittern entgegengesehen hatte, in der Sorge, ob sie imstande sein werde, „tapfer“ sterben zu können, sie spürte die Todesnähe nicht. Ihre Gedanken waren noch bei allen Lieben und Freunden, sie schrieb am letzten Tage noch Geburtstagsgrüße. Am Samstagabend spät kam eine Krankenschwester, um ihre Pflege zu übernehmen. Als diese gegen Morgen einmal, durch einen starken Bangigkeitsanfall der Kranken erschreckt, aus dem Nebenzimmer herbeieilte, sah Dora, daß sie auf bloßen Füßen gekommen war. Sie ließ sich keinen Dienst leisten, bevor die Schwester in ihre eigenen Pantöffelchen geschlüpft war. Treue Sorge um ihre Umgebung war ihr letzter Gedanke. Nicht lange nachher, am Sonntagmorgen, den 25. April 1915, kamen wir zu ihren letzten Atemzügen. Unbewußt und ohne Abschied war sie hinübergeschlummert.

Sterbensbitterkeit blieb ihr erspart,  
Die Seele war bereit zur Himmelfahrt.

Gestorben ist ihr Elend, sie selber nicht.

März 1921.

Salomon Schlatter.







PT  
2443  
037  
Z52  
1929

Oeser, Hermann, 1849-1912.

Briefwechsel zwischen Hermann Oeser und  
Dora Schlatter. Hrsg. von Emmy Oeser und  
Salomon Schlatter. Mit Einleitung von Paul  
Jaeger. 8. Aufl. Heilbronn, E. Salzer, 19  
256p. ports. 22cm.

1. Oeser, Hermann, 1849-1912. 2. Schlatt  
Dora, 1855-1915. I. Oeser, Emmy, ed. II.  
Schlatter, Salomon, ed. III. Schlatter, Do  
1855-1915.

CCSC/mmb

A2944

● A2949

